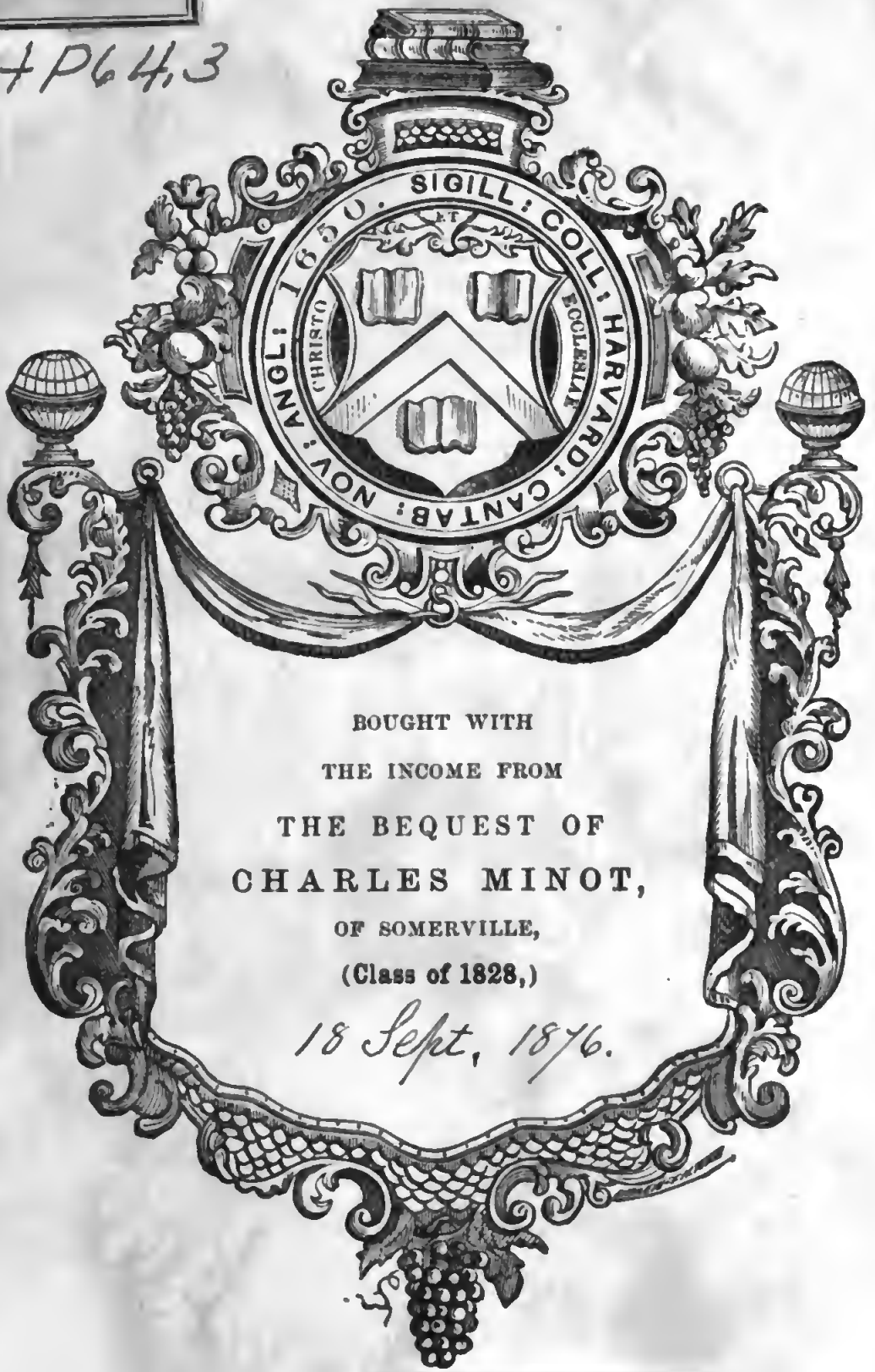
7-82
HP64.3



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
18 Sept, 1876.

Historisches

Taschenbuch.

Fünfter Jahrgang.

VIVE. BIBE. OBGRÆGARE. MEMOR FAVSTI HVIVS. ETHVIVS.
POENÆ: ADERAT CLAVDOHÆC ASTERAT AMPLA. GRADV *1525.*

Historisches

Taschenbuch.

Mit Beiträgen

von

Förster, Gans, Loebell, Stieglitz, Wachsmuth,

herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Fünfter Jahrgang.

Mit den Faust'schen Bildern aus Auerbach's Keller zu Leipzig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1834.

HP64.3

1876, Sept. 18.

Inhalt.

Seite

I. Wallenstein als regierender Herzog und Landesherr. Von Friedrich Förster . . 1

II. Die Sage vom Doctor Faust. Von Dr. Christian Ludwig Stieglitz d. Aelt. 125

III. Ueber das Principat des Augustus. Von Johann Wilhelm Loebell . . 211

IV. Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter. Von Wilhelm Wachsmuth . 281.

V. Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Von Eduard Gans. Dritte und vierte Vorlesung 409

I.

Wallenſtein

als regierender Herzog und Landesherr.

Von

Friedrich Förſter.

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn uns bisher Wallensteins Name in den Geschichtbüchern genannt wurde, lernten wir nur den unternehmenden und gefürchteten Feldherrn, und auch diesen nur unter sehr abenteuerlicher Maske, kennen; von dem regierenden Herzoge von Friedland, von dem Schöpfer eines Staats, den er aus der Zerstörung des Krieges und der Rebellion hervorrief, geschah noch von keinem der Biographen Erwähnung, und noch immer drängt in unserer Vorstellung das Bild des Theaterhelden, welches der hochbegabte Genius des Dichters uns schuf, den Helden der Wirklichkeit zurück.

Durch die Mittheilung der eigenhändigen Briefe Wallensteins, welche von mir aus dem Arnimschen Familien-Archive zu Boitzenburg in der Uckermark,

und aus dem Archive des geheimen Kriegsrathes in Wien ausgebeutet und zu Tage gefördert wurden, ist über Wallensteins Feldherrn-Leben, über seine Kriegszüge, sein Verhältniß zu dem Kaiser und über sein gewaltsames Ende ein willkommener Aufschluß gegeben worden; mit nicht minderem Interesse werden die Freunde der Geschichte eine Schilderung Wallensteins als regierenden Landesherrn aufnehmen, wozu mir ebenfalls langverschlossene Archive geöffnet wurden, durch deren Benutzung eine wesentliche Seite der Charakteristik dieses großen Mannes ihre Vervollständigung erhält.

Die vornehmste Quelle, aus welcher hierbei geschöpft wurde, ist eine, mit großer Sorgsamkeit und genauem Fleiße angelegte, Sammlung eigenhändiger Briefe und Decrete des Herzogs von Friedland an seinen Landeshauptmann Gerhard von Taxis und an seine Kammer zu Gitschin. Herr Professor Dr. Glückselig in Prag, dessen entgegenkommender Gefälligkeit ich die Mittheilung dieser Briefe, sowie eine große Anzahl anderer wichtiger Urkunden und Nachweise verdanke, möge es mir gestatten, hier das Bekenntniß niederzulegen, daß, wenn der vorliegenden

Arbeit einige Anerkennung zu Theil werden ſollte, ihm allein das Verdienſt gebührt. Durch ſeine Vorarbeiten und durch die, während meines Aufenthalts in Böhmen mir von mehren Seiten zu Theil gewordene, Unterſtützung wurde ich in den Stand geſetzt, Schottky's Vorleſungen über Wallenſteins Privatleben, in welchen ich ebenfalls manchen ſchätzenswerthen Beitrag fand, zu vervollſtändigen. Zugleich ließ ich es mir angelegen ſein, die an Schottky's Arbeit gerügten Uebelſtände: Durcheinandermengung des Stoffes und Nichtbeachtung der anderweitigen Beziehungen und Verhältniſſe des Herzogs, dadurch zu vermeiden, daß ich bei meiner Schilderung mich bemühte, vom Allgemeinen zum Beſonderen fortgehend, das Zuſammengehörige zu claſſificiren, die Zeitfolge zu berückſichtigen und dafür zu ſorgen, daß der Leſer bei der Bekanntſchaft mit dem regierenden Herzoge, nie den commandirenden Generaliſſimus aus dem Auge verliert, da er ſonſt nicht nur ein einſeitiges, ſondern ſogar ein verſchobenes Bild von dieſem, in beiden Beziehungen großartigen, Charakter erhalten würde. Oefter werde ich mich daher auf die, von mir früher herausgegebenen Briefe Wallenſteins an

Arnim, Pappenheim, Gallas, ſowie auf die Verhandlungen mit dem Kaiſer und den kaiſerlichen Räthen zu beziehen haben; die Grundlage gegenwärtiger Arbeit aber werden immer die Briefe und amtlichen Schreiben an den Landeshauptmann von Taxis *) und an die Kammer zu Gitſchin bilden. Die Schwierigkeit, welche bei Benutzung dieſer Briefe eintrat, war ſehr verſchieden von jener, welche, die an die Generale und Oberſten darbot. Bei dieſen letzteren handelt es ſich in jedem einzelnen faſt immer

*) Gerhardt von Taxis war von dem Herzoge 1624 zum Landeshauptmann und Regenten des Herzogthums Friedland beſtellt worden; er ſchenkte ihm das größte Vertrauen und alle Aufträge wurden durch ihn beſorgt; auf Wallenſteins Verwendung erhob ihn der Kaiſer in den Freiherrnſtand. Im Jahre 1631 ging er heimlich davon; Wallenſtein ließ ihn einholen und confiscirte ſeine Güter. Die böhmiſchen Kammer-Räthe, Statthalter u. ſ. w. ſchreiben an ihn unter der Addreſſe: — „Dem wohlgebohrnen Herren Gerhardten von Taxis, Freiherrn zu Hülß auf Walckſchoff, Römiſch Kaiſerl. Majeſtät Truchſeß, beſtellten Obriſtlieutenant, auch des Herzogs zu Friedland Regenten, unſern beſonders geliebten Herrn.“ — Wallenſtein ſchreibt an ihn unter der einfachen Aufſchrift: „Herrn Gerhardten von Taxis.“

nur um einen, bestimmt ausgesprochenen Zweck, der Inhalt beschränkt sich mehrentheils auf die Ausführung einer einzelnen Unternehmung. Anders verhält es sich mit den Briefen an den Landeshauptmann, wo in jedem einzelnen eine so große Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, bald in der Weise des Auftrags, bald in der der Anfrage vorkommen, daß, um den Inhalt einigermaßen übersichtlich zu machen, sich sogleich die Nothwendigkeit aufthut, das Unterschiedene zu trennen und das Verwandte zusammenzustellen. Dies ist nun, mit beständig vorwaltender Rücksicht auf Wallenstein, als regierenden Herzog, versucht worden, und es haben sich hierbei folgende Abtheilungen ergeben:

1. Statistische Uebersicht der, zu dem Herzogthume Friedland gehörenden, Herrschaften, Städte, Schlösser, Dörfer; Lehnstafel des Herzogthums.
2. Antritt der Regierung. Einrichtung einer Kammer zur Verwaltung der Einkünfte; einer Canzelei zur Verwaltung der Justiz; Vorbereitungen zu einer ständischen Verfassung.
3. Des Herzogs Sorge für Kirche, Klöster, Unterricht.

4. Staatshaushalt. Landwirthſchaft. Fabriken. Gewerbe.
5. Bauunternehmungen. Gartenanlagen.
6. Herzoglicher Hofſtaat. Garderobe. Trinkgelder.
7. Das Vermögen des Herzogs. Die Wege und Mittel. Die Münze. Contributionen. Erpreſſungen.
8. Des Herzogs Nachlaß und letztwillige Verordnungen.

Dies ſind die einzelnen Capitel, deren Ausführung hier folgen ſoll. Eine vollſtändige Biographie Wallenſteins, mit welcher ich ſeit einigen Jahren beſchäftigt bin, iſt ſo weit vorgeſchritten, um noch in dieſem Jahre dem Druck übergeben werden zu können.

F. F.

Erſtes Capitel.

Statiſtiſche Ueberſicht der zu dem Herzogthum Friedland gehörenden Herrſchaften, Städte, Schlöſſer Dörfer. — Lehnstafel des Herzogthums.

Gering war das Erbtheil, welches Albrecht Wenzel Euſebius v. Waldſtein (geb. 1583 auf dem Schloſſe zu Hermanic) aus dem Nachlaſſe des Vaters erhielt, welcher die großväterlichen Güter bereits mit dreizehn Brüdern getheilt hatte. Unſer Albrecht Waldſtein hatte zwei Brüder und drei Schweſtern, und nach böhmiſchem Erbrecht fand eine gleiche Vertheilung unter die Geſchwiſter ſtatt. Den Grund zu einer äußerlich glänzenden Lage legte unſer Albrecht durch die Vermählung mit ſeiner erſten Gemahlin: Lucretia Nikeſſin von Landek, Frau zu Wſſetin, Luckow, Rymnicz und Miloticz, einer betagten Wittwe, welche ihm, bei ihrem 1614 erfolgtem Tode, reiche Beſitzungen in Böhmen und Mähren und

außerdem ein ansehnliches Vermögen hinterließ, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Ankauf einer großen Anzahl von Gütern zu unternehmen, welche der kaiserliche Fiscus nach der Schlacht am weißen Berge (1620) eingezogen hatte, nachdem die evangelischen Besitzer als Rebellen zum Tode verurtheilt, oder vertrieben worden waren. Wahrscheinlich ist es, daß ihm bei dieser Erwerbung, die, wie wir sogleich erfahren werden, sehr beträchtlich war, der Vater seiner zweiten Gemahlin, der kaiserliche Geh. Rath und Kämmerer, Graf Harrach, unterstützte, sowie der Kaiser Ferdinand II dabei auf die von Albrecht von Waldstein in den friaulischen und böhmischen Kriegen geleisteten Dienste Rücksicht nahm.

Für mehr als sieben Millionen Gulden solcher confiscirter Güter kaufte Albrecht aus jener blutigen, ehrlosen Beute, welche der Kaiser den, für ihren Glauben und für des Landes beschworene Freiheiten in einen unglücklichen Kampf gezogenen Edlen des Herren- und Ritterstandes, abnahm. Da der wirkliche Werth dieser Güter, zu welchen sich, da man die Erwerbung für unsicher und ehrlos hielt, keine Käufer fanden, mehr als das Doppelte betrug, so können wir annehmen, daß unser, im Jahr 1620 in den Reichsgrafenstand erhobener, Albrecht sich bald darauf im Besitz eines Vermögens beinahe von zwanzig Millionen Gulden an liegenden Gründen befand.

...ge Albrecht von Waldstein

...ozu ...ur- ...eilt.	Schätzung.	Ankaufspreis.	
		Gulden.	Krzr.
—	—— ——	29,387	49
3	75,385	25,189	48
—	—— ——	203,825	20
2	—— ——	53,531	—
—	203,771	174,661	11
2	19,478 Schock.	16,000	—
3	—— ——	29,166	40

Wolefchnitz. . . . . Königs...
Wofetschan. . . . . Bera...
Woftromirz. . . . . d°...
Zamrsk. . . . . Chrud...
Zlunitz und Chotielitz . . . Königs...
Zwirzelitz. . . . . Bunz...

Schätzung.	Ankaufspreis.	
	Gulden.	Krzr.
— —	49,442	51
— —	Sch. 15,246	45
— —	49,244	—
— —	18,345	—
— —	Sch. 6,452	5
— —	54,833	20
— —	Sch. 8,685	42
— —	Sch. 17,115	—
— —	Sch. 9,556	9
— —	46,000	—
— —	39,499	—
— —	170,000	—
— —	27,000	—
— —	16,333	2
— —	24,500	-
d. — —	76,398	11
— —	95,398	—
— —	38,029	—
— —	32,572	—
— —	96,968	40½
— —	10,458	55
— —	15,264	4
— —	30,000	—
— —	21,672	—
— —	32,666	40

Den nähern Nachweis findet man in nebenstehendem Verzeichniß.

Als der Kaiser im Jahre 1623 den Grafen von Waldstein zum Reichsfürsten und Herzoge von Friedland erhob, ließ derselbe nicht seine sämmtlichen Besitzungen dem neugebildeten Herzogthume, sondern, laut des darüber aufgestellten Majestätsbriefes vom Jahr 1623, folgende neun Städte und siebenundfunfzig Schlösser und Dörfer einverleiben; nämlich die Städte: Friedland, Reichenberg, Arnau, Weißwasser, Münchengrätz, Böhmisch Leippa, Turnau, Gitschin, Aicha; die Schlösser und Dörfer: Welisch, Hünerwasser, Kloster, Zasadka, Kodschinowicz, Neuschloß, Smrkowicz, Sweretiez, Trzebnauschowes, Wostromircz, Studenka, Waleczow, Laukowecz, Kostrzicz, Rohosetz, Gießhübel, Rohosnicz, Wardenberg, Weißpolitschan, Roven, Mirzegow, Sedlicz, Miltschowes, Hrobiczan, Roth-Policzan, Waltenau, Mladiegow, Lemberg, Semil, Nawarow, Skal, Trosky, Kumburg, Aulibicz, Horzicz, Friedstein, Skal über der Iser, Bezdiecz, Widin, Neuperstein, Deschno, Hauska, Kopidleo, Bartauschow, Radetsch, Schomuticzky, Czistay, Welehrad, Oberlischno, Slawikowecz, Trzemoschno, Wltschicz, Semtschicz, Halb-Turnau, Forst, Chotiecz, Peczka. —

Diese Besitzungen lagen mehrentheils in den Bunzlauer und Bidschower Kreisen; einzelne davon

in den Leutmeritzer, Königsgrätzer, Chrudimer und Bechiner Kreisen, so daß wir das Herzogthum keineswegs gut arrondirt nennen können. Als Reichsfürsten und Herzoge war ihm von dem Kaiser die Lehnshoheit über die, innerhalb des Herzogthums gelegenen Lehngüter abgetreten worden, und da Ferdinand II im Jahr 1623 eine Menge, bereits zur Confiscation verurtheilte Herrschaften im Wege der Gnade gegen gewisse Verbindlichkeiten in Lehngüter verwandelte, erhielt der neue Herzog eine stattliche Vasallenschaft, wie aus folgender Lehntafel zu ersehen ist.

Lehntafel des Herzogthums Friedland.

(Aufgenommen d. 20. März 1634.)

Namen d. Lehnträger.	Namen d. Güter.
Graf Maxim. v. Waldstein. . . .	Swigan. Hradis. Krabsteyn.
Graf Otto Friedr. v. Harrach. . .	Lomnicz. Stiepanicz.
Graf von Lichtenstein.	Wartembeg.
Oberst Breda.	Lambeck.
= Marczyn.	Walecow.
Christian v. Waldstein.	Druscz̄ow.
Hannibal v. Waldstein.	Miletin.
Oberst Lamboy.	Wolesnicz.
Gräfin von Waldstein.	Slaupnow.

Namen d. Lehnträger.	Namen d. Güter.
Hans Christoph von Waldstein. . .	Hermanseiff.
Adalbert von Waldstein.	Korzen.
Gräfin von Myk.	Rudwogen.
Obrist de Fours.	Rohozecz.
Heinr. Otto Stosch.	Holowanst.
Rittmstr. Brodeczky.	Trzemessno.
Wittwe Zaruba.	Bilo Policzan.
Hr. Miczan.	Forst.
Alex. Bergka.	Laukowecz.
Wolff Sleynicz.	Krasa.
Obrist St. Julien.	Bielehrad.
Hr. Kunesch.	Hodkow.
Hr. Neff.	Byl.
Capitain Heister.	— —
Obristlieutenant Wachtendumky. . .	Waltinow. Kurowodicz.
Hr. Gezberowsky.	Chotecz.
Hr. Jaroslaw Stosch.	Mladiegow.
Dr. Dilli.	Bartausow.
Franc. de Jacobo, Roßbereiter. . .	Domoslaw.
Hr. Zylwarow.	Rohosnicz.
Hr. Lamottna.	Nawarow.
Baumeister Pironi.	Welehradek.
Secret. Graff.	Kl. Borownicz.
Hauptm. Peter Storschedel. . . .	Kluk.
Obrist Isolano.	Zasadecz.
Hr. Rorwiczan.	Domoslawicz.
Capit. Illi de Hungarie / Capit. Pietro Ferrari	Dubskeho.
Frau Hebron.	Wlczicz.

Namen d. Lehnträger.	Namen d. Güter.
Hr. Krigl.	Trzbnauſow.
Hr. Karl Starzim.	Eukawecz.
Gemeinden von Gitſchin.	Zieleznicz.
Die Herren Raſſin.	Winarcz.

Alte Lehen des Herzogthums Friedland — 249.

Die Geſammtanzahl der lehnpflichtigen Grundſtücke belief ſich auf 3403, von denen jedoch nur 586 die Lehnbriefe gelöſt hatten, ſo daß 2807 damit noch im Rückſtand waren. Der Herzog macht daher öfter ſein Recht als Lehnherr gültig und zieht die Güter derjenigen, welche die Lehnbriefe nicht gelöſt, ſelbſt wenn männliche Erben vorhanden waren, ein. Nicht vergebens hatte Waldſtein ſich zu Padua der Rechte befliſſen; er war genau über ſeine Befugniſſe unterrichtet, und wie ſtreng er dabei nach dem Recht verfahren wiſſen will, zeigt nachfolgendes, an ſeinen Landeshauptmann von Taxis gerichtete Schreiben aus Güſtrow vom 27. Mai 1629: „Aus euerm Schreiben vernehme ich, daß der Garoſch ab intestato geſtorben iſt und daß ihr die Güter deſſelben habt laſſen in Sequeſter nehmen; nun iſt ſolches von euch gar recht geſchehen, denn die meiſten von meinen Landſaſſen haben gar ihre Lehnbriefe bei der Canzelei nicht gelöſt, dahero ich denn euch befehlen thue: wenn einer oder der andere von ihnen ſollte mit Tod abgehen, und wenn er gar Söhne verlaſſen hätte

und hätte ſeinen Lehnbrief nicht gelöſt, ſo ſollet ihr euch in bemeldete Güter einführen; denn ich will nicht, daß ſolches einreißen ſollte und die Lehnbrief, als wenn mans nicht achtet, bei der Canzelei ungelößte ließe; ſolches will ich, daß mans mit dem Teſtiren, welchen ich potestatem testandi gegeben hab, auch halten ſolle. Dieweil nun der Garoſch nicht teſtirt hat, als laſſet ihr ſolches bei der Canzelei erkennen; wann aber über die Sach wird ſollen erkannt werden, ſo ſeyd ihr dabei, der Canzler und noch ein paar Doctores juris; zieht auch von der Landſchaft darzu, zween vom Herrn- und zween vom Ritterſtande und alsdann laßt Recht darüber ſprechen. Zeigt zuvor ſolches des Garoſch Erben an, auf daß ſie ihr Recht defendiren. Wegen meiner, dieweil ich noch keinen Fiscal beſtellet, deputirt jemandſen, der mein Recht darzu vorbringt. Was die Baarſchaft anbelangt, ſolche gehört ohne einige Widerrede des Garoſch Erben, ſie können damit machen, was ſie wollen." —

Obwol die, hier zum erſten Male verſuchte, ſtatiſtiſche Ueberſicht des Herzogthums Friedland keineswegs vollſtändig zu nennen iſt, da weder der Flächeninhalt, noch die Bevölkerung genau angegeben werden konnte, ſo erhalten wir doch durch die Aufzählung der, zu dem Herzogthume gehörenden Städte, Dörfer und Lehnsträger eine ungefähre Ueberſicht des

Gebietes, über welches der Herzog in Böhmen gebot, worauf wir uns hier beschränken müssen. Wenn aber den Leser die rastlose Thätigkeit und unermüdliche Sorgfalt, mit welcher der, fast immer im auswärtigen Feldlager beschäftigte, Generalissimus an der Regierung und Verwaltung Friedlands Antheil nimmt, in Erstaunen setzen wird, so dürfte sich dies noch mehr steigern, wenn wir bedenken, daß dieselbe Sorgfalt zu gleicher Zeit noch in drei anderen, ebenfalls von ihm erworbenen, Herzogthümern: Sagan, Großglogau und Mecklenburg, in Anspruch genommen wurde.

Ueber die Einkünfte aus sämmtlichen Besitzungen werden wir in einem der folgenden Capitel, soviel uns davon bekannt geworden ist, Auskunft geben.

Zweites Capitel.

Antritt der Regierung. Einrichtung einer Kammer zur Verwaltung der Einkünfte und einer Canzelei zur Verwaltung der Justiz. Vorbereitungen zu einer ständischen Verfassung.

Sobald das neue Herzogthum von dem Kaiser anerkannt und proclamirt worden war, ging des Herzogs nächste Sorge dahin: eine geordnete Verwaltung,

wohlbeſtallte Rechtspflege, Wiederherſtellung der Kirchen und Schulen, Belebung des Handels, der ſtädtiſchen Gewerbe und was nur ſonſt zu einem löblichen Regiment gehört, einzuführen und einzurichten. Die Umſicht aber und der unverdroſſene Eifer, mit welchem er für alle dieſe verſchiedenartigen Intereſſen ſeiner Unterthanen ſorgt, verdienen um ſo mehr Anerkennung, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die Thätigkeit des kaiſerlichen Generaliſſimus faſt ununterbrochen von der Kriegführung außerhalb des Landes und den Plänen zu neuen Eroberungen in der Ferne in Anſpruch genommen wurde.

Die erſte Sorge des Herzogs nach der Beſitznahme der neuen Herrſchaften war: ſich die Unterthanen geneigt zu machen. Nirgend ſehen wir ihn mit ſo gewaltſamen Maßregeln auftreten, wie der Kaiſer ſie angeordnet, und ſeine Statthalter ſie zur Ausführung brachten. Er ließ weder die Kerker mit denen, welche Antheil am Aufruhr genommen, anfüllen, noch trieb er die Proteſtanten mit Hunden, Capuzinern und Dragonern zur Meſſe. Die adelichen Rebellen, deren Güter er aus der Kriegsbeute aufgekauft hatte, ſuchte er fern zu halten, wozu ihm, da ſie nach kaiſerlichem Spruch des Landes verwieſen waren, das Recht zuſtand; gegen die Bauern aber und inſonderheit gegen die Bürger in den Städten, benimmt er ſich nachſichtig und mit entgegenkommen-

dem Wohlwollen. Dem Stadtmagiſtrat zu Friedland, welcher ihm durch Abgeordnete die Anliegen der Bürgerſchaft ſchriftlich hatte überreichen laſſen, ertheilte er aus Prag vom 19. Januar 1623 folgenden Beſcheid.

„Meinen Gruß und geneigten Willen zuvor. Ehrſame, Weiſe, beſonders Liebe! — Aus Eurer Abgeordneten mündlichen, wie auch durch dieſelben eingereichten ſchriftlichen Anbringen iſt Mir referirt worden, was bis anhero ihr ſonſt für das beſte Theil euerer und der andern Inwohner allda zu Friedland Nahrung und Einkommen gehalten und euch dabei zu erhalten gebeten. Wie ich nun euch, als meinen Unterthanen gern alles gedeihliches Aufnehmen gönnen thue, als will ich nicht zweifeln, daß außer den, der Herrſchaft und Obrigkeit zuſtehenden Brau-Urbar und Schanks, ſonſten wol noch andere und ſolche Mittel zu erfinden ſein werden, welche euch und der ganzen Gemeind zu der Stadt mehreren Aufnahme und Wohlſtand gereichen mögen. Und weilen Ich denn ohnedies entſchloſſen, gegen nächſtkünftige Oſterfeiertage Mich ſelbſten der Orte zu begeben, als will Ich ſolches bis zu meiner Hinkunft verſchoben haben; alsdenn mit euch von Sachen, ſo zu gemeiner Stadt Aufnahme erſprießlich, nach Nothdurft mich unterreden. Inmitten ihr nachdenken und mir hernach fürzutragen haben werdet, was der gemeinen

Stadt zu allem Guten beförderlich ſein möchte, dahin Ihr Mich Euch gewogen und geneigt finden werdet. Gott mit uns allen." —

Der Herzog übernahm die neuen Beſitzungen unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, die kaiſerlichen Edikte verbannten die Proteſtanten, der Bürgerkrieg hatte die Bevölkerung gegen einander erbittert, die Soldatenbanden hatten Schrecken verbreitet und den Wohlſtand vernichtet. Was der Hellebarde der Landsknechte, dem Scharfrichterſchwert der Henker entging, wurde eine Beute der Peſt, welche als der gefürchtete „ſchwarze Tod" durch das unglückliche Land zog. Der Herzog ſorgte, ſelbſt aus dem entfernten Feldlager, wohin ihn ſeine Kriegszüge führten, für Unterſtützung und Pflege ſeiner armen, nothleidenden Unterthanen. Mit viermal wiederholtem Citissime ſchreibt er aus dem Hauptquartier Aſchersleben d. 27. Mai 1626 nach Gitſchin an ſeinen Landeshauptmann: „Ich hab euch zuvor geſchrieben, ihr ſollet den Patribus Jesuitis alle Tag von einem Strich Korn Brot vor die armen Leut geben laſſen, vermeine, daß ihr demſelben unfehlbarlich werdet nachleben. Itzunder ſeht, daß ihr ihnen 300 Reichsthaler laßt geben, auf daß ſie ſolches auch unter ſie austheilen." — Um den entflohenen Einwohnern wiederum Zutrauen einzuflößen, erließ er unter dem 22. März 1627 ein offenes Patent, worin es heißt: „Da wir jeder-

zeit gegen unsere Unterthanen also affectionirt gewesen, daß Wir sie gerne bei häuslichem Wesen und Nahrung erhalten sehen wollen, als haben Wir Uns dahin resolvirt und erklären Uns, kraft dieses offenen Patentes hiermit gnädiglich: daß alle diejenigen, so aus angezogenen Ursachen sich absentirt, damit sie sich wieder erholen und zu Kräften kommen mögen, von dato in dreien Jahren aller Contribution und Gaben, wie auch aller Dienst und Roboten (Frohnden) befreit und derselben gänzlich enthoben und geübrigt sein sollen, da sie sich nur sonsten, wie getreuen gehorsamen Unterthanen geziemt und gebürt, erzeigen und beweisen, welches jedweder zu erkennen und zu seinem Grund und Boden sich wieder zu finden wissen wird. Dessen denn auch Andere, so sich de novo unter Uns einkaufen und auf Unsern Gründen niederlassen wollen, genießen können, wenn sie anders ihres vorigen Wohlverhaltens genugsamen Schein vorzulegen haben werden." — Weder durch die Kriegszüge nach Schlesien, Niedersachsen, Jütland, noch durch die Erwerbungen der Herzogthümer Sagan und Mecklenburg ließ er sich von der Sorgfalt für die armen und kranken friedländischen Unterthanen abziehen. Er schickt ihnen Aerzte und sorgt für Errichtung von Spitälern. — „Was ihr, (schreibt er an den Landeshauptmann von Taxis aus Prag vom 11. April 1628) wegen Aufrichtung der Hospital in

Unſerem Fürſtenthum Friedland den Städten angeſchafft, das haben Wir aus euerm Schreiben wohl vernommen. Iſt aber nicht an dem allein genug, daß ihr ſolches anbefohlen habt; ſondern es muß von euch ſelbſt auch disponirt werden, wie man die Hospital auferbauen und wie die armen Leut darin unterhalten werden ſollen. Derowegen Unſer Befehl, daß ihr ſolche Dispoſition gemeldter Hospital fürderlichſt mit reifem Nachdenken anſtellet, damit ſie ordentlich und alſo auferbauet werden, daß in jedem eine ziemliche Anzahl armer Leut und zwar in dem ſchlechteſten aufs wenigſte 20 oder 24 Perſonen gehalten werden können; dazu denn auch die umliegende Güter, ſowohl die Unſrige, als Anderer ordentlicher Maßen contribuiren ſollen."

Eine bei weitem ſchwierigere Aufgabe für den neuen Herrſcher war es: eine wohlgeordnete Verwaltung der Einkünfte und der Rechtspflege einzurichten, und durch eine ſtändiſche Verfaſſung den, bisher ſich einander fremden Einſaſſen das Bewußtſein zu geben, einem Gemeinweſen anzugehören. Zur Verwaltung der Einkünfte und Steuern aus ſeinen großen Beſitzthümern, beſtellte der Herzog zu Gitſchin eine Herzogliche Kammer, bei welcher unter einem Kammerpräſidenten mehrere Räthe „collegialiſch" arbeiteten. Für die Rechtspflege wurde eine Canzelei ebenfalls zu Git-

schin errichtet, in welcher ein Canzler den Vorsitz führte, dem verschiedene Doctores juris beigegeben waren. Mit der Errichtung dieser Institute beauftragt er seinen Landeshauptmann, den Obersten Freiherrn von Taxis, allein er selbst bekümmert sich dabei um jede einzelne Anstellung genau. — „Ich verniemb (schreibt er an Taxis aus Eger vom 3. August 1625), daß ihr allbereit zu Gitschin seyd; wollet fleißig auf alle meine Sachen Achtung geben und Alles in formam reduciren. Die Cameralia, daß sie auch in forma concilii tractiret werden, allda denn der Garosch präsidiren kann; von Räth dazu kann man den Kunesch, den Nachodsky und noch jemand brauchen, den Hans Grafen aber zum Secretari. In der Canzelei wollte ich, daß ihr um ein paar Juristen umschautet, dazu ich denn auch ein paar des Herren- oder Ritterstandes adjungiren will; auch müßt ihr zu der Canzelei einen deutschen Secretari haben, dieweil ich nicht will, daß bei der Canzelei was böhmisch solle tractirt werden."

Die Oberaufsicht im Allgemeinen war dem genannten Landeshauptmann übertragen; auf den einzelnen Gütern saßen Hauptleute, über welche in den einzelnen Kreisen ein Custos, und über diese insgesammt ein Regent die Aufsicht führte. Ueber die Befugnisse dieser Beamten und ihre Stellung zur Kammer finden sich ebenfalls von dem Herzoge

eigenhändige Verordnungen vor. — „Wir berichten Euch (schreibt er an seinen Landeshauptmann von Taxis aus Schwerin vom 28. Juli 1629), daß Wir Heinrichen, Custos von der Lipka für unsern Regenten bestellt. Befehlen Euch derowegen, daß ihr denselbigen bei Unserer Cammer zu Gitschin installiren und allenthalben solche Verfügung thun sollt, daß man sich auf den Gütern, wie er's befehlen wird, verhalten; und da er von Gitschin verreisen wird, daß bei gemeldter Unser Kammer daselbst, allzeit der älteste Kammerrath präsidiren solle. Im Fall aber, da was Nothwendiges vorfallen thut und er, Custos, nicht bei der Stell, soll selbiger ihm, wo er sich befinden möcht, solches unverzüglich berichten. So vernehmen wir auch, welcher gestalt auf Unsern Herrschaften sich untüchtige Hauptleut befinden, dannenhero der Custos die, so nicht tüchtig, abfertigen und andere taugliche aufnehmen solle. Hierbeinebend schlägt er Uns zu einem Oberhauptmann einen von dem Geschlecht Stracka vor, welchem, da er ihn dahin kommen lassen wird, werdet ihr demselbigen die Besoldung machen, und ihn überall auf den Herrschaften bei den Hauptleuten anzeigen; er solle auch seinen Respect auf euch und den Regenten haben. Auf der Kammer soll er neben andern Kammer-Räthen nicht sitzen, dieweil die Kammer über dessen Thun und Lassen syndiciren soll; derowegen ist nit ragion, daß

er neben ihnen auf der Kammer sitze. Des Custos Besoldung belangend würde er dieselbige haben, wie unser verstorbener Regent Hieronymus Buckowsky gehabt; was Wir ihme aber darüber a parte geben, solches wird unser Vetter, Graf Maximilian von Waldstein, bei dem Hans de Witte (des Herzogs Banquier und Geschäftsmann in Prag) zu assigniren wissen. Sintemalen er Custos nicht allein zu Gitschin und Sagan sondern auch in dem Land zu Mecklenburg sein Auffsehen in den Cameralibus haben wird." Dem Landeshauptmann hatte er jedoch während seiner Abwesenheit in den Kammersachen eine sehr ausgedehnte Vollmacht ertheilt. — „Entschuldigt euch nicht (schreibt er ihm im Juli 1627), daß die Kammer nicht gewollt, denn ihr wißt wohl, daß sie haben zu rathen und ihr zu resolviren." — Den Hauptleuten wird die strengste Weisung gegeben: „jedermann die Justiz zu prästiren," wozu ein jeder Hauptmann mit seinen Gehülfen bestimmte „Dreiding" (Gerichtstage) halten mußte.

Nachdem die Verwaltung des Herzogthums einigermaßen in festere Formen geordnet war, traf er Vorbereitungen zur Einführung einer ständischen Verfassung. Es muß uns vor der politischen Einsicht Wallensteins hohe Achtung einflößen, wenn wir erfahren, daß der allgebietende Feldherr, der gewohnt war, daß, wo er zu sprechen hatte, nur das

Commandowort und der ſtrenge Befehl des ſouverainen Heerführers galt, die, dem Bürger angemeſſene, freie Bewegung nicht nach dem militäriſchen Gleichſchritt abmaaß und den ſelbſtthätigen Organismus einer Staatsverfaſſung von dem Maſchinenbau eines Kriegsheeres zu unterſcheiden wußte. Wallenſtein, dieſer im Felde despotiſche Machthaber, begibt ſich zu Haus ſeiner ſoldatiſchen Strenge und verſtattet den Bürgern, bei ihren eigenen Angelegenheiten ebenfalls ein Wort mitzuſprechen; er beſtätigt nicht allein dem Herrenſtande und der Ritterſchaft ihre landſtändiſchen Rechte, ſondern verleiht auch den ſtädtiſchen Gemeinden, als dem dritten Stande, Sitz und Stimme auf dem Landtage. Der Stadt Friedland ertheilt er bereits im Jahr 1628 die Verſicherung: „ſie und etliche andere Städte zu einem freyen Landſtand zu erheben.“ Dieſen Gedanken der Einführung einer ſtändiſchen Verfaſſung bildete er unabläſſig bei ſich aus, und wie ſehr es ihm damit Ernſt war, ſehen wir daraus, daß er ſelbſt in einem der bedrängteſten und entſcheidendſten Momente ſeines Lebens, als er zu Ende des Jahres 1631 das von den Sachſen eingenommene Prag verlaſſen hatte und in Znaim mit dem Kaiſer wegen der zweiten Uebernahme des Commando's capitulirt, an ſeinen Canzler zu Gitſchin folgenden Befehl erläßt:

„Veſter und Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Was geſtalt Wir euch vor etlichen Jahren eine gewiſſe Landesordnung, wie wir es in Unſerm Herzogthum Friedland ſowohl in politicis, als judicialibus gehalten haben wollen, aufzuſetzen anbefohlen, ſolches habt ihr euch annoch zu erinnern. Wenn Wir dann von dieſem, daß dieſelbe bereits verfaßt ſein ſolle, von euch berichtet worden, als befehlen Wir euch, ſolche ſauber abſchreiben zu laſſen und dieſelbe Uns, damit Wir Uns darinnen erſehen können unverkürzt zuzuſchicken. Geſtalt ihr zu thun wiſſen werdet. Gegeben zu Znaim d. 21. März 1632.“ — Dieſer nach des Herzogs eigenen Anſichten und Angaben abgefaßte Entwurf einer landſtändiſchen Verfaſſung wurde ihm bald nach Eröffnung des neuen Feldzuges in das Lager zugeſchickt. Nach dem Plane des Herzogs ſollten in dem Herzogthume drei Stände gebildet werden, welche an der Landtafel Sitz und Stimme haben ſollten. Der erſte Stand war der geiſtliche; zu ihm gehörten der Probſt zu Gitſchin, der Prior der Waldsitzer Karthauſe, die Aebte der übrigen Klöſter, die Vicarii foranei und die Dechante. Der zweite Stand, der adelichе, wurde aus den beiden ſchon früher beſtandenen, jetzt vereinten Ständen der Herren und Ritter gebildet, welche als Vaſallen dem Herzoge lehnpflichtig waren; zu dem dritten Stande, dem bürgerlichen, ſollten die Abge-

ordneten der Städte Gitschin, Friedland, Böhmisch Leippa, Arnau, Turnau, Weißwasser und Reichenberg gehören. — „Dieser dreier Stände Schuldigkeit," so lautet der Constitutionsentwurf, „ist, daß sie auf Unser Ausschreiben, so oft es die allgemeine Landesnothdurft erfordert, durch ihre Ausschüsse zum Landtage, der jedesmal in Unserer Stadt Gitschin in dem von uns dazu deputirten Haus gehalten werden soll, gehorsamlich erscheinen, die Landtagspropositionen anhören, berathschlagen und votiren sollen, wie denn bei solchen Consultationen ein jeder Stand sein Collegial-Votum haben soll!" — Nach dem Brauche bei den alten Parlamenten Frankreichs gestand der Herzog seinen Landständen, obwol in der Weise einer Last, das Vorrecht zu, an der Justizpflege Antheil zu nehmen, sodaß eine, den Geschwornengerichten ähnliche Einrichtung bei den Gerichtshöfen eingeführt werden sollte. Es wird nämlich den Landständen zur Pflicht gemacht, im Fall der Herzog Einen und den Andern aus ihrer Mitte zur Regierung (Gerichtshof) berufe, das ihm übertragene Amt gehorsamlich auf sich zu nehmen und ein Jahr lang treulich zu verrichten, die Rathstage fleißig zu besuchen, Klage, Antwort und fernere Nothdurft der Parteien mit anzuhören, die Sachen mit zu erwägen und neben andern Beisitzern einen rechtmäßigen Ausspruch ertheilen zu helfen. —

Drittes Capitel.

Kirchen. — Klöster. — Schulen.

Als eines der sichersten Mittel, die aufgeregten Gemüther wieder in ein sicheres Gleis zu bringen und sich in seiner Herrschaft zu befestigen, dünkte dem Herzoge die Wiederherstellung der katholischen Kirche und die Errichtung von Klöstern und Schulen. Beurtheilen wir das, was Wallenstein in dieser Beziehung that, nicht nach den Ansprüchen, die wir an ihn machen würden, wenn er unser Zeitgenosse wäre, sondern nach der Bildung, welcher er angehörte und nach der Stellung, in welcher er sich dem fanatischen Kaiser Ferdinand gegenüber befand, so müssen wir ihm auch in dieser Beziehung die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß er sich — was den großen Mann bezeichnet — von Vorurtheilen frei, furchtlos über die ihn umgebenden und bedrohenden Parteiungen erhob. Er suchte sich eben so wenig die Geneigtheit des Kaisers durch Glaubenswuth und Verfolgungssucht zu erwerben, als er sich der Scheu vor dem Heiligen jemals auf solche Weise entschlug, wie es in dem verwilderten Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges nur zu oft vorkam. In einem Jesuitercollegium erzogen, dem Kaiser als Vasall und

Officier des Heeres eidlich verpflichtet, tritt er bei dem Beginn des böhmiſchen Religionskrieges ſogleich zur Partei der Katholiken und des Kaiſers. Nachdem die Proteſtanten beſiegt ſind, und er als Landesherr eine gebietende Stellung einnimmt, ſehen wir ihn nirgend mit der Strenge verfahren, wie ſie von dem Kaiſer und deſſen Gewiſſensräthen geboten und ausgeübt wurde. Er fordert die Unterthanen, welche die Kirchen nicht beſuchen und die Kinder in auswärtige Schulen ſchicken, zwar allen Ernſtes auf, den „Gottesdienſt nicht verächtlich hinten an zu ſetzen," allein mit der größten Vorſicht und Schonung wird in dergleichen Verordnungen die Bezeichnung „katholiſch" oder „proteſtantiſch" ganz vermieden; nur im Allgemeinen wird von der Nothwendigkeit des Kirchenbeſuchs geſprochen.

An die Bürgerſchaft der, in ſeinem Herzogthume Friedland gelegenen Stadt Leippa, erließ der Herzog unter dem 16. Septbr. 1624 in dieſer Beziehung ein Ermahnungsſchreiben, in welchem es heißt: „Ehrſame, Liebe, Getreue; Wir werden glaubwürdig berichtet, welchermaßen, hintangeſetzt aller beſchehenen Ermahnung, ihr in euerm alten Leben fortfahret, weder Rath noch die Gemeinde zur Kirche kommen, die Eurigen auch nicht hineinſchicket und alſo den Gottesdienſt ganz verächtlich hintanſetzet. Wenn aber Uns als Obrigkeit gegen Gott nicht zu verantworten

ſteht, ſolchen muthwilligem Ungehorſam, der wider die göttlichen Gebote und auch wider alle gute Polizei und Ordnung läuft und daraus endlich nichts anders als ein wildes wüſtes Weſen und Leben, ſonderlich bei der Jugend erwachſen muß, länger zuzuſehn; als wollen Wir euch hiermit noch ein und zum letzten Male ermahnen und ernſtlich befohlen haben, daß ihr euch fernerhin in dieſem Fall anders und beſſer erzeiget, alle Sonn- und Feiertage zum wenigſten nicht allein für eure Perſon zur Kirchen geht, ſondern auch eure Kinder und Geſinde hinein ſchicket und alſo auch den Gottesdienſt mit gebührender Andacht beiwohnt und denſelben verrichten helfet; denn wo das hinführo von euch nicht geſchehen ſollte, habt ihr von uns anderes nichts, als einer gewiſſen unfehlbaren, ernſten exemplariſchen Strafe zu erwarten." Es wird noch das Verbot des Beſuchs fremder Schulen hinzugefügt und verſichert, daß der Provinzial des Auguſtinerordens verſprochen und zugeſagt, „eine ſolche Schule in der Stadt Leippa aufzurichten, da nicht mit weniger Fleiß, als irgend anderswo die Jugend in der Gottesfurcht, wie auch in freier Kunſt und Sprache informirt und unterwieſen werden ſolle."

Mit fürſtlicher Freigebigkeit ſtattete der Herzog die Auguſtiner, welche er nach Leippa berufen hatte, aus, allein da ſie ſeinen Befehlen wenig nachkamen und ſeinen Erwartungen nicht entſprachen, machte er

wenig Umstände mit ihnen. Unter dem Vorwande, daß der Herzog ihnen für ihre Güter einen Nachlaß der Contributionen versprochen, waren sie, trotz aller Mahnung, im Rückstande geblieben. Auf die Anfrage des Landeshauptmanns, wie es sich mit dieser Angabe der Klosterbrüder verhalte, antwortet der Herzog: „ist erlogen; ich hab ihnen nichts zugesagt, noch erlassen; seht daß sie's bezahlen, oder brecht ihnen ab an dem, was ihnen zum Gebäu gegeben wird: denn je mehr sie haben, je mehr sie haben wollten." Zum Aufbau der Klostergebäude hatte der Herzog dem Augustinerorden zu Leippa einen bedeutenden Zuschuß bewilliget, allein er hat zu ihrer Ehrlichkeit und zu ihrem frommen Wandel ein sehr geringes Vertrauen. „Daß die Mönnich zu der Leipp," schreibt er an seinen Landeshauptmann aus Sprottau den 19. Aug. 1627, „die 2000 Gulden heuer angewandt haben, nimmt mich Wunder; ich zweifl nicht, daß sie's werden angewandt haben, aber auf Huren und los Gesind, wie ihr Brauch ist; darum sehet, daß die Mönnich mit Zeugniß des Hauptmanns zu Neuschloß und des Raths zu der Leipp ihre Ausgaben bei der Kammer eingeben, welche ihr fleißig laßt ponderiren, den Baumeister und andere, so sich aufs Gebäu verstehn, darüber vernehmen, wie auch alle die Umliegende. Findet ihr's Recht, so laßt es ihnen passiren; wo nicht, so seht, daß sie

von ihrem Vicario generali gestraft werden. Und hinfüro will ich, daß sie nicht mehr als die 2000 Gulden alle Jahr verbauen." Er schärft in einem späteren Schreiben dem Landeshauptmann es nochmals ein: „den Mönchen besser auf die Fäust zu sehen, da sie das Geld, welches sie zum Gebäu verwenden sollten, gestohlen hätten." — So ungünstig auch die Erfahrungen waren, die er mit der Anlegung von Klöstern machte, so versucht er es doch fast mit allen geistlichen Orden. Für die Carthäuser stiftete er zu Stipa in Mähren und zu Waldiz bei Gitschin zwei reichdotirte Carthausen, wobei nur zu wünschen gewesen wäre, daß die Brüderschaft die Aufgabe, welche ihr der Herzog in der Stiftungsurkunde zu Gemüthe führt: „das Irdische mit dem Himmlischen, und das Vergängliche und Hinfällige mit dem Ewigen zu vertauschen!" mehr beherzigt hätte. Auch diese Mönche erregten den Unwillen des Herzogs, der einige Jahre später (2. Sept. 1625) an seinen Landeshauptmann schreibt: „Was die Carthäuser betrifft, ich schaffe sie wohl nicht weg; aber ein vor allemal erkläre ich mich, daß ich ihnen nichts mehr will geben. Wollen sie sich nun mit diesem nicht contentiren und begehren weg, so kann ich sie auch wieder ihre Gelegenheit nicht halten, doch berichtet mich von Allem zuvor." Die Carthäuser bezeigten sich unzufrieden damit, daß sie nicht, wie die

andern geiſtlichen Orden auf liegende Gründe fundirt worden waren, ſondern ein Capital ausgeſetzt erhielten, von deſſen Renten ſie gemächlich leben konnten. Da ſie dagegen Einwendungen machten, ſchreibt der Herzog nochmals ſeinem Landeshauptmann (Schweinfurt d. 9. Septbr. 1625): „Was ich euch wegen der Carthäuſer reſolviret hab, werdet allbereit empfangen haben; ich begehre ſie zwar nicht weg zu thun, ſondern will ihnen nur die Zähne weiſen. Werdet derowegen eure Discrecion in dem gebrauchen und ihnen zu Gemüth führen, daß das eine fundacion iſt, welche aufs Geld fundirt iſt und nicht auf andere Sachen. Solches Geld wächſt ihnen aber in infinitum und alle Jahr um 120 Fl., welches mit der Zeit ein mächtiges austragen wird.“ In dem Poſtſcript wiederholt er nochmals: „Die Carthäuſer wollen haben, ich ſollte ihnen die Fundacion auf liegende Güter thun, das wird in alle Ewigkeit nicht geſchehn, denn ich will dem Clero nicht zu viel Güter einräumen, es iſt ihnen auch das Einkommen auf dieſe Weis, wie ichs thue, ſichrer.“

In ſeiner Reſidenz Gitſchin ſtiftete er eine Probſtei, ließ zwei Klöſter für die Dominikaner, Capuziner und außerdem noch ein Jeſuitercollegium errichten. Bei der Gründung dieſer Anſtalten läßt er ſich es angelegen ſein, für die Einrichtung und das Einkommen der Geiſtlichen reichlich zu ſorgen, und

verſäumt nie, ſie auf ihren höheren Beruf hinzuweiſen, allein es währt nicht lange, ſo ſieht er ſich genöthigt gegen ihre Ungebühr und Unſitten ſtrenge Maßregeln zu ergreifen. In der Stiftungs-Urkunde der Gitſchiner Probſtei erklärt er: „daß er dieſelbe ſtifte, um das chriſtliche Gemeinweſen von der Seite zu ſtützen und zu ſtärken, von welcher ſie, wie er in Erfahrung gebracht, ſich am meiſten zum Schlimmen neige und gefährdet ſey.“ — Auch die häusliche Einrichtung der Klöſter läßt er ſich angelegen ſein und verwendet auf ihre Gebäude gleiche Koſten, gleiche Aufmerkſamkeit, wie auf den Bau ſeiner Schlöſſer. Für anſtändige Ausſtattung und bequeme Einrichtung der Carthauſe bei Gitſchin iſt er ſo beſorgt, daß er, da ihm die Zellen, welche die angemeſſene Höhe von 9 Fuß haben, zu niedrig dünken, an Taxis wiederholte Befehle ertheilt, mit dem Baumeiſter hierüber Rückſprache zu nehmen. „Die Abriß (ſchreibt er ihm aus Sagan d. 14. Juni 1628), wie das Palacium zu Gitſchin hat ſollen erbaut werden, hab ich empfangen und ſolches dem (Baumeiſter) Pironi zugeſtellt. Nun fällt mir jetzt ein, daß wie ich zunächſt in der Carthaus geweſt bin, mir des Priors Mauermeiſter gemeldet, daß die Zellen, darin die Münnich wohnen ſollen, nicht höher als Fünftehalb Ellen hoch ſein ſollen. Nun bedünket mich es, daß ſie gar zu niedrig ſein werden, weiß auch

nicht die ragion, aus welcher ſolches der verſtorbene Baumeiſter gethan hat, bitt, ſeht, redt in continenti mit dem Prior, er ſolle drüber ein wenig Rath halten laſſen, denn ich beſorge mich, daß zu ſolchen großen Unkoſten das Gebäu möchte ſtrupirt werden, dadurch ich denn mehr disgusto als gusto empfangen müßte; nur ſeht, obs ohne praejudicio der Architectur möchte etwas höher werden, doch muß man auf alle Weis ſehn, auf daß es der Architectur nichts praejudicirt. Ihr werdet mir einen ſonderlichen Gefallen thun, wenn ihr die Sachen alſo disponiren werdet, auf daß daſſelbe Gebäu recht und untadelich erbaut wird, dieweils ein Werk iſt, ſo ich von Grund aufgebaut hab, in Summa ich remitir euchs ganz, denn ich hab jetzt auf andere Sachen zu gedenken, zweifel nicht, ihr werdet das Beſte dabei thun." — Da ihm der Landeshauptmann nicht ſogleich den verlangten Beſcheid gibt, erinnert er ihn nochmals daran und ſchreibt ihm auf ſeinem Eilmarſche nach Mecklenburg aus Havelberg vom 27. Aug. 1627: „Vor ſechs oder ſieben Wochen hab' ich euch unterſchiedliche Sachen auszurichten befohlen, aber bis dato auf nichts keine Antwort bekommen, darunter iſt auch geweſt der Carthäuſer Fundacion, welche ich corrigirt und euch zugeſchickt, ſolche dem Canzler zu geben, ſauber überſchreiben laſſen, auf daß ich's noch einmal überſehen könnte und alsdann aufs Pergament brin-

gen; solche hab' ich bis dato nicht überkommen; die Ursach kann ich nicht wissen. So schickt ihr mir auch nicht die veränderte Fundacion mit Bezdiezi (Berg Bosig) und Weißwasser und wißt, daß ich will das Bezdiezi mit Furia sollte gebaut werden; darum kommt diesem allen infalibilimente nach." — Der Landeshauptmann nimmt hierauf mit den Baumeistern Rücksprache und läßt wegen der Zellen zwei neue Grundrisse entwerfen, welche er dem Herzog zur Auswahl nach Mecklenburg zuzuschicken gedenkt. Dieser bedeutet ihn jedoch in einem Schreiben aus Franzburg vom 13. Septbr. 1628, „daß er ihn solle derzeit damit zufrieden lassen, da er wohl wisse, daß er andere occupaciones hätte." Dennoch kann er sich nicht ganz davon lossagen, sondern fügt rücksichtlich der innern Ausschmückung der Zellen noch hinzu: „ich vermeine, daß die Volti de canne (wahrscheinlich Deckenverzierungen) wohl stehen werden; es werden aber gute Stuccatori de basso relievo etwas darin machen müssen, auch etwas gemalt werden, seht, daß dies fleißig in Acht genommen wird." So beschäftigte ihn, selbst im Feldlager, die Sorge für seine Klöster, über die er gleich strenge Aufsicht, wie über seine Regimenter führte. „Ihr schreibt mir nicht," heißt es in einem Briefe an Taxis aus dem Feldlager zu Wolgast d. 27. Aug. 1628, „ob die Mönch zu Bezdiezi wohnen oder nicht; seht sie dahin

zu halten, auf daß sie dorten wohnen und schreibt mir wegen der beiden Augustiner-Klöster, denn ich muß selbst ihr Visitator seyn."

Von allen geistlichen Brüderschaften aber, die der Herzog in sein Land gezogen, machten die Jesuiten ihm am meisten zu schaffen. Er selbst war in einem Jesuitercollegium zu Olmütz erzogen worden und blieb mit diesem Orden in näherer Verbindung, dessen Eifer und Geschick bei der Bildung und Erziehung der Jugend er eben so, wie es später Friedrich der Große in Schlesien that, benutzte, ohne sich von ihm abhängig zu machen. Vorzugsweise finden wir die Jesuiten von ihm, so lange sie sich in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise halten, unterstützt, was sie, wenn auch nicht während seines Lebens gebührend anerkannt, doch nach seinem Tode vielfach nachgerühmt haben. Der Jesuit Johannes Schmidt zählt in seiner „Historia societatis Jesu" (Prag 1759) zur Verherrlichung des Herzogs alle Wohlthaten auf, welche er der Gesellschaft Jesu erwiesen. „Das Collegium zu Olmütz bedachte er mit reichlichen Wohlthaten; er erwies sich als Stifter und Mäcen des Hauses der Professoren zu Prag, errichtete zu Gitschin und Sagan Seminarien und Collegia und dotirte sie mit reichlichen Einkünften. Das unter des Kaisers Gunst gegründete Collegium zu Leutmeritz fundirte er und überließ seine, in dem Her-

zogthum Braunschweig gelegenen Güter Reinstein und Blankenburg dem Grafen Merode, wofür der Graf ihm seine Collegia in Böhmen überließ. Außerdem war er noch Willens, zwei Collegia in Mähren und eins in Friedland zu errichten, und gedachte die frommen Väter auch in sein Herzogthum Mecklenburg einzuführen u. s. w." Welche Hoffnungen er auf die Jesuiten setzte, welche Ansprüche er an sie machte, ersehen wir aus der lateinischen Stiftungsurkunde des Seminars zu Gitschin, in welcher es heißt: „Daß die Väter der Gesellschaft Jesu den Wünschen des Herzogs sowie den Erwartungen des Vaterlandes nicht besser entsprechen könnten, als wenn sie sich der wissenschaftlichen und moralischen Bildung der in seinem Convictorio lebenden Jugend gänzlich widmeten, damit es weder der Kirche Gottes an Geistlichen, welche Frömmigkeit und Wissenschaft zierten, noch dem Gemeinwesen an Männern, die sowol hohe Geburt, als auch schöne Tugenden und Kenntnisse empföhlen, gebrechen möge." — So oft er in Gitschin anwesend war, besuchte er das Collegium und die Seminarien fleißig und die frommen Väter rühmten seine Leutseligkeit. Einer von ihnen, Balbinus, versichert in einer lateinischen Handschrift, von einem glaubhaften Gewährsmanne gehört zu haben, daß der Herzog, so oft er das Collegium besuchte, was sehr oft geschehen, gleichsam die Person des Fürsten ab-

gelegt und nach ſeiner Gewohnheit jedem, den er begegnet, ſehr freundlich angeredet habe. „Allen Ordensbrüdern, die um ihn, wie um einen Vater ſtanden, bezeigte er gleiche Liebe und Ehre, ſprach mit ihnen bald ernſthaft bald ſcherzhaft, wie es kam, und wenn die Unſrigen durch das Zeichen der Glocke zum Gebete, oder ſonſt wohin abgerufen wurden, nahm er es nicht übel, wenn ſie, dem Rufe gehorchend, ſich von ihm entfernten; ſondern er ermahnte ſie ausdrücklich, ſie möchten gehn und Gott für ihn bitten, denn alles, auch den Geiſt, habe er mit uns gemein (omnia sibi nobiscum, etiam animum communem esse)." Da dieſe Nachricht von dem Verfaſſer nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt, ſondern handſchriftlich, ohne weitere Abſichtlichkeit, niedergelegt wurde, ſo verdient ſie allen Glauben; allein die frommen Väter irrten ſich ſehr, wenn ſie wähnten, von dem Herzoge nicht ganz durchſchaut zu werden. So ſehr ſie auch auf dieſe „Seelenfreundſchaft" mit ihm pochten, ſo hat er es ihnen doch oft ſtreng genug fühlen laſſen, wenn ſie die ihnen zugetheilten Befugniſſe und den ihnen angewieſenen Wirkungskreis überſchritten. Kaum waren die Jeſuiten in die ihnen eröffneten Zellen wieder eingezogen, ſo ließen ſie es nicht blos bei dem Unterrichte der Jugend, auf welchen ſie angewieſen waren, bewenden, ſondern trieben mit ihrer Bekehrungswuth während der Ab-

weſenheit des Herzogs viel Unfug im Lande umher. Die Unterthanen, welche der Nachſicht des Herzogs in den Angelegenheiten der Religion vertrauen durften, ſetzten ſich gegen die heiligen Väter zur Wehr, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wären ſie zum Lande hinausgetrieben worden. Sie verlangten Unterſtützung von der öffentlichen Gewalt; der Landeshauptmann berichtet darüber an den Herzog, welcher damals, nach dem Gefecht an der Deſſauer Brücke, in der Altmark verweilte. Wie ganz anders lauten die Befehle, die Wallenſtein ertheilt, als jene Bluturtheile, welche Ferdinand nach dem unglücklichen Böhmen und nach dem Lande ob der Ens ſchickte. „Aus euerm Schreiben," heißt es in dem Briefe des Herzogs an Taxis aus Aſchersleben d. 20. Juni 1626, „vernimb ich, was vor Rumor mit den Jeſuiten die Unterthanen angefangen haben. Es iſt ein welſch Sprüchwort: così vol, così habbia! *) Derowegen miſcht ihr euch nicht drein. Werdens die Jeſuiten gutt machen, ſo werden ſie's gutt haben, ich begehr ihre Impertinenzen nicht mit bracchio seculari (weltlichem Arm) zu defendiren, denn ihre exorbitanzen ſeindt unerträglich. Mit den Bürgern zu Friedland dissimulirt,

*) Wie man's treibt, ſo geht's.

bis dieſer actus ein wenig geſtillt worden, ſonſten im Uebrigen gebt auf Alles gut achtung und von den Jeſuitern laßt euch nicht bei der Naſen führen, denn ihr ſeht, was ſie vor feine Händel itzt im Land ob der Ens angericht haben; in summa es geht überall alſo zu, wo ſie einwurzeln! Könnte ich mit hunderttauſend Gulden der Fundacion, ſo ich ihnen gethan hab, ledig werden, ſo thät ich's gern!" Als ſie die, ihren Gütern aufgelegten Contributionen nicht an den Herzog, ſondern nur an den Kaiſer nach Prag zu liefern erklären, verfügt er ebenfalls in ſtrenger Weiſe gegen ſie. „Daß die Jeſuiten die Contributionen wollen ſelbſt nach Prag abführen, das laſſe ihm der Pater Rector vergehn, denn ſie gehören unter mich, und nicht unter das Land; dahero will ich, daß ſie mich in temporali vor ihren Oberherrn anerkennen; werden ſie die Contribution nicht abführen, wie ſich gebührt, ſo befehl ich, daß ihr euch in ihre Güter einführt; im Widrigen, ſo würde ich's bei euch ſuchen!" — Mehrere höhere Lehranſtalten hatte der Herzog dieſem Orden übergeben und die Sorgfalt, die er auf dieſe Schulen verwendet, gereicht ihm, von dem man erwarten könnte, daß er die Jugend nur für das Feldlager und das Trommelfell erzogen wiſſen wolle, zu nicht geringem Ruhme. Mit dem ihm eigenen Ueberblick des Ganzen und der, zugleich in das Einzelne eingehenden, ſchar-

sen Beurtheilung ordnet er den Studienplan, gibt die gesonderten Zweige des Unterrichts näher an und behält fast jeden einzelnen Schüler im Auge, wenn er auch noch so weit auf seinen Eroberungszügen von der Heimath entfernt ist. Schon diese lebhafte und unausgesetzte Theilnahme, welche er der Erziehung und dem Unterricht schenkt, überzeugt uns, daß er, von dumpfem Pfaffenthum und rohem Soldatenwesen umgeben, dennoch den höheren Werth wahrer Bildung zu schätzen wußte. Obwol er aber die jungen Leute den Jesuiten übergibt, so will er deshalb keine gelehrten Stubenhocker oder scheinheiligen Betbrüder aus ihnen gebildet wissen, sie sollen zwar lateinisch und italienisch lernen, zugleich aber auch Musik, Tanzen, Fechten, Reiten und andere Leibes-Uebungen treiben, damit sie in allen freien und ritterlichen Künsten wohl gebildet würden. „Ich bin resolvirt, (schreibt der Herzog aus Eger vom 3. Aug. 1625 an seinen Landeshauptmann), acht oder mehrere Herrenstandes bei den Jesuitern zu Gitschin studiren zu lassen und die Unkosten auf sie zu wenden. Itzunder seind ihr nicht mehr als drei; sehet daß sie ebbesweilen in der Wochen einmal mit dem Bereiter ausreiten, daß sie sich gewöhnen zu Roß zu sitzen, auch daß sie die arithmeticam fleißig lernen und etwan ein musicam instrumentalem. Es wird sie

der Organiſt auf dem Inſtrument lehren können; könnt ihnen ein Clavicordium kaufen laſſen."

Zunächſt ſind die höheren Schulen, inſonderheit ein Collegium zu Gitſchin für den Adel beſtimmt, doch läßt er auch eine Anzahl Bürgerſöhne aufnehmen, und gibt deutſchen Knaben, „wenn ſie nur eine Luſt zur virtu haben," den Vorzug vor den „tölpiſchen, böhmiſchen Janken."

Die Sorge für die Schulen begleitet ihn auf allen ſeinen Feldzügen. „Die Schulen," ſchreibt er aus dem Hauptquartier Göttingen d. 4. Octbr. 1625 an ſeinen Landeshauptmann, „nehmt in Acht und thut mit Ernſt und Glimpf dazu, daß die Umliegenden vom Adel, inſonderheit die unter mir meynen (meine Lehnsleute) ihre Kinder und Freund hinein zum Studiren thun, doch ſelbſt darauf die Speſa zahlen. Ich will auch zum wenigſten an zwölf Knaben Herren oder Ritterſtandes, doch nicht von den ſchlechten von Adel, halten; die dort ſtudiren ſollen Spirituosi ſeyn." — Mit wahrhaft väterlicher Theilnahme iſt er nicht nur für die geiſtige Ausbildung, ſondern auch für Bekleidung, Geſundheit und Reinlichkeit der Zöglinge beſorgt. „Ich hab Euch" ſchreibt er dem Vorſteher aus dem Feldlager von Stralſund d. 17. Jul. 1628, „zu Gitſchin befohlen gehabt, ihr ſollt gegen den neuen Jahr die Knaben, ſo ich ſtudiren laß, wie die Fundacion vermag, kleiden und in

Allem, wie die Fundacion geordnet iſt, unterhalten; werdet derowegen ſehen, daß dieſem wirklich und unfehlbarlich nachgelebt wird. Dem Doctor, was ihm daß er ſie curiren ſoll, in der Fundacion geordnet iſt, laßt fleißig reichen, wie auch, was in den Apotheken aufgehen wird, zahlen. Und dieweil aus lauter Unſauberkeit ſie pflegen krätzig zu werden, ſo ſehet, daß ſie ſauberer, als zuvor geſchehen iſt, gehalten werden, und welche itzt krätzig ſeyn, daß ſie der Doctor mit Bädern und andern dazu bedürftigen Remedien curirt. Sehet auch, daß ſie alles das lernen, was die Fundacion vermag." Unabläſſig fragt er aus dem Feldlager und mitten im Geräuſch der Waffen bei ſeinem Landeshauptmann an, wie es mit den von ihm geſtifteten Schulen ſteht, und ſchickt aus Sagan ſowol als aus Mecklenburg Knaben dahin, welche mehrentheils auf ſeine Koſten erzogen werden; doch iſt er vorſichtig in der Auswahl und läßt über jeden Einzelnen berichten; „denn," ſchreibt er „man thut oft grobe Pengel hinein und iſt Alles an ihnen verloren!" Entſprachen die jungen Leute den Erwartungen des Herzogs, ſo ſorgte er auf das freigebigſte für ihr weiteres Fortkommen. Vornehmlich ſchien ihm daran gelegen zu ſein, einen ihm ergebenen Landadel im Herzogthum ſich heran zu bilden, weshalb er denn öfter an die in ſeinen Anſtalten gebildeten jungen Leute Güter ſchenkt und ihnen ſogar

zur erſten Einrichtung noch bedeutende Vorſchüſſe machen läßt. — Ließen es ſich aber einmal die frommen Väter beigehen, einen der Zöglinge für ihre Geſellſchaft zu gewinnen, ſo weiß er ihnen ſogleich das Handwerk zu legen. „Ich vernehme (ſchreibt er aus dem Feldlager bei Krempe d. 25. Octbr. 1628 an Taxis nach Gitſchin) daß die Jeſuiter den Franzel von Harrach überredet haben, er ſolle ein Jeſuiter werden; ſein Vater aber hat mir ihn gegeben, daß ich einen Soldaten und nicht einen Jeſuiter aus ihm machen ſolle. Solches mich im Herzen auf ſie ſchmerzen thut, daß ſie wegen ſo viel empfangenen Wohlthaten mir einen ſolchen Dank wollen geben und dieſen Buben alſo hintergehen. Nun haben ſie's im Brauch, daß ſie dieſelbigen oft verpartiren und wider den Willen ihrer Freund heimlich in's Noviciat ſchicken, wie ſie's dem Doctor Wilhelm gethan haben. Iſt derowegen mein Befehl an euch, ihr ſollt dieſem Allen, was ich dahin contra ſetzen werde, fleißig nachkommen und auf keinerlei Weis anders thun: nämlich befehlt in continenti dem Präceptor, er ſolle mit allen den drei Knaben, als zwei von Harrach und dem von Waldſtein, auch ihren Dienern und allen denen, ſo bei ihnen ſind, ſich fertig machen. Dem Conſtantin, oder wer dorten iſt, befehlt, daß er einſpannen läßt und ſchickt ſie den Augenblick auf die Aiche (Stadt Aiche). Dem Haupt-

mann daselbst befehlt, er solle sie mit Essen und Trinken wohl tractiren. Der Präceptor solle sehen, daß sie fleißig studiren, und also werden sie zu der Aich eben das lernen, was zu Gitschin. Bitt euch, seht, verliert darmit keine Minuten, denn ich vertrau es euch. Auch da mein Weib, oder wer da wolle, darwider replicirt, so laßt euchs nicht irren, denn sie verstehens nicht und dies steht auf eure Verantwortung. Halt dies in der Still und effectuirts ohne Verlierung einziger Stund, denn dies ist meine endliche Resolution." Dennoch aber kann es der Herzog nicht über sich gewinnen, sich ganz von der verrätherischen Gesellschaft loszumachen; vielmehr sorgt er für ihre Verbreitung und ist sogar Willens, sobald er sich einigermaßen in Mecklenburg eingerichtet hat, auch dort ein Collegium einzurichten. „Ich bin Willens" schreibt er an den Landeshauptmann nach Gitschin aus Güstrow im Mecklenburgischen d. 5. März 1629 „dahie eine Fundacion zu machen von wegen etlicher Jungen von Adel, so dahie studiren sollen. Nun wollte ich gern eine Abschrift derselbigen haben, welche ich den P. S. J. (patribus societatis Jesu) zu Gitschin wegen der Zwanzig vom Adl gegeben hab; werdet also der Kanzelei befehlen, auf daß sie's aus dem Protocoll aussuchen und mir eine Abschrift derselben zuschicken. Ich vermeine auch im kurzen etliche Knaben von hinnen nach Gitschin zu schicken,

ein Theils werden dorten ſtudiren, ein Theils aber werden unter die Knaben, ſo bei meinem Weib ſeyn gethan werden."

Zum Glück für Mecklenburg kam die von dem Herzog beabſichtigte Fundation der Jeſuiten zu Güſtrow nicht zu Stande, dagegen ſchickte er mehrmals adeliche Knaben aus Mecklenburg nach Gitſchin und nahm dann auf's neue Veranlaſſung die früher ertheilten Inſtructionen zu wiederholen. „Der Conſtantin" (einer der Aufſeher), ſo ſchreibt er aus Güſtrow d. 19. Mai 1629 an Taxis nach Gitſchin, „hat den Knaben das Haar ſo kurz ſchneiden laſſen, daß die ſo hieher kommen ſeindt wie Juden, gleich wie er, ausgeſehen haben; bitt, gebt ihr fleißig ſelbſt Achtung und wenn mans nicht thun wird, ſo aviſirt mich, als nehmlich, daß die Knaben ſich ſollen in allem ſauber halten, frü in die Schul gehn, auf daß ſie die lateiniſche Sprach begreifen, nachmittag teutſch und welſch ſollen ſie ſchreiben lernen, wie auch die arithmeticam und tanzen und auf der Laute ſchlagen." — (d. 7. July) „Ich berichte euch auch, daß ich gern etliche Mecheln-burgiſche Knaben von Adl wollte auf Gitſchin ſchicken, allda bei den Patribus zu ſtudiren, weis aber nicht, wie viel eigentlich ihr derſelben allbereit dorten habt, denn ich wollte die Zahl der 20 nicht excediren, berichtet mich derowegen, wie viel ihrer dorten ſeindt, auch wie alt ſie ſeindt, denn welche etwas groß ſeindt,

die wollte ich zum Heere geben, daß sie dienten und wiederum kleine an ihre Stell hinschicken."

Wir erwähnten früher schon, daß der Herzog weit entfernt davon war, mit fanatischem Eifer die kaiserlichen Befehle in Beziehung auf Vertreibung der Protestanten zu vollziehen; mehrere Jahre hindurch blieb er darin nachsichtig, und viele Flüchtlinge fanden vor den verfolgenden Bekehrungsdragonern Ferdinands eine Freistatt in dem Herzogthume Friedland. So ganz aus dem Auge verliert er jedoch die evangelischen Unterthanen nicht, er läßt die Bekehrungsversuche in der Stille, wenn auch glimpflich fortsetzen und richtet sich hierbei, wie etwa bei dem Aderlaß oder dem Bestellen der Felder nach Wetter und Umständen, behandelt es aber gewöhnlich nur beiläufig. In einem Briefe aus Havelberg vom 27. Aug. 1627, in welchem er wegen verschiedener Bauten Befehl ertheilt, fügt er am Schluß hinzu: „den Baumeister werde ich in kurzem auf Sagan schicken und nachher gar zu mir erfordern und dieweil itzunder Zeitt ist, so hebt wiederum an die Leut catolisch zu machen." — Dies war aber nicht so leicht, zumal im Gebirg, wo die Bauern sich noch öfter zusammenrotteten und die Angriffe auf ihren evangelischen Glauben mit offener Gewalt zurückwiesen. Der Herzog ist mit diesen unzeitigen Bekehrungsversuchen unzufrieden und schreibt aus Wismar vom

1. Novbr. 1628 an seinen Landeshauptmann nach Gitschin: „Ich werde vom Herrn Michna berichtet, daß die Pauern im Gebirg nichts Gutes thun wollen; nun weiß ich nicht, warum es geschieht, vielleicht sehen sie, daß man sich vor ihnen fürchten thut. Es ist auch nicht recht, daß man ihnen von der Religion hat was gesagt, bis der Adl aus dem Landt ist, denn alle zugleich offendiren, ist nicht rathsam, werdet derowegen sehen, die Bürger und Pauern ungehütt zu lassen, bis der Adl aus dem Land seyn wird." — Wurde während des Herzogs Abwesenheit etwas strenger nach dem kaiserlichen Mandat verfahren, nach welchem kein Protestant auf seinem Besitzthum in Böhmen gelassen werden sollte, so wendeten sich öfter die Bedrängten an den Herzog und erhielten günstigen Bescheid. Ein Zeugniß der Gutmüthigkeit und Nachsicht des Herzogs in Sachen des Glaubens gibt folgender Bescheid, den er aus Güstrow den 22. Juni 1629, wegen einer armen Wittwe in Böhmen ertheilt, welche man, da sie ihren evangelischen Glauben nicht abschwören wollte, von ihrem Gütchen zu vertreiben drohte. „Aus der Beilage, (schreibt der Herzog an den Landeshauptmann) werdet ihr sehen, was die Frau Raschimin an mich suppliciren thut. Nun habe ich, so viel wie ich noch in Böhmen gewest vernommen, daß man mit den Wittiben nicht also stricte procediren wird; werdet derowegen sehen,

daß sie auf ihrem Güttl kann wohnen, bis ihr unser Herr bessere Gedanken gibt, daß sie den rechten Glauben wird begreifen mögen." —

Konnte sich nun der Herzog durch so läßlichen Bekehrungseifer nicht der besondern Gunst der kaiserlichen Gewissensräthe empfehlen, so schien es ihm um so nothwendiger, mit dem römischen Hofe und dem Papste in gutem Vernehmen zu bleiben und immer von dem unterrichtet zu sein, was von Wien, Madrid und Paris in dem Vatican gesucht und erreicht ward. Wallenstein, der überall Umsichtige, versäumt es nicht, auch in Rom einen Agenten zu bestellen, der, bei dem päpstlichen Hofe accreditirt, ihn nicht allein von den geistlichen, sondern mehr noch von den Welt-Händeln, welche dort eingeleitet wurden, in Kenntniß setzen konnte. Der Landeshauptmann von Taxis schlägt dem Herzoge bereits im Jahre 1628 einen gewissen Emmerik zum Geschäftsträger in Rom vor, und Wallenstein bescheidet ihn aus Franzburg bei Stralsund vom 14. Septbr. 1628 dahin: „daß er es gar wohl zufrieden sei; er soll genannten Emmerik zu seinem Agenten bestellen und ihm ein monatliches Interteniment ausmachen, wie es andere Fürsten, so keine Ambassatori halten, geben."

Welche Achtung der Papst Urban VIII. vor dem

Herzog von Friedland, dem gerühmten Feldherrn, hatte, welcher dem gefürchteten Feinde der katholischen Kirche, dem Könige von Schweden muthvoll entgegen zog, bewies er dadurch, daß er ihm in einem eigenen, unter dem 17. Jan. 1632 zu Rom ausgefertigten, Breve seinen apostolischen Segen ertheilte und ein geweihtes Schwert übersandte. Für die äußere Ausstattung der Kirchen und Capellen sorgte der Herzog ebenfalls mit fürstlicher Freigebigkeit und offenbarte dabei einen Sinn für Kunst, wie wir ihn in jener geschmacklosen Zeit an keinem andern fürstlichen Hofe finden. Geschickte Baumeister beruft er aus Italien und überträgt ihnen den Neubau und die Wiederherstellung mehrerer Kirchen, und nach gewonnenen Schlachten schickt er die Zeichnungen und Kupferstiche davon nach Gitschin, damit sie von guten Malern in den Capellen im Großen ausgeführt werden sollen*). Wie er es für seine eigene Person mit den äußerlichen Gebräuchen und Gottesdienst gehalten, davon liegen uns keine Zeugnisse vor; nur so viel wissen

*) Nach dem Gefecht an der Dessauer Brücke schreibt er aus Freistädtl vom 10. Septbr. 1626 an Taxis: „Dem Obersten Aldringen schreibt, auf daß er euch einen Kupferstich schickt, wie die Schlacht abgeloffen ist, auf daß mans nachher in der Kapellen kann abmalen, und laßt Materialien zu der Kapellen führen."

wir, daß vier Hof-Caplane, von denen der älteste, P. Johann Jakcowicz monatlich 50 Fl., die drei andern 40 Fl. monatlich erhielten, in den Listen des Hofstaates mit aufgeführt werden.

Viertes Capitel.

Staatshaushalt. Landwirthschaft. Fabriken. Gewerbe.

Wallenstein, mit seinem großen Sinn für das practische Leben, widmete eine nicht mindere Sorgfalt, als den geistigen und geistlichen Angelegenheiten, den materiellen Interessen seiner Unterthanen, und in dieser Beziehung erscheint er, der so groß als Feldherr war, auch als der erste Staatswirthschafter seiner Zeit. Während der ersten zwölf unruhvollen Jahre des Krieges lebte er nur wenige Monate auf seinen Gütern und in seinem Herzogthume; dennoch gab es keinen Zweig der Industrie, des Gewerbfleißes, des Handwerkes, der Landwirthschaft, den er nicht, entweder zuerst bei sich ins Leben rief, oder durch Aufmunterung, Beispiel und Unterstützung beförderte. Unter einhundert und funfzig Briefen und Decreten an die Kammer und an seinen Landeshauptmann in Gitschin aus den Jahren 1623 bis 1632, welche er mehrentheils aus dem Feldlager und aus weiter Ent-

fernung und ſämmtlich eigenhändig ſchrieb, finden ſich kaum zwei oder drei, in welchen nicht irgend etwas, auf das Emporblühen des Landes Bezügliche erwähnt oder befohlen wird. Mit demſelben unermüdlichem Treiben, mit welchem der Herzog bei dringlichen Kriegsunternehmungen die unter ihm commandirenden Generale außer Athem zu bringen weiß, wenn er — wie uns die Beiſpiele in den Briefen an den Feldmarſchall Arnim vorliegen — an einem Tage über denſelben Gegenſtand, vier, fünf, ja einmal ſogar acht eigenhändige, ſchriftliche Befehle ertheilt, ſetzt er auch ſeinem Landeshauptmann zu, und wiederholt oft in Briefen von demſelben Tage die Befehle wegen Anlegung von Maulbeerpflanzungen, Brauhäuſern und Eiſenhämmern, Pulvermühlen und Salpeterhütten mit gleicher „furia“ (ein beliebter Ausdruck Wallenſtein's), als ob es den Sturm einer Schanze, oder einen nächtlichen Ueberfall gälte. Da der Herzog als ſouverner Feldherr, der dem Kaiſer ein Heer auf eigene Rechnung in das Feld ſtellt, für die Bedürfniſſe dieſes Heeres auch ſelbſt Sorge tragen mußte, ſo ſuchte er den Vortheil, welcher mit den Lieferungen des Kriegsmaterials verbunden war, vornehmlich ſeinen Unterthanen zuzuwenden und inſofern ſtand allerdings ſeine Sorge für die Gewerbthätigkeit im Herzogthume in ſehr naher Beziehung zu ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen. Eine der wich-

tigsten Aufgaben neuerer Staatswirthschaft: die Gewinnung der rohen Stoffe im Inlande mit der inländischen Verarbeitung in ein sich gegenseitig ausgleichendes Verhältniß zu bringen und den Producten des Ackerbaues eben so, wie denen des Handwerks und der Fabrik, Abzugswege nach außen zu verschaffen, erkannte der Herzog nach der ganzen Bedeutung ihres Werthes. Sein Alles berücksichtigender Geist läßt sich hierbei in das kleinste Detail des Geschäftes ein, allein auch in dem Kleinen bleibt er noch groß. Nichts entgeht seinem durchdringenden Scharfblick; die harten Felsen müssen ihm ihren Schooß, ihre Adern eröffnen, um edle Metalle für die Münze und Eisen für die Waffenschmieden zu liefern. Alle Hülfsmittel des Bodens, jede Thätigkeit der Einwohner werden, zwar zunächst für das Heer, in Anspruch genommen, jedoch soll der Gewinn den Unterthanen redlich zu Gute kommen. Die Kugeln, welche er dem Könige von Dänemark nachsendet, als er von dem festen Lande sich über die See auf die Inseln flüchtet, das Pulver und die Geschütze, mit denen er Stralsund in Schrecken setzen will, Mecklenburg und Pommern erobert, die vielen Tausende von Kleidungsstücken und Waffen, ja selbst das Brot, mit welchem er sein Heer in fremden Landen versorgen mußte, dies alles wußte er in seinem Herzogthume Friedland aufzubringen, und zwar immer mit Bedacht

auf den Vortheil ſeiner Unterthanen. Mehrmals wiederholt er in den Briefen und Befehlen an die Behörden ſeine Grundſätze in dieſer Beziehung, welche dahin lauten, „daß er zwar keinen Schaden leiden will, aber auch keinen Gewinn begehrt, ſondern kein anderes Intereſſe hat, als daß um die Waare das Geld unter die Leute kommt.“ Er wünſcht „daß Alles zum gedeihlichen Aufnehmen ſeiner Unterthanen geſchehe, daß ihnen die neuen Einrichtungen nicht beſchwerlich kommen;“ was ſie nur in ihren Werkſtätten und Fabriken ſchaffen, will er ihnen Alles abnehmen, „denn ſollen mir Fremde ſtehlen (ſchreibt er), ſo will ich's lieber den Einheimiſchen zulaſſen.“ — Es gibt keinen Gegenſtand der Landwirthſchaft, des Feld- und Gartenbau's, der Jagd und Fiſcherei, des Bergbau's und Hüttenweſens, des Gewerbes und Handels, der, wenn er nur irgend dem Lande Nutzen und Gewinn verſprach, von ihm nicht in Anregung gebracht worden wäre. Das gedeihliche Aufblühen ſeiner Reſidenz Gitſchin läßt er ſich beſonders angelegen ſein.

„Müſſet ſchauen, (ſchreibt er ſeinem Landeshauptmann aus Eger den 3. Aug. 1625), wie allerlei artes auf Gitſchin introducirt werden, von Seiden- und Wollarbeiten; ehe die Maulbeerbäume groß werden, ſo kann man seda cruda aus Welſchland kommen laſſen. Die Häut muß man auch zu Gitſchin

arbeiten lassen, in summa allerlei artes hineinbringen, davon die Stadt kann populirt werden." Nichts entgeht bei dem städtischen Gewerbe seiner Fürsorge, und in Beziehung auf den Handel treibt er die Liberalität so weit, daß er an Taxis aus Eger vom 1. Septbr. 1625 schreibt: „daß der Jud zu Gitschin traficiren will, höre ich gern, laßt's ihm nur zu." Als vorsorglicher Landwirth bekümmert er sich um rechtzeitige Bestellung der Felder und der Wiesen, um Einkauf des Viehes, Vertheilung der Rinder- und Schaafheerden; der Pferdezucht aber widmet er, zumal seitdem er in Mecklenburg damit vertrauter geworden ist, eine wahrhaft leidenschaftliche Vorliebe. Aus Memmingen d. 28. Juni 1630 schreibt er an Taxis: „Ich vernehme, wie nun die ganze Zeit, daß ich das Gestüt zu Smrkowitz habe, man so malamente hat in Acht genommen, daß das Heu und Grommet solle zu rechter Zeit abgemäht und eingebracht werden. Nun hat man solches nicht in Acht genommen, sondern itzt bald etliche Arbeiter dahin geschickt, bald sie wiederum gefordert, daß das Heu auf einmal nicht hat können gemacht und eingebracht werden. — Itzt will ich euch allen Ernstes anbefehlen, daß solches nicht mehr geschieht, sondern alles stehn und liegen läßt und das Heu fleißig beim Gestüt einbringt, denn mir mehr an einem Fohlen, als an zween Meyerhöfen gelegen ist."

Pferdezüchter dürften in den Briefen Wallensteins manche Erfahrung finden, welche noch heutiges Tages sich als vortheilhaft erweist. So schreibt er aus Tirna d. 24. Octbr. 1626 seinem Landeshauptmann nach Gitschin: „Ich hab vernommen, daß die eine der Stuten, Armelina, dem Fohlen wenig zu geben hat; der Gestütmeister muß sich wenig darauf verstehen, denn es ist der Brauch, daß man ihnen Kühe giebt, an denen sie saugen und nicht allein eine Kuh, sondern zwei, darum probirts." — Mehrmals läßt er seiner Unzufriedenheit über den Gestütmeister freien Lauf. „Ich vernimb (schreibt er an Taxis aus Kopidlno d. 17. Decbr. 1627) daß der Gestütmeister hat in den Meierhöfen befohlen, daß man die Fohlen nicht solle abspönen, er ist ein Esel und wird mir damit die Stuten ruiniren, befehlt, daß man sie alsbalden abspönt und hinführo in allen Meyerhöfen, daß man sie um Martini abspönt." Mit der Besitznahme von Mecklenburg beschäftiget, vergißt er die Sorge für seine Stutereien in Böhmen nicht und ertheilt Befehle wegen der Abwartung der Fohlen. „Ich vernehme (Güstrow d. 8. Mai 1629), daß die Fohlen, so heuer aufgestellt seyn worden, dermaßen mit Futter angefüllet werden, daß sie mehr als Schwein, denn als Hauptroß aussehen. Nun hätte ich den Gestütmeister nicht für einen solchen Esel angesehen, daß er das nicht sollte in Acht neh-

men, was das Vornehmste ist, das ist, daß die Fohlen sich nicht chargiren. Werdet ihm derowegen solches ernstlich verweisen und daß er hinfüro besser Achtung geben soll, anbefehlen *).

Als guter Gartenwirth zeigt der Herzog sich, wenn er dem Hauptmann zu Weißwasser befiehlt, „daß er den Gärtnern auf Gartensaamen als: Zwiefel, Möhren, Petersilie, Sallat, Kapsaamen, Kohlrüben, Kohlkraut-Saamen, keinen Pfennig in Ausgab passiren lassen soll, allbieweil des Ortes ein Gärtner gehalten und besoldet werde, der allen dergleichen Saamen zeugen könne."

Den guten, um das Kleinste sich bekümmernden Hauswirth erkennen wir, wenn er dem Hauptmann zu Wehlisch befehlen läßt: „die kranken blöden

---

*) Unter vielen, in Beziehung auf die Pferdezucht ertheilten Befehlen dürfte für Pferdezüchter die von dem Herzog ausgegangene Verordnung von Interesse sein: „daß bei Beschelung der Stuten ipso actu die Stut herabgelassen werde, dergestalt, daß die Stut den Beschäler ersehe, und nach seiner Gestalt empfahe."

Während den Feldzügen in Mecklenburg und Pommern machte er bedeutende Ankäufe und sendet z. B. 1629 einen Zug von 90 Stuten 20 Fohlen und 3 Hengsten, welche er von dem Grafen v. Oldenburg gekauft hat, nach Böhmen. —

Kapaunen und Hühnlein in die Vorwerke auszutheilen, damit sie an der jungen Grasweide wiederum gesund werden." Mit Rücksicht auf die fürstliche Tafel wird den Hauptleuten zu Kopidlno, Smidar, Horzig, Skal, Kumburg und Wehlisch befohlen: „die für Ihro fürstl. Gnaden den Herzog und die Herzogin bestimmten Kälber an zwo Kühen saugen zu lassen und neben dem Sug Haferkörner mit Salz zu essen geben. Auch solle man Schweinemütter, die da gut sein, wohl und gut halten und ihnen guten Schrot geben, damit sie feiste Ferkel bringen, deren 3 oder 4 wöchentlich für J. F. G. den Herzog seyn müssen." Dagegen wird befohlen: „keine Lämmer, wenn sie verschnitten und abgewöhnt sind, zum Schlachten zu nehmen, sondern Spätlinge," und hinzugefügt: „Solches haben J. F. G. selbsten gnädig anbefohlen." — Wie sich Wallenstein seiner ganzen Bildung nach als ein Deutscher von derbem Schrot und Korn erweist, so auch darin, daß er sehr viel „auf einen Trunk guten Bieres" hält, dem er den Vorzug vor dem Weine gibt, welchen letzteren er jedoch auch nicht verschmäht. In einem seiner wirthschaftlichen Briefe schreibt er an seinen Landeshauptmann aus dem Feldlager bei Mietschkau v. 25. Septbr. 1628: „Mit Einkaufung des Viehs muß man nicht eilen, insonderheit der Schaaf, denn ich besorge mich, daß wegen der vielfältigen Regen

ein groß Sterben darunter wird kommen, sonsten bin ich nicht resolvirt heuer Kleider für die Soldaten machen zu lassen, die Wolle mögt ihr verkaufen lassen. Berichtet mich, ob man den Briehan fleißig bräut und laßt ihn bräuen, wenn ich schon einen großen Verlust davon haben sollte." — Auch die Kenntniß des Gerstenbiers ist dem Herzog nicht fremd geblieben; „Ich hab (Prag d. 21. Jan. 1628 an Taxis) dem Hauptmann zu Friedland befohlen, er solle zu Friedland im Sommer lassen Gerstenbier schenken, seht auf, daß auf den andern Güttern solches auch geschieht." — Er regulirt die Bierpreise selbst und bestimmt (Wopotschno d. 9. Febr. 1631): „da der Graf Trtschka sein pier zu 5 ß meisnisch giebt, so wird man das Meinige auch dafür geben können." Daß es zu der Zeit an tüchtigen Biertrinkern in Böhmen, dem berühmtesten Hopfenlande Europas, nicht fehlte, scheint daraus hervorzugehen, daß der Herzog (Prag d. 6. Octbr. 1631) seinem Landeshauptmann den Befehl ertheilt: „den leichtfertigen Lecker Zdenko von Waldstein, der, was er für Bier schuldig ist, nicht zahlen will, auszupfänden." — Der Herzog selbst gab jedoch dem Weizenbier immer den Vorzug. „Ich muß dem Herrn klagen (schreibt er d. 2. Juli 1628 aus Uckermünde an den Feldmarschall Arnim, der vor Stralsund hielt), daß ich kein Weispier in der Mark bekommen kann, dahero

denn nur mit Wein den Durſt löſchen muß, dieweil ich das Gerſtenpier nicht trinken kann; bitt, der Herr thu die Anordnung auf daß von Barth auf Anklam vor mich Weizenpier gebracht wird.“ Und als er Memmingen mit dem traurigen Beſcheid vom Regensburger Reichstage verläßt, ſchreibt er von dort an ſeinen Landeshauptmann (d. 1. Octbr. 1630): „Einen guten Briehan haltet vor mich in Bereitſchaft.“ Der Herzog hielt ſo ſehr darauf, daß den Hauptleuten zu Drzewenitz, Wehliſch, Kopidlno ſchriftlich befohlen ward: „die Zeit über, ſo lang J. F. G. hier ſeyn werden, das Bier aus ungemiſchtem Weizenmalz gut bräuen zu laſſen und zu ſorgen, daß der Bräuer jedes Ortes ſtets ſechs Faß wohl ausgelegenen guten Biers im Keller habe, damit er, wenn geboten wird, daſſelbe könne zur Hofſtatt bringen laſſen, bei Leibesſtrafe.“

Fünftes Capitel.

Bauunternehmungen. — Gartenanlagen.

Zu den fürſtlichen Leidenſchaften des Herzogs, welche einen wohlthätigen Einfluß auf das Aufblühen des Landes und insbeſondere auf das der Reſidenz Gitſchin ausübten, gehörte vor allen ſeine Bauluſt.

Das Schloß zu Prag, die Residenz und die Gartenanlagen zu Gitschin haben über zwei Jahrhunderte einem Jeden der sie besuchte, Ehrfurcht vor dem Namen ihres Erbauers geboten, wie sehr ihn auch Verrath und böser Leumund zu verunglimpfen wagten. Seiner prachtliebenden Neigung gewährt jedoch der Herzog erst dann Befriedigung, als er für das Nothwendige und Nützliche gesorgt. In den ersten vier Jahren seiner Regierung werden nur Ausbesserungen der vorhandenen Schlösser und Kirchen, Anlegung von Pulver- und Mahlmühlen, von Klöstern und Schulhäusern befohlen, doch wird hierbei die Stadt Gitschin, als künftige Residenz, besonders bedacht, und sie verdankt dem Herzoge ein rasches Emporblühen. Als er dort einzog, zählte die Stadt nicht mehr als einhundert achtundneunzig Häuser, mehrentheils mit Schindeln gedeckt, sodaß Wallenstein sich öfter in seinen Briefen dahin äußerte: die Häuser zu Gitschin könnten nicht für Bürgerhäuser, sondern kaum für Bauernhütten gelten. Am widerwärtigsten ist ihm der Schmutz in den Straßen. An den Rath von Gitschin erläßt er von Mecklenburg aus ein Dekret: „den Platz der Stadt und die Gassen von Koth und Unflat zu säubern," und jedem Bürger wird befohlen, „um sein Haus den Mist und Koth aus der Stadt zu schaffen." Die Befehle: „Wasser durch die Stadt zu leiten," wurden öfters eingeschärft,

jedoch leiſtet er den Bürgern bei den von ihm angeordneten Bauten einen billigen Vorſchub. „Ich bitt euch, (ſchreibt er ſeinem Landeshauptmann aus Dömitz im Mecklenburgiſchen vom 30. Aug. 1627) ihr wollet bedacht ſeyn, daß zum wenigſten alle die Bürgerhäuſer auf dem Platz und in den Gaſſen mit Giebeln ausgemauert werden. Zu dem gebt ihnen Ziegel und Stein die Nothdurft. Die Ziegel können ſie von der Bürger- und Thumherren Ziegelhütten brauchen, die Stein zu Wehliſch, und welcher Bürger das Vermögen nicht hat, dem leiht von meinem Geld 100 auch 200 Gulden. Wenn ihr dazu thut, ſolches wird können in zwei Jahren alles fertig werden. Bitt euch, thut darzu, werdet mich obligiren und communicirt dies mit dem Regenten Garoſch und mit dem Baumeiſter; mit dem Garoſch: daß ich will, daß ſolches effectuirt werde; mit dem Baumeiſter, daß er einem jeden ein disegno macht, auf daß er nach demſelbigen baut und der Baumeiſter neben Euch die Inſpection hat. Auf daß es gewiß geſchieht, ſeht, daß ihr dieſen Herbſt bei zweihundert Maurer beſtellt.“ Zeigten ſich freilich die Bürger ſäumig, dann wurden ſie mit Strenge angehalten. „Die Bürger ſollen bauen,“ lautet ein Decret vom Jahre 1630, „oder Ihro Fürſtl. Gnaden wollen ſie vertreiben.“ Für den Schloßbau zu Gitſchin hatte er ſchon im Jahre 1627 Anordnungen getroffen. „Die Be-

sitznahme von Sagan und Mecklenburg, wo er ebenfalls Schlösser bauen wollte, hätte die Arbeit nur auf kurze Zeit aufgehalten, denn schon von Güstrow aus betreibt er den Schloßbau zu Gitschin wieder mit großem Eifer. Er befiehlt unter dem 22. März 1629, nach einem Plane des Baumeisters Pironi „noch einen dritten Gaden (Stockwerk) aufzusetzen, nicht zu feiern, sondern fleißig zu arbeiten," und auch hier geht seine Sorglichkeit bis aufs Kleinste. Für seinen Vetter Max hat er im dritten Stock die Zimmer angewiesen, allein Frau und Kinder gestattet der Raum nicht anders unterzubringen, als in den Dachstuben. Dies macht ihm Bedenken und er fügt noch in einem Postscript hinzu: „Aus meines Vettern Weibes Kammer unter dem Dach, muß man eine Schnecken (Wendeltreppe) machen in meines Vettern Kammer, daß sie zu ihm soll kommen können." — Als er im Februar 1630 von Halberstadt nach Gitschin kam, fand er den Schloßbau noch nicht so weit vorgeschritten, um dort mit seinem Gefolge verweilen zu können. Unterdessen versammelt sich der Reichstag zu Regensburg; der Herzog weiß, welches Schicksal ihm dort bereitet werden soll; er begibt sich über Nürnberg und Nördlingen nach Memmingen, um durch seine Gegenwart den Sturm, der sich über seinem Haupte zusammenzieht, vielleicht noch zu beschwören, denn es galt nichts Geringeres, als den

Herzogshut von Mecklenburg und den Commandostab über das Heer, für welches ihm der Kaiser mit großen Summen verschuldet war; allein dies Alles kümmert ihn wenig, er ertheilt zur ununterbrochenen Fortsetzung der angeordneten Bauten, selbst auf dem Wege nach Regensburg, die bestimmtesten und ausführlichsten Befehle: „Ich zweifle nicht (schreibt er aus Nürnberg vom 3. Juni 1630 nach Gitschin an Taxis), daß ihr euch werdet wegen meiner Gebäu auch, wie ich's angeordnet hab, alles Fleißes angelegen sein lassen und da wegen des Gebäus zu Gitschin von Nöthen wär, daß mein Weib nach dem Neu-Schloß verreisen solle, solches daß in continenti geschieht und ihr fahrt fort mit den Gebäuen, wie ich's befohlen hab, ohne Verlierung einziger Minuten. Die Stallungen zu Smrkowitz vernehme ich daß sie noch nicht gebaut werden, welches mich hoch Wunder nimmt. Mit dem Garten bei Gitschin, Fontanen, Grotten und anderen Sachen, wie's designirt ist worden, daß man auch fortfährt; das Haus zu Gitschin seht daß es auf die Weis mobilirt wird, wie ich's anbefohlen hab. Schreibt dem Landeshauptmann von Sagan, wie auch dem Baumeister daselbst, daß sie sollen sehen, daß sie die Façaden der Häuser so sie dort bauen, von Steinen oder Ziegeln bauen und schön und zierlich ausführen, in summa ich verlasse mich auf euch, daß ihr euch werdet wegen

der Gebäu itzunder beſſer angelegen ſein laſſen, als man's zuvor gethan hat. Die Mönch zu Bezdiez u. Leip, ſo zuvor das Geld, welches man zum Gebäu hat anwenden ſollen, geſtohlen haben, itzunder, daß man ihnen beſſer Achtung auf die Fäuſte gibt, auf daß ſie's nicht mehr thun und ihr zieht bisweilen dahin und ſeht, wie ſie alles anſtellen." —

Bekanntlich überbrachten ihm die geheimen Räthe Werdenberg und Queſtenberg den kaiſerlichen Befehl nach Memmingen, der ihn von dem Commando abrief. Sobald er entſchloſſen iſt, ſich nach ſeinem Herzogthum Friedland zurückzuziehen, wiederholt er die, in Beziehung auf die Bauten gegebenen Befehle. — Je tiefer ihn ſeine Feinde zu erniedrigen glauben, deſto höher ſtellt er ſich ſelbſt, mit allem Glanze fürſtlicher Pracht umgeben, und während er als der allgewaltige Heerführer in Kleidung, Aufzug und Lebensweiſe einfach erſchien, will er nun auf ſeinem Schloſſe zu Gitſchin einen königlichen Hofhalt führen. Von Memmingen (den 27. Juni 1630) ſchreibt er ſeinem Landeshauptmann: „ſeht daß die zwei Capellen, meine und meines Weibes heuer fertig mit allen requisitis ſein, laßt die Altar darin machen, wie auch die fünf Altar in den Kirchen allerdings verfertigen, auf daß ich daſelbſt den Gottesdienſt verrichten könnte, ſo ſeht ebenmäßig, daß alle Zimmer fertig werden, wie nicht weniger mit

mobilien und ſchönen quadri verſehen, denn in dieſem verlaſſe ich mich allein auf euch; dieweil der Max nicht zur Stell iſt und die andern ſich auf ſolche Sachen nicht verſtehn. So werdet ihr auch ſehn, daß der Garten verfertigt wird und viel Fontanen daſelbſt gemacht. Die Loga laßt geſchwind mit Zwerch- (Kreuz-) Gewölben und mit lavor di stucco zieren. Die grotta bei der loga daß ſie eheſt alſo verfertigt wird, wie ich dem Baumeiſter anbefohlen hab; bitt, laßt euchs angelegen ſeyn." In einem P. S. fügt der Herzog noch hinzu: „Iſt mir recht, ſo iſt in dem disegno vom Garten keine Fontana gleich vor der loga designirt geweſt. Sagt dem Baumeiſter, daß gleich in der Mitte auf dem Platze vor der loga muß eine großmächtige Fontana ſeyn, dahin alles das Waſſer laufen wird, als denn aus derſelben, daß ſich das Waſſer auf die rechte und linke Hand theilt und die andern Fontanen ſo in dem Quadri ſeyn, laufen macht. Schickt mir das disegno vom Garten, wie nicht weniger von einer jeden Fontana mit Numeri und geſchrieben, was ein jedes bedarf." — Er ſpricht ſich ſchon hier in Memmingen mit aller Seelenruhe darüber aus, daß er künftig in Gitſchin reſidiren werde und gibt demnach ſeine Befehle, ohne daß er in irgend einem derſelben eine Bitterkeit, oder auch nur eine gereizte Stimmung gegen den Kaiſer durchblicken läßt. „Ich vermeine,"

(schreibt er aus Memmingen d. 16. Septbr. 1630 an Taxis), zu Mitte Octobers zu Gitschin zu seyn und daselbst stets zu verbleiben, dahero seht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und mobilirt werden. Macht Provision von allen Sachen vor mich, insonderheit vom heurigen Wein, dieweil sie sehr gutt werden, laßt mir auch gutten Wermuth-Most anmachen, der dulce picante ist, auf daß ich ihn kann desto ehender haben. Im übrigen werdet ihr wissen alles in solche Obacht zu nehmen, auf daß es gutt ist. P. S. Laßt alle Ställ zu Gitschin verfertigen, wie auch den Tummelplatz und das Ballhaus." —

Während seines Aufenthaltes im Jahre 1631 zu Gitschin hatte der Herzog Gitschin besonders lieb gewonnen, und als er im folgenden Jahre so sehr gegen seinen Willen wieder in den Strudel des Krieges und der Welthändel gezogen wird, läßt er sich dadurch in den einmal begonnenen Bauunternehmungen nicht stören. Während er, wenn auch nur provisorisch, den Oberbefehl über das zerrüttete kaiserliche Heer wieder übernimmt und zur Vertreibung der Sachsen aus Böhmen Anstalten trifft, schreibt er (aus Znaim vom 22. März 1632) seinem Baumeister nach Gitschin, als ob sich das Land des tiefsten Friedens erfreute: „Wir zweifeln nicht, daß ihr dasselbe, was Wir wegen der Gebäude zu Gitschin

euch dahier anbefohlen, euch werdet eifrig angelegen ſeyn laſſen; inſonderheit aber, was an der Schloß-arbeit von Nöthen, befördern. Und dieweil etliche Mauern an demſelben zu ſchwach, dieſelben einreißen und anſtatt deren andere ſtärkere, damit ſie das Ziegeldach wohl ertragen können, aufführen, vornehmlich aber die Fundamenta wohl legen, die Mauern, damit nachmals die Gebäu nicht überm Hauffen fallen mögen, ſtark und dick genug machen und alles auf's beſte und fleißigſte verfertigen zu laſſen. Geſtalt Wir denn euch auch nochmals vermög der, wegen Erweiterung beſagter Unſerer Stadt Gitſchin genommenen Abrede, weilen wir intentionirt, daß annoch hundert Häuſer mehr, ſo der Stadt adjungirt worden und in beiden Vorſtädten ein dreihundert und ſechzig, ſo ſich in allen an die fünfhundert und etliche Häuſer erſtrecken, gebaut werden ſollen, hiermit befehlen, dahin zu ſehen, daß in beſagten Vorſtädten die hin und wieder zerſtreuten Häuſer in Ordnung und gute Diſpoſition gebracht, die Gaſſen und Plätze wohl abgetheilt, wie auch die moraſtigen Oerter durch Graben und Abzüge trocken gemacht werden und alſo die Luft um ſo viel reiner ſein möge. — Das Kapuziner-Kloſter belangend wollen Wir weiter nicht, daß daſſelbe in der Stadt, ſondern anſtatt deſſen eines für die Dominicaner, das aber für die Kapuziner vor der Stadt, da man gegen Aulowitz zureiſet, gebaut

werde. Welches alles ihr denn euch also auf's beste angelegen seyn lassen; auch die Abrisse von einem Jedweden, damit wann wir anjetzo im Anfang des bevorstehenden Monats April allda anlangen, uns ihr dieselben vorzeigen könnet, zu machen. An dem Garten und Thiergarten, daß ihr fleißig arbeiten laßt, auch die Maurer und Steinmetzen, was dieselben bei dem Brunnenwerk in dem Garten und überall, wie auch die Stuccatori alles, was nöthig bei guter Zeit verfertigen. Wie nicht weniger auf den Weg, so mit Linden besetzt, sowohl im Garten anstatt der Linden, so diesen Winter verdorben, andere setzen, auch dieselbe, damit sie gerade über sich wachsen und eine schöne vista geben mögen, wohl in die Höhe führen zu lassen. Auch wollen Wir hiebevor anbefehlen, daß allezeit Etliche dabei wachen sollen, damit die Linden von den vollen, aus der Stadt kommenden, Leuten nicht verderbet werden, habt ihr solches, damit es unfehlbarlich geschehen möge, bei unserer Kammer zu urgiren. So werdet ihr auch gleicher Gestalt darob sein, daß die Dachziegel fleißig gebrannt werden, damit alle Häuser in der Stadt mit Ziegeln gedeckt werden können, zumalen Wir durchaus allda keine Schindeldächer haben wollen; wie nicht weniger die Anstellung thun, daß die Steine von dem Wehlischen Bruch, damit man eine Erleich-

terung an den Fuhren habe, von dem Berg hinfüro gewälzet werden."

Da die Arbeiten nicht so rasch vorwärts schritten, als das gebietende Wort des Herzogs es befahl, und er fürchten mußte, daß die längere Abwesenheit während des begonnenen Kriegszuges zu weiterer Verzögerung Veranlassung geben könnte, schärft er seiner Kammer zu Gitschin die Fortsetzung der Bauten in einem Schreiben aus Pilsen vom 7. Mai 1632 sehr nachdrücklich ein. „Wegen der Gebäu," heißt es darin, „seht darmit fortzufahren und keine Zeit zu verlieren, so lieb euch euer Leben ist, auf daß alles also verfertigt wird, wie's der Baumeister wird anordnen und seht, daß er mir nicht mehr klagt, daß es ihn mit den Arbeitern säumen thut, denn im Herzogthum seindt Bauern genug, die gern arbeiten werden, wenn man sie zahlen wird, insonderheit aber die im Gebirg. Vor dem neuen Garten, daß der Platz zugericht wird, auf daß alles völlig im Auguste gemacht ist, auf daß man nachher im September denselbigen soll pflanzen können. Dahero denn alsbalden ohne einige dilacion alle die Häuser und auch dasjenige, wo man die Bäder anlegt, laßt abbrechen und anders wohin bauen."

Mit noch mehr Pracht wurde zu derselben Zeit „des Herzogs Haus" zu Prag eingerichtet, ein wahrhaft königlicher Palast, der noch jetzt zum gro-

ßen Theile von den Nachkommen so erhalten wird, wie der berühmte Ahnherr ihn angelegt hat. Bei einer Tiefe mit dem Garten von mehr als fünfhundert Fuß hat dasselbe eine Fronte von 140 Fuß. Sehr reich verzierte Portale führen in den innern Raum, wo durch die Seitenflügel und Nebengebäude fünf Höfe abgetheilt sind. Die Zimmer von schönen Verhältnissen, waren theils zur Aufnahme des zahlreichen Hofstaates, theils zu glänzenden Festen geräumig eingerichtet, jedoch hatte der Herzog auch die für ihn bestimmten Gemächer wohnlich und bequem anordnen lassen. Geschickte Baumeister und Fresco-Maler berief er aus Italien in seinen Dienst, und so finden wir seinen Palast im Stile der Prachtgebäude der Mediceer, der Doria, der Borgheſe ausgeführt und ausgeschmückt. Ein großer Festsaal war mit allegorischen Figuren und mit Darstellungen aus der Geschichte der Helden alter und neuer Zeit verziert. Das Deckengemälde stellt den Herzog selbst vor als Triumphator auf dem Siegeswagen, einen leuchtenden Stern über seinem Haupte, von vier Sonnenrossen gezogen, von Victoria gekrönt. Ein zweiter Saal war ganz mit „güldenen Tapezereien von Leder" ausgeschlagen, dessen Glanz an die prächtigen Hallen der römischen Cäsaren erinnerte. Mit geheimnißvollen Zeichen und wundersamen Bildern aus dem Kreise der Gestirne war Wallenstein's Zimmer geschmückt, es

lag ſtill und abgelegen, denn der Herzog arbeitete viel, des Tages ſowol als des Nachts, da er nicht allein die großen Schickſale des Erdenlebens, die man die Weltgeſchichte nennt, zu führen hatte, ſondern auch in die räthſelhafte Sternenſchrift des Himmels ſich vertiefte; um ſich her forderte er ungeſtörte Stille, „er konnte es nicht leiden, wenn auch nur ein Spatz laut wurde.“ Eine Wendeltreppe führte aus ſeinem Gemach hinab in die Bade-Grotte, welche mit Kryſtallen, Muſcheln und Tropfſtein auf das künſtlichſte ausgelegt war, daß die Wände von dem Glanze unterirdiſcher Schätze widerſtrahlten. Gegen den Garten hin öffnete ſich eine hohe Säulenhalle, in den Bauten des Herzogs die „loga“ genannt, welche in dem Stile der berühmten Loggia dei Lanzi von Orcagna in Florenz erbaut iſt und dieſe dadurch noch an Glanz überbot, daß ihre Wände mit Fresco-Gemälden geſchmückt waren. Der Garten, welcher ſich unmittelbar anſchloß, ſchien den prächtigen Anlagen der Könige zu Verſailles nachgebildet zu ſein. Perlende Kryſtallſäulen der Springbrunnen ſtiegen in die Höhe, Goldfiſche wimmelten in den Baſſins, buntgefiederte Vögel niſteten in dem, unter lebendigem Laubholz verſteckten, Gegitter, ausländiſche Blumen und Gewächſe verbreiteten Wohlgerüche, und Statuen von Erz und Marmor ſtanden als ſchöne Denkmäler des claſſiſchen Alterthums umher. Kein Raum war in

dem ganzen Schlosse, der nicht von fürstlicher Pracht zeugte; vor allem der Marstall, „in welchem hundert der ausgewähltesten Leibroß aus Krippen von Marmelstein, bei deren jeder ein Brunnen klaren Wassers entsprung," gefüttert wurden.

Im großartigen Stile eines englischen Parks war der Garten zu Gitschin angelegt, von wo in einer vierfachen Lindenreihe, welche 3000 Schritte lang und dreißig Schritte breit war, eine geradgezogene Straße zur Waldizer Karthause führte. Der Park, ein beinahe regelmäßiges Viereck, welches von jeder Seite 1200 Fuß maß, war nach des Herzogs eigenen Angaben angelegt und mit den seltensten ausländischen Ziergesträuchen, Bäumen und Blumen bepflanzt; acht künstliche Wasserleitungen und sechs Springbrunnen, ein Schwanenteich und ein Fasanengarten befanden sich darin. Ein Thiergarten, in welchem eine große Anzahl Rothwild gehegt wurde, und eine Musterstuterei, für welche die kostbarsten Zelter aus Italien, arabische Hengste aus der Türkei und die edelste Zucht aus Mecklenburg mit großen Kosten herbeigeschafft wurden, befanden sich in der Nähe. Noch bevor diese Anlagen vollendet waren, schritt der Herzog schon wieder zu neuen, welche die ältern an Glanz und Größe überbieten sollten. Das Schloß zu Sagan würde, nach des gleichzeitig lebenden Carve Reisebericht, das achte Weltwunder geworden sein,

wenn es vollendet worden wäre. Hierbei war jedoch nicht allein auf das fürstliche Hoflager Rücksicht genommen, sondern mehr noch darauf, einen festen Zwinger in dem Lande zu haben. Ein mit achtzig Häusern bebauter Platz wurde geräumt, die Fundamente vier Klafter tief gelegt, die Mauern aus Quadersteinen bombenfest aufgeführt. Das Schloß hatte drei Stockwerke und ein vollständig ausgebautes Erdgeschoß, welches sein Licht durch Fenster, die im Pflasterboden der darüber liegenden Gänge angebracht waren, erhielt. Von den Schanzen und Bastionen, welche die Burg rings umgeben sollten, kamen nur vier zu Stande. Vorbereitungen zu einem ähnlichen Festungsbau hatte er für Glogau angeordnet, jedoch wollte er, wegen der Kriegsunruhen, die alten Werke nicht voreilig demoliren lassen und gab deshalb noch wenige Monate vor seiner Ermordung strenge Befehle. „Wir kommen in Erfahrung (schreibt er aus Pilsen d. 31. Octbr. 1633 an seinen Kammerpräsidenten), was gestalt die Baumeister, welche wir nachher Glogau, um uns von dem situ loci, und wie die Stadt erweitert, auch ein Citadell dahin gelegt werden könnte, Relation zu thun geschickt, sich unterstehen, die alte Fortification zu demoliren und zu der neuen zu greifen. Wie Wir Uns nun zu ihnen, daß sie solche Ignoranten seien — indem dergleichen Demolition und Bau weder die jetzige Winterszeit,

noch der status rerum wegen des in Schwung gehenden Kriegs zuläßt, nicht verſehen, und dahero Uns, daß ihr zu ſolchen Impertinenzien, Unſerer Reſolution unerwartet, durch die Finger geſehn, nicht wenig Wunder nimmt, als befehlen Wir euch: durch dieſelbe zwar die gehörige Abriß von der Fortification und Citadelle verfertigen zu laſſen und ſelbige mit dem Caſſigneti anhero zu ſchicken, aber von der angefangenen Demolition und Bau abzuſtehen." — Auch in Mecklenburg gedachte der Herzog große Bauten auszuführen. Anfänglich war er Willens, Wismar zur Reſidenz zu erheben, deshalb ſchreibt er aus Sagan vom 10. Juni 1628 an ſeinen Landeshauptmann nach Gitſchin: „Ich bin reſolvirt das Palacium ſo ich zu Gitſchin hab bauen wollen, zu Wismar zu bauen; ſeht, ſchickt mir's in continenti, auf daß nichts davon abgeht, denn ich muß es auf's ehſte haben." Als er zu Ende des Jahres 1628 nach Mecklenburg zog, gab er jedoch Güſtrow den Vorzug und ſcheint ſich hier einrichten zu wollen, wozu er Beſtellungen mancher Art macht. So ertheilt er ſeinem Vetter Max von hier aus den Auftrag, ihm „zweitauſend Stück von den goldenen, ledernen Tapezereien, welche er für Gitſchin beſtellt hat, auf Güſtrow zu ſchicken, um daſelbſt die Zimmer, welche er zu bewohnen gedenkt, damit zu tapeziren." — Der Ausführung größerer Bauten in Mecklenburg wurde

durch den Verluſt dieſes Herzogthums ein baldiges Ziel geſtellt.

Sechstes Capitel.

Des Herzogs Hofſtaat. Garderobe. Trinkgelder.

In den erſten Jahren ſeiner Regierung bedurfte der Herzog, da er mehrentheils ein unſtätes Kriegsleben führte, keinen Hofſtaat; ſo lang er mit einem Gefolge von Hunderttauſend zu Roß und zu Fuß erſchien, war ihm der Troß von Marſchalken, Mundſchenken, Kämmerern und Hofjunkern entbehrlich. Als ihn aber der Kaiſer durch die Abberufung vom Oberbefehl zu dem ſtillern Privatleben eines Landesherrn verurtheilte, umgab er ſich mit aller Pracht eines königlichen Hoflagers. Die monatliche Ausgabe für den herzoglichen Hofſtaat, welche in dem erſten Jahre ſeiner Regierung nicht mehr als 1342 Fl. betrug, beläuft ſich zu Ende des Jahres 1630 auf 4673 Fl. 30 Kr. Zwei Verzeichniſſe des herzoglichen Hofſtaats aus den Jahren 1631 und 33 unterrichten uns genauer über das glänzende Hoflager, mit welchem der Herzog jetzt ſein einfaches Feldlager vertauſchte.

Der Oberhofmeiſter, Graf Paul zu Lich-

tenstein, erhielt außer freier Station für sich mit fünfundvierzig Personen und achtundvierzig Pferden 200 Gulden monatlich; der Obriste-Kämmer, Graf Otto Friedrich von Harrach (nach ihm Graf von Dietrichstein), mit 30 Personen und 32 Pferden, 100 Fl.; der Obrist-Stallmeister, Graf Julius zu Hardegg, mit 30 Personen und 37 Pferden, 100 Fl.; der Vice-Stallmeister von Breuner mit 30 Personen und 35 Pferden 50 Fl.; der Geheime Rath von Oelß mit 18 Personen und 20 Pferden, 100 Fl. Von den vierundzwanzig Kammerherren, von denen jedem zehn bis funfzehn Personen und zwanzig Pferde gehalten wurden, erhielten die sechzehn ersten 40, die übrigen 30 Fl. monatlich; eben so die Silber-Kämmerer, Mundschenken, Vorschneider mit ihrem zahlreichen Gefolge in Keller und Küche. Als der Herzog im Jahre 1632 den Oberbefehl wieder übernahm, begleitete ihn sein ganzer Hofstaat in das Feld, wodurch sein Troß ungemein vermehrt ward. In dem Verzeichniß der Stallpartheі werden ausschließlich für den Dienst des Herzogs aufgeführt: 30 Leibpferd und Paßgänger; 70 Klepper, 15 Sänften- und Trag-Roß, 530 Bagagi-Roß und 260 Roß für die Bagagi-Knecht. Die „Kuchelpartei" (Küche) zählte 64 Personen, die Kriegs-Kanzelei 69 Personen mit 36 Pferden; die Partei der „Fürschneider," bei welcher sich die Leib-

ärzte, Hofbalbirer, Apotheker und auch der Astrolog Johann Baptista Zenno eingeschrieben finden, zählte 87 Personen und 128 Pferde. Nach dem Verzeichnisse vom Jahre 1633 zählte der ganze Hofstaat des Herzogs 899 Personen und 1072 Pferde. Auf jede Person wurden täglich zwei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch und zwei Maaß Bier gereicht, welches wöchentlich 12,586 Pfund Brot, eben so viel Fleisch und eine gleiche Anzahl Maaß Bier betrüg. Haber wurde auf jedes Pferd täglich ½ Viertel gerechnet, welches nach damaligen böhmischen Maaß wöchentlich 938 Strich betrug. Mit einem fast orientalischem Aufwande war die Silberkammer des Herzogs ausgestattet. Sowol am Hoflager als im Felde wurde an der Tafel des Herzogs nur von stark vergoldetem silbernen Geschirr gespeist. Der Silberkammer stand ein Obrist-Silberkämmerer (Ladislaus Litzeck) vor, unter dessen Befehl eine große Anzahl Silberdiener, Silberwäscher, Truchsesse, Edelknaben Tafeldecker, sowie funfzig Trabanten gestellt waren. Nach einem vorgefundenen Verzeichniß „des Silbers so zu Genua gemacht worden," betrug dasselbe an Gewicht 1036 Mark, und zwar: übergoldetes 427 Mark, eine jede zu 16 Thlr., thut 7552 Thlr.; weißes Silber 564 Mark, eine jede zu 12 Thlr., thut 6768 Thlr., Summa 14,320 Thlr. Es befanden sich dabei: 100 übergoldete Teller, 50 ge-

meine Schüſſeln, 12 Realſchüſſeln u. ſ. w. Außerdem finden ſich ähnliche Verzeichniſſe des Silbers, „ſo zu Prag von Philipp Junkern, Goldſchmidt," und des Silbers, „ſo von Augsburg angefertiget worden," vor. Die Feldſilberkammer enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark; darin befanden ſich zehn Dutzend Teller zu 240 Mark, zehn Dutzend Schüſſeln zu 476 Mark, vierundzwanzig Einſatzbecher u. ſ. w.

Nicht minder prachtvoll war der Hofſtaat der Herzogin; bei ihr hatten ebenfalls ein Oberſthofmeiſter mit einer Anzahl Kammerherren und Edelknaben, eine Oberhofmeiſterin mit fünf Edelfräulein den Dienſt. In mehren Rechnungen finden wir Belege, wie freigebig und ſplendid der Herzog für ſeine Gemahlin ſorgte. Für venezianiſche Tapezerei in vier Zimmern der Herzogin werden 690 Fl. und einem Juden für niederländiſche Tapeten 500 Fl.; einem Maler für die Stuck, ſo in der Herzogin Zimmer geſtellt, 606 Fl., und für die Knöpf auf Ihro Gnaden Kleid 660 Fl. gezahlt.

Die lebendigſte Schilderung von dem Hoflager des Herzogs zu Prag gibt uns der ſchon oben erwähnte gleichzeitige Carve*), der in ſeinem Reiſe-

*) Carve, ein Irländer von Geburt, war Feldcaplan bei dem Hauptmann Deveroux, einem der

bericht erzählet, wie in dem Schloß eine Leibgarde von funfzig Trabanten die Wache hielt, während andere vor dem Schloß und auf den Straßen für Ordnung und Ruhe sorgen. Von sechzehn Kammerherrn hatten täglich sechs Barone den Dienst, rittermäßige, adeliche Herren, außerdem sechzig Edelknaben, für deren Ausbildung zum Kriegs- und Staatsdienst mehr noch, als für Einübung unnützen Hofdienstes von dem Herzoge gesorgt wurde; an Galatagen erschien der Hofstaat in blauem Sammet, mit carmoisin-rothen Aufschlägen und silbernen Schnüren, in rothen Strümpfen und cordoanischen Niederschuhen. Einen nicht minder stattlichen Aufzug machte das Frauenzimmer der Herzogin, und für die Edelfräulein wurde eben so, wie für die Pagen, auf das freigebigste gesorgt *).

Mörder Wallensteins. Der Hauptmann scheint nicht zum besten für seinen Beichtiger gesorgt zu haben, da sich dieser auf der Liste der Almosenempfänger des Herzogs mit 5 Fl. aufgezeichnet findet. Seine Reisebeschreibung ist lateinisch geschrieben.

*) Wie weit sich diese Sorge erstreckte, ergibt sich aus den Rechnungen, in welchen man Posten findet von: „funfzehn Dutzend Hemden; funfzehn Dutzend Strümpfe und außerdem noch 120 Ellen feine niederländische und 270 Ellen andere Leinwand für die Knaben;

Unser irländischer Caplan erzählt ferner, daß der Herzog, wenn er sich auf Reisen, oder in das Feldlager begab, funfzig Carossen, jede mit sechs Pferden, bei sich hatte. Die Küchen-Partei fuhr auf funfzig vierspännigen Wagen, die Hofdienerschaft in zehn, mit Glasfenstern versehenen, sechsspännigen Wagen, funfzig Stallknechte führten die hundert Leibroß des Herzogs. Da Carve sehr bald nach Wallensteins Ermordung sein Buch öffentlich bekannt machte, so dürfen wir nicht glauben, daß er sich bei seinen Schilderungen ungemessene Uebertreibungen erlaubt habe. „Der Herzog selbst hielt sich," wie ein gleichzeitiger Berichterstatter (Dr. Schupp) erzählt, „nicht prächtig in Kleidern; er trug rothe Beinkleider (noch gegenwärtig die Auszeichnung der österreichischen Generale), einen Koller und darin etwa ein paar Aermel von Canvas; desto sauberer hielt er seine Dienerschaft in der Kleidung." — Diese Angaben scheinen sich aus den vorgefundenen Schneiderrechnungen insofern zu bestätigen, als sich daraus ergibt, daß der Herzog in der Wahl der Farben sehr bescheiden war. Die mehrsten seiner Kleider waren aschefarben, leberfarben, nägelbraun, das Zeug dazu: Rasch, Boy, spanisches

---

zehn Dutzend Tischtücher für die Jungfrauen (400 Fl.), leinene Hemden und Wäsche für die Jungfrauen 150 Fl., Spitzen für die Jungfrauen 548 Fl. u. s. w.

Tuch, Barikon; ſogar fünf Wämſer von Leinwand kommen darin vor; den Mantel jedoch trug er von Scharlach. Aus dergleichen Rechnungen wiſſen wir auch, daß der Herzog für ein Paar „weiße cordoaniſche gewichſte Stiefeln" fünf Thaler bezahlte, welche er ſich wegen des Podagra's mit Pelz füttern ließ. Für vier ganze Caſtorhüthe, welche er ſich aus Hamburg kommen ließ, wurden 52 Thlr. und für zwei graue Regenhüthe 8 Thlr. bezahlt. Für Spitzen und Borten auf zwei Dutzend Kragen und Tatzeln (Manſchetten) wurden 97 Thlr. und für ein Paar „Häntſchen" (Handſchuh) 4 Fl. 12 Kr. bezahlt.

Bei aller Genauigkeit, mit welcher ſich eine jede, auch die kleinſte Ausgabe genau aufgezeichnet findet, vermiſſen wir doch nirgend fürſtlichen Aufwand. Als Zeichen derſelben wird gewöhnlich angeführt, daß ſich die angeſehenſten Grafen und Edelleute Böhmens und Oeſterreichs zu ſeinen Dienſten drängten, und mehre Kammerherren dem Kaiſer den Schlüſſel zurückgaben, um bei dem Herzoge aufzuwarten. Beſchränkte ſich aber die gerühmte Freigebigkeit einzig und allein auf dieſe vornehmen Schranzen, ſo würde ſie leicht zu dem Verdacht Veranlaſſung geben, daß ſie nicht abſichtslos, ſondern auf eitles Sich zeigen wollen, oder auf Gegendienſte berechnet war. Uns liegen jedoch vielfältige Zeugniſſe wahrhaft fürſtlicher und dabei gutgemeinter Freigebigkeit

vor, und wenn dem Biographen vergönnt ist, auch die geringsten Charakterzüge zur Vervollständigung seines Bildes aufzunehmen, so darf erwähnt werden, daß der Herzog durchaus nicht mit den Trinkgeldern knauserte, wie es nur zu oft bei vornehmen und reichen Herren der Fall ist, woraus man auf eine, durch alle Verhältnisse durchgehende Kargheit des Geistes und Herzens zu schließen Ursache hat. Die kleinste Gefälligkeit, die ihm erwiesen wird, läßt er nicht unbelohnt, und seine Gewissenhaftigkeit hierin wird zuweilen zur zartesten Aufmerksamkeit. Er erinnert daran, die Trinkgelder für die Gärtner nicht zu vergessen, welche „für J. F. G. der Herzogin Nothdurft schöne riechende blaue Veilchen in Dero Garderobe eingeschickt," sowie für die Weingärtner, welchen anbefohlen wurde, „bei dem Rebenschnitt im Frühjahr den Saft aus den weißen Reben in Flaschen zu fassen und denselben, sowie die Asche der dürren, verbrannten, rothen Reben der Herzogin einzusenden." Aus den Reisetagebüchern ergibt sich, daß der Herzog kein Quartier ohne Trinkgeld verließ. „Zu Mährisch-Tribau, da J. F. G. gefrühstückt haben, Trinkgeld gegeben 2 Thlr.; item den Einheizern gegeben 1 Thlr., in die Kuchel (Küche) 1 Thlr. — Zu Leutomischel, wo J. F. G. zu Nacht geblieben, 20 Thlr., zweien Boten welche den Weg gewiesen haben, 2 Thlr. Von Leutomischel bis auf

Königgrätz den Bauern, welche vorgespannt haben, Trinkgeld 10 Thlr. Da J. F. G. zu Königgrätz über Nacht geblieben, Trinkgeld 10 Thlr. — Zu Getzin, da J. F. G. in der Kirchen gewest, für die armen Leut ausgetheilt 4 Thlr. und abermals 6 Thlr." — Die Einladungen zu Kindtaufen und Hochzeiten armer Leute kommen häufig vor, sie werden nie abgelehnt und das Geschenk nie vergessen. „Dem Balthasar Tiel zur Kindtauf lassen J. F. G. geben durch die Kammer 30 Fl.; dem Jan Smrtschka Forstmeister zur Kindtauf des Töchterleins 100 Fl. — Zur Einkaufung eines Bechers zum Präsent auf des Unterkuchelmeisters Hochzeit gegeben 150 Fl. — Hoseas Lendt, Hofbalbirer, der J. F. G. zur Ader gelassen, gegeben 30 Fl. — Justo Stroppero, Doktor, der bei J. F. G. Aderlaß gewesen, gegeben 50 Fl. —„

Hielt sich der Herzog bei dergleichen Ausgaben in den Gränzen haushälterischer, wenn gleich seinem Stande angemessener, Freigebigkeit, so sind dagegen die Geschenke, die er an seine Offiziere und Regimenter nach glücklichen Gefechten macht, bei den so oft beschränkten Mitteln und der geringen Aussicht auf Wiedererstattung von Seiten des Kaisers, verschwenderisch zu nennen. Als Graf Isolani ihm in das Lager vor Nürnberg zwei Standarten, die er den Schweden abgenommen hatte, überbrachte, ließ er ihm ein prächtiges Gastmahl ausrichten und als Geschenk

4000 Thlr. und ein Leibroß aus seinem Marstall zustellen. Am andern Morgen erfährt der Herzog, welcher nicht bei Tafel erschienen war, daß Isolani das Geld in derselben Nacht verspielt. Er schickt ihm aufs Neue durch einen Pagen 2000 Dukaten. Isolani will dem Herzoge auf der Stelle seinen Dank bezeigen; allein er lehnt ihn ab und lenkt das Gespräch darauf, daß er Nachricht von einer schwedischen Zufuhr erhalten, welche von Würzburg im Anzuge sei. Isolani beurlaubt sich, und nach wenigen Tagen bringt er den ganzen schwedischen Transport nebst vierhundert Gefangenen und drei Standarten in das Lager. — Nach der Schlacht von Lützen, nach welcher der Herzog über verschiedene Offiziere, welche sich schlecht gehalten, sehr strenges Gericht hielt und mehre an dem Leben strafte, vertheilte er an diejenigen Offiziere und Regimenter, deren Muth und gute Haltung er zu rühmen hatte, sehr ansehnliche Geschenke. Der Graf Merode erhielt 1000 Stück Spezies-Dukaten, der Oberst Kehraus 10000 Gulden, der Graf von Harrach eine goldene Kette von 200 Dukaten an Werth, der Marchese de Grana 5000 Gulden, der Feldzeugmeister Hans Breuner 12,000 Gulden; unter sechs Feldregimenter wurde die Summe von 50,736 Gulden vertheilt. —

Siebentes Capitel.

Das Vermögen des Herzogs. Die Wege und Mittel. Die Münze. Contributionen. Erpressungen.

Es liegen uns zu wenige Zeugnisse vor, um darüber Aufklärung zu erhalten, durch welche Mittel und Wege Wallenstein die großen Summen aufbrachte, welche er zum Ankaufe der böhmischen Herrschaften, zur Errichtung und Unterhaltung des Heeres, zur Führung eines glänzenden Hofstaats, zu kostbaren Bauten und freigebigen Geschenken bedurfte. Das von seiner ersten Gemahlin ihm zugebrachte Vermögen muß wol sehr beträchtlich gewesen sein und kann nicht allein in liegenden Gründen bestanden haben, da er bereits bis zu dem Jahre 1623 für mehr als sieben Mitlionen Gulden confiscirter Güter in Böhmen an sich kaufte. Das Fürstenthum Sagan wurde ihm 1627 vom Kaiser als Abschlagzahlung überlassen, und aus den Quittungen ergibt es sich, daß die Rückstände für die confiscirten Güter von dem Herzoge berichtigt waren. Trotz dieser Ankäufe mußte sich der Herzog im Jahr 1626 im Besitz bedeutender Geldsummen befinden, da er aus Modem d. 4. Dec. seinem Landeshauptmann einschärft: stark münzen zu lassen, indem er Willens sei eine gute An-

zahl von 20,000 oder 30,000 Dukaten prägen zu lassen. „Seht derowegen," schreibt er ihm, „wie ihr solches in's Werk richt't, und wenn ich nicht allein kein Nutzen davon sollte haben, sondern Schaden leiden, so will ich mich nicht irren lassen, sondern dieselbigen in ein Weg als den andern fortmünzen lassen; seht derowegen, wie ihr alle Praeparatoria macht, auf daß solche Dukaten vor Ostern gewiß gemünzt werden."

Es ist sehr zu bedauern, daß bis jetzt über das Verhältniß, in welchem der Herzog mit dem Kaufmann Hans de Witte in Prag stand, der als Wechsler, Banquier und Armee-Lieferant sehr bedeutende Geschäfte für ihn übernahm, das Nähere nicht bekannt geworden ist. Wir finden nur hin und wieder erwähnt, wie bald Hans de Witte den Herzog drängt und um die ihm schuldigen Vorschüsse angeht, bald der Herzog dem Hans de Witte wegen rückständiger Zahlungen sehr zusetzen läßt.

Bald nach dem Antritt der Regierung machte der Herzog von dem ihm zustehenden Münzrechte Gebrauch; jedoch wurde die Ausprägung durch die Abwesenheit des Herzogs während des Feldzuges 1626 noch verzögert. Der erste schriftliche Befehl, welcher in Beziehung auf die Münze uns vorliegt, ist aus Zerbst vom 31. Juli 1626, wo der Herzog an seinen Landeshauptmann, der ihm die Zeichnung zu

dem ersten Münzstempel zugeschickt hatte, schreibt: „Hier schicke ich euch wieder, wie ihr vor mich auf der Münz machen laßt; es gefällt mir alles, aber weiß nicht, wer euch hat in Sinn das „dominus protector meus“ geben, da doch meine devisa ist: „invita invidia,“ drumb laßt das erste aus und macht dies.“ — Dieser Befehl wurde jedoch nicht befolgt, und keine Münze findet sich mit dem von Wallenstein gewähltem Spruche. —

Der Herzog ließ einfache, doppelte, fünffache, zehn- und zwanzigfache Dukaten, sogar Goldstücke von 50 Dukaten an Werth, ferner Reichsthaler zu ein und einem halben Gulden rheinisch, Fünfgroschenstücke und einfache Groschen prägen. Mit dem Banquier Hans de Witte hatte er wegen der Geldlieferung für die Münze einen eigenen Contract abgeschlossen. „Der Hans de Witte,“ schreibt er an Taxis, „wird euch alle Monat 1000 Ducaten auf Gitschin auf seine Unkosten und risigo liefern, seht, daß dieselbige fleißig alle Monat vermünzt werden und wenn er ein anderes tausend Ducaten zum Münzen wird schicken, gebt ihr ihm die, so ihr gemünzt habt, wieder zurück und solches seht, daß puntualmente geschieht und alle Monat die 1000 Ducaten gewiß gemünzt werden; lasset auch fleißig Reichsthaler münzen.“ —

Der Herzog wollte jedoch aus dem ihm als

Reichsfürsten zustehendem Münz-Regal keinen unredlichen Vortheil ziehen, wie so viele andere Fürsten in jener kriegerischen Zeit und der Kaiser selbst es thaten; er spricht sich darüber sehr entschieden aus. An seinen Vetter Max von Waldstein schreibt er aus Güstrow vom 18. Decbr. 1628 in Beziehung auf einen, mit dem Hauptmann zu Sagan wegen der Münze abzuschließenden, Contract: „Du mußt den Hauptmann avertiren, ich wolle nicht, daß die Groschen- und Kreuzerstücke mit dem kaiserlichen Adler geprägt werden, obzwar es mir einen viel größeren Nutzen verschaffen würde. Ich thue es aber nicht des Nutzens, sondern der Reputation wegen; verfüge es daher auf irgend eine Weise und tracht' das Münzen unverzüglich beginnen zu lassen. Mein Bild und Wappen soll nach Gitschiner Weise und auf die Art, wie ich Dir gelegenheitlich zuschicke auf der Münze geprägt werden; laß alle Prägeisen zum Bild und Wappen überarbeiten und das letztere folgender Maßen einrichten: das Saganer muß nämlich auch dabei seyn, um das Wappen und Bild aber will ich beiliegende Worte haben; sollte jedoch nicht alles ausgeschrieben werden können, so kann's per abbreviationem gemacht werden und zwar Albertus D. G. Dux Fried. & Sag.; überhaupt richte es so ein, daß die Arbeit sogleich in Gitschin und Sagan beginnen kann." — Nimmer geht es dem Herzoge mit dem Münzen der

Dukaten raſch genug. „Ihr geht zu langſam um mit Münzung der Dukaten, thut beſſer dazu, daß ich deſto balder kann alles das Geld in Dukaten Meines Schlags vermünzt haben.“ — Vornehmlich iſt es nur immer der Hans de Witte, welcher das Gold in die Münze liefern ſoll, und welchem hierüber vielfache empfindliche Erinnerungen von dem Herzoge zugehen. „Aus eurem Schreiben (heißt es in einem Briefe des Herzogs an den Landeshauptmann von Taxis aus Sprota d. 19 Auguſt 1627) vernimb ich, daß der Hans de Vite nicht puntualmente alle Monat die 1000 Dukaten zum vermünzen erlegt, ſchreibt ihm, daß ichs vor ein falimento achte. Wird er mir in dem nicht zuhalten, thue er ſonſten, was er will, ſo wird er den Credit bei mir auf keinerlei Weis manteniren, zu euch aber verſehe ich mich, daß ihr nicht werdet, wie ein Stummer dazu ſchweigen, ſondern mich alle Wochen berichten, auf daß ich mir nicht laß Unrecht thun.“ Im folgenden Jahre ſtellte ſich das Verhältniß umgekehrt, ſodaß der Herzog wegen einer Zahlung von 1000 Thalern ſehr von Hans de Witte gedrängt wird. Schon zu Anfang des Feldzuges 1626 hatte de Witte große Lieferungen für das Heer übernommen, doch ſcheint er eben nicht ſich eines vollen Vertrauens bei dem Herzoge erfreut zu haben. Eine Foderung deſſelben von 40,000 Fl. für Ausrüſtung

der Croaten, befiehlt der Herzog auf 26 bis 27,000 Fl. herabzusetzen und schreibt seinem Landeshauptmann: „Dem Hans de Vite zahlt bei Leib die Waaren nicht, wie der erste accord lautet, denn ich hab die Rüstungen von den Handelsleuten nicht angenommen, sondern zahlt's ihn, wie ich euch ein accord, der zu Eger geschehen ist, geschickt hab, er ist gleichwohl nicht von ihm, aber von mir unterschrieben worden." Während des Feldzuges 1628 hat Hans de Witte wiederum große Lieferungen übernommen, und zwar nicht allein für die Rechnung des Herzogs, sondern auch für die des Kaisers, welcher letztere ihn jedoch auch wiederum auf die von Wallenstein eingetriebenen Contributionen anwies. Der Herzog, welcher sich damals in Gitschin befand und sich von dem in Böhmen anwesenden Kaiser den Herzogshut von Mecklenburg ausbat, übernahm es aus Gegengefälligkeit, eine Schuld des Kaisers von 30,000 Thlrn. bei Hans de Witte zu tilgen. Die armen Mecklenburger freilich, und zunächst die Bürger von Rostock sind es, welche diese Summen aufbringen müssen. Der Herzog beauftragt den Obersten Arnim in einem Schreiben aus Gitschin vom 3. Jan. 1628: „von den 50,000 Thalern, welche die Rostocker erlegen sollen, 30,000 Thaler an ein Hamburger Haus für Hans de Vite zu zahlen, welcher für Rechnung des Kaisers municionen und andere

Nothdurfte vor die artollerie geliefert hat." Zugleich ſoll er an daſſelbe Haus noch andere 30,000 Thlr. zahlen, eine „particulär-Schuld" des Herzogs an Hans de Witte, ſodaß im Ganzen 60,000 Thaler aufzubringen ſind. Den Herzog drückt dieſe Schuld und er hat keine Ruhe, bis Arnim das Geld nach Hamburg geliefert hat. Bereits unter dem 16. Januar ſchreibt er ihm: „die 60,000 Thlr. dem Hans de Vite bitt ich der Herr wolle unverzüglich erlegen laſſen, denn ſonſten verliere ich meinen Credit ganz und gar." Die Zahlung verzögert ſich bis zum Mai und dem Herzoge wird von dem ungeduldigen Banquier keine längere Friſt geſtattet. „Der Hans de Vite (ſchreibt Wallenſtein an Arnim aus Gitſchin vom 5. Mai 1628) liegt mir ſtets in den Ohren wegen der 60,000 Thlr., bitt den Herrn ganz fleißig, er contentir' ihn, er wird mich einer großen Laſt entheben," und aus Opotſchno d. 17. Mai: „Ich bitt, da das Geld dem Hans de Vite noch nicht erlegt iſt, der Herr laſſe ihms erlegen, denn er plagt mich ſtets." — Endlich läßt Arnim das Geld unter guter Bedeckung nach Hamburg abführen. — Noch in demſelben Jahre kehrt ſich das Verhältniß wieder um, ſodaß der Herzog den Hans de Witte als ſäumigen Schuldner mahnen läßt. „Ich weiß nicht (ſchreibt er aus Güſtrow d. 24. Decbr. 1628 an Taxis), ob der Hans de Vite die eine

Post, so sich in die 13,000 Gulden oder drüber erstreckte, welche ich in Ihro Majestäten Nothdürften ausgeben, euch bezahlt hat, denn also hab ich ihm und euch geschrieben, dahero denn ihr müßt sehen, daß solches bald geschieht und ihr das Geld zu anderen meinen Nothwendigkeiten anwenden mögt. Sonsten will ich nicht, daß ihr was mehr vor den Kaiser sollt machen lassen."

Wie hoch sich die Summen belaufen mochten, welche der Herzog von dem Kaiser für die Heere, die er ihm in das Feld stellte und mit allen Bedürfnissen versorgte, zu fordern hatte, läßt sich nicht nachweisen. Bei der Sorgsamkeit, mit welcher der Herzog in dem Haushalt, in der Landeskammer und bei dem Heere eine genaue Aufzeichnung jeder Ausgabe befiehlt, darf man vermuthen, daß auch hierüber Buch und Rechnung geführt wurde, auch erinnert Wallenstein öfter seinen Landeshauptmann: „ihm die Verzeichniß alles dessen zu schicken, was er für den Kaiser spendirt hat." Nach der Ermordung des Herzogs war es eine der ersten Sorgen des kaiserlichen Hofes dergleichen Rechnungen zu tilgen, um sich auf dem kürzesten Wege jeder Schuldforderung zu entledigen. Von Zeit zu Zeit hatte Wallenstein dafür gesorgt, daß im Großen Abrechnung gehalten wurde, wie bei der Erwerbung der confiscirten Güter in Böhmen, des Herzogthums Sagan und zuletzt noch

bei der Uebernahme des Herzogthums Mecklenburg. Dieſes letztere ging indeſſen wieder verloren, und der Kaiſer ward dem Herzoge aufs Neue verſchuldet, da zu den Foderungen aus früherer Zeit durch die zweite Uebernahme des Oberbefehls groſse namhafte Summen hinzukamen. Wie bedeutend die Liquidation im Jahr 1628 geweſen ſein muß, ergibt ſich aus einer im Archive des Friedländiſchen Schloſſes Skal unter dem 5. Januar 1628 niedergelegten Urkunde, von welcher bis jetzt mir nur die Aufſchrift zu Geſicht gekommen: „Fürſtlich Lichtenſteinſcher Vergleich wegen Viertehalb Millionen Gulden Rheiniſch, ſo J. F. G. der Herzog von Friedland hergeben, dagegen ſo viel confiscirter Güter übernehmen ſollen.“ Ueber Baarzahlungen, welche der Kaiſer geleiſtet, findet ſich nichts weiter vor, als eine „Kaiſerliche Verſchreibung (Wien d. 16. April 1632)“ wegen der, dem Herzoge von Friedland (welcher die Creditores und Prätendenten auf die von Sr. Majeſtät erkauften Güter in Böhmen noch mit 400,000 Fl. befriedigen ſollte) nachgeſehenen und auf die böhmiſche Kammer verwieſenen 400,000 Fl.“ Dieſe Summe wird jedoch dem Herzoge nicht als eine Abſchlagszahlung in Rechnung geſtellt, ſondern ihm als ein Gnadengeld „in Anſehung ſeiner weltkundigen, ausgezeichneten Dienſte“ vom Kaiſer verehrt. Als monatliches Gehalt waren ihm ſeit ſeiner Beſtallung

zum General 6000 Fl. vom Kaiser bestimmt worden, welches jährlich 72,000 Fl. betrug. Dergleichen Gehalte wurden jedoch nicht aus kaiserlichen Kassen bezahlt, sondern, wie es sich aus mehreren Schreiben des Herzogs an Arnim ergibt, durch die Contribution in fremden Ländern aufgebracht.

Bei Verwendung dieser, in den fremden Ländern erhobenen Contributionen war der Herzog so gewissenhaft, und auf seinen guten Ruf in dieser Hinsicht so eifersüchtig, daß er mehrmals Anträge, durch die er sich hätte bereichern können, ablehnt. Als er zu Anfang des Jahres 1628 die Armee auf einige Zeit verließ und sich nach Böhmen begab, glaubte der Oberst Arnim, welcher in Pommern und Mecklenburg den Oberbefehl führte, sich ihm dadurch gefällig zu erweisen, daß er von der, einer jeden Compagnie angewiesenen, Contribution 30 Fl. monatlich für des Herzogs Dienerschaft einzog, wodurch eine beträchtliche Summe aufkam. Der Herzog lehnt dies jedoch sehr bestimmt ab. „Nun schreibt mir der Herr — so heißt es in dem Briefe an Arnim aus Leutschin d. 6. Jan. 1628 — daß er befohlen hat, daß von einer jeden Compagnie 30 Fl. sollen vor Unterhaltung meiner Leut gereicht werden. Das sehe ich sehr ungern; dieweils aber der Herr schon angestellt hat, so muß mans auf diese Weise angreifen. Der Herr nehme die 30 Fl. einen Weg als

den andern ein und verschaffe dafür requisita zu der Artolerie und Schiffrüstung, doch daß jedermänniglich wissen soll, daß es darauf angesehen ist; denn wenns der Herr schon in der Still wollte halten, daß solche 30 Fl. für meine Leut seyn sollten, so würde mans dennoch merken und solches mir und dem Herrn einen bösen Credit machen. Alsdann kann der Herr für meine Leut etwas mehres zum Quartier dem Piccolomini assigniren und befehlen, daß von dannen die Unterhaltung für meine Leute soll genommen werden, bitt, der Herr richte es auf diese Weis und alsbalden thue er einem jeden zu wissen, daß die 30 Fl. zu der Artolerie, oder Schiffarth gebraucht sollen werden, sehe sie wohl zu sinceriren, denn die 30 Fl. auf solche Weis will ich durchaus nicht haben."

Die kaiserliche Kriegskasse in Wien war so arm, daß Wallenstein ihr oft Vorschüsse macht. So berichtet der Landeshauptmann Taxis unter dem 19. Aug. 1627 dem Herzog, daß er „auf seinen gnädigsten Befehl alsobald 6000 Fl. dem Herrn von Questenberg durch Herrn Hans de Witte nach Wien zu Werbung der Heiducken und Gießung etzlicher Stück Geschütz remittirt habe." Der Herzog schreibt als Bescheid auf den Rand: „Seht die Quittung von Herrn von Questenberg deßwegen zu heben, auf daß ich mich nacher kann zahlhaft machen." — Mit

einer zweiten Forderung von 4000 Thlr., welche der Herzog von Queſtenberg einmahnt, geht es nicht beſſer. „Was die 4000 Reichsthaler anlangt," gibt Queſtenberg aus Liegnitz vom 23. Febr. 1627 zur Antwort an Wallenſtein, „ſobald nur jemand von den Obriſten hier erſcheint, will ich ſehen und bemüht ſein, wie dem Werk zu thun ſei. Zur Nachrichtung hab ich E. F. G. dieſes wollen erinnern, daß der Graf Schlick meines Behaltens (Dafürhaltens) etwas von Reichsthalern ſoll von Leipzig laſſen kommen, ſo etwa in des Obriſtlieutenants des Herrn Grafen Schlicken Gewalt ſein wird; will nicht unterlaſſen, ſobald nur jemand wird compariren, deßwegen zu tractiren. Ich hab zu Wien ein Haus kaufft und dazu meine ganze Subſtanz und Baarſchaft angewandt; ſo das nit wär, wollt' ich's ſelbſt darleihen und E. F. G. zum Zahler annehmen."

Wie bei allen ſeinen großen Unternehmungen, ſo finden wir auch bei Beſchaffung der Mittel, Wallenſtein vornehmlich auf ſich ſelbſt angewieſen. In ſeinem Herzogthume Friedland eröffnet er ſich die Quellen, um die Armeeen aufzurichten und die Feldzüge mit Nachdruck zu führen. Ueber die Einkünfte des Herzogthums liegen uns nicht zureichende Angaben vor, um ſie genau beſtimmen zu können. Nur von dem Jahre 1630 beſitzen wir den

Nachweis der Ausgabe des herzoglichen Rentamtes (der Kammer) zu Gitschin.

„Was vor Gelder aus dem Fürstlichen Renthaus vor das halbe Jahr St. Johannis ausgegeben worden 137,951 Fl. 19 Kr. 5 Pf. Item des Rentmeisters Weihnacht halbjährige Ausgab: 107,655 Fl. 14 Kr. ½ Pf."

„Thut also die Ausgab anno 1630: 245,606 Fl. 30 Kr. 5½ Pf."

Von der so oft wiederholten Beschuldigung, daß der Herzog aus den deutschen Reichslanden, die er durchzogen, viele Millionen nach Böhmen geschleppt habe, können wir ihn ganz freisprechen; er befindet sich gewöhnlich in den eroberten, oder von ihm besetzten Ländern in der größten Geldverlegenheit und läßt sich nach Niedersachsen und Mecklenburg nicht allein baares Geld aus Böhmen und Schlesien, sondern auch Korn und Mehl, alle Arten von Bekleidungsstücken, Waffen und Munition für die Truppen nachsenden. „Aus eurem Schreiben (heißt es in einem Briefe an Taxis aus Aschersleben vom 27. Februar 1626) vernimb ich, daß ihr mir 17,000 Strich Korn und Gerste werdet herein schicken, als auch 1000 Centner Lunten; bitt euch, seht, daß solches bald geschieht, denn wir dahier nichts mehr zu leben haben." Allerdings traf er die, für die Einwohner der von ihm besetzten Länder sehr drückende, Maßre-

gel, daß ein jedes Regiment ein Gebiet angewiesen erhielt, welches eine Contribution in Geld und außerdem auch noch die Lebensmittel herbeischaffen mußte; allein selbst in den reichen Stiftern Halberstadt und Magdeburg und in der, wegen ihres Wohlstandes berühmten Altmark litt das Heer Mangel, und der Herzog mußte für Zufuhr aus Böhmen sorgen. „Diese Sachen (schreibt er an seinen Landeshauptmann aus Aschersleben den 13. März 1626), bitt ich euch verrichtet in continenti: zum ersten zahlt meinem Vetter Max 24,000 Gulden für die Croaten, zum andern seht, daß der Herr Michna die 17,000 Strich Korn bald empfängt, auf daß sie noch dies Monat dahier seyn könnten; zum dritten reist auf Prag und zieht von dem Hans de Vite 2000 Ctr. Pulver, übergebt sie dem Herrn Michna, auf daß sie auch in continenti auf'm Wasser hierher geschickt werden, so wohl alle die Lunten, die ihr habt und laßt ihrer bis auf 3000 Centner machen. Zum Beschluß nehmt von allen Sachen ein Verzeichniß, was man so auf's Kriegswesen gewandt und von denen, die es empfangen, Quittungen, auf daß mir's nachher von Ihro Maj. wiederum bezahlt wird. Laßt auch zehntausend Paar Schuh machen vor die Knecht, auf daß ich sie nacher auf die Regimenter kann austheilen, laßt sie in meinen Städten und Märkten machen und zahlt sie baar aus was sie werth seyn.

NB. die Schuh, daß allezeit ein jedes Paar fleißig zuſammengebunden wird, auf daß man wüßte, welche zuſammen gehören. Laßt derweil Leder präpariren, denn ich werde bald laſſen auch ein paar tauſend Stiefel fertig machen. Laßt auch Tuch fertig haben, vielleicht wird man auch Kleider bedürfen." — Dergleichen Befehle werden oft wiederholt, und ſogar baares Geld läßt ſich der Herzog in das Ausland ſchicken. „Dieweil ich itzunder (ſchreibt er aus Aſchersleben vom 17. Juli 1626 an Taxis) nöthig Geld bedarf als befehle ich euch, daß ihr in Angeſicht dies alles und jedes Geld, ſo im Rentamt iſt, ſollet auf Prag ſchicken, allda denn ferner Ordinanz gegeben werden wird, wo ſie mir es hinſchicken ſollen." — In hunderten von Briefen, in welchen Geldangelegenheiten berührt werden, findet ſich auch nicht die geringſte Andeutung, daß der Herzog irgend einmal Geld, oder Geldeswerth nach Böhmen ſendet, immer will er von dort nur haben und ſeine eignen Unterthanen hatten zuweilen mehr Urſache, ſich über die Härte, mit welcher die Contributionen und Steuern von ihnen eingetrieben wurden, zu beklagen, als die in fremder Herren Länder. Hierbei verdienen jedoch die ſchwierigen und dringlichen Verhältniſſe, in denen ſich der, ganz auf ſeine eigenen Mittel beſchränkte, Feldherr oft befand, einige Berückſichtigung. Zu Anfang ſeiner Feldzüge, wo die Noth ihn noch nicht ſo ſehr

drängt, greift er zu keinen gewaltſamen Maßregeln; ſpäter aber, zumal nach der zweiten Uebernahme des Generalats, wo ſich der Herzog durch die Wechſelfälle des Krieges in bedrängter Lage befand, und wo durch vielen Aerger, welchen der kaiſerliche Hof ihm bereitete, ſowie durch ſchmerzhafte Krankheit ſich ſeiner oft eine ſehr gereizte Stimmung bemächtigte, läßt er dies ſeinen Beamten und Unterthanen hart genug empfinden. Daß er es zu Anfang ſeiner Regierung mit den Säumigen nicht allzu genau nahm, geht ſchon daraus hervor, daß ſich bereits im Jahre 1626 die Reſte in dem Herzogthume Friedland auf 250,000 Reichsthaler beliefen, wofür er ſich jedoch eine Abtragung der Schuld in Getreide will gefallen laſſen. „Ich zweifle nicht (ſchreibt er aus Tirna d. 20. Oct. 1626 an Taxis), daß ihr werdet auf meine unterſchiedliche Erinnerungen bedacht ſeyn und alle resti von den Unterthanen eingebracht haben, inſonderheit itzunder nach dem Schnitt verliert keine Zeit, auf daß ihr, mit Getreidt könnt bezahlt werden. Ich hab euch auch zuvor geſchrieben, daß ich nicht will, daß die ſo gezahlt haben, ſollten anſtatt fünf Reichsthaler zwei Scheffel geben, ſondern will, daß ſie ſo viel Getreidt geben, als man itzunder um fünf Reichsthaler bekommen kann, und ſeht, daß alles ſolches Getreidt vor Weihnachten gewiß eingebracht wird, in summa ich verlaſſe mich auf euren Fleiß und die-

weil man in die 250,000 Thlr. reſtirt hat, ſo wollte ich gern, daß ihr bis auf Oſtern ein 100,000 Thlr. für mich baar ſollt haben, drum ſtellet alle andern Spesa ein.“ Allein dieſe Reſte werden nimmer getilgt, und zu den alten kommen mit jedem Jahre neue hinzu; der Herzog ſucht ſich, ſo viel es thunlich, durch Getreide bezahlt zu machen, welches er in die niederſächſiſchen Stifter theils zur Verpflegung des Heeres, theils zum Verkauf ſchickt. In einem Schreiben aus Schweidnitz den 9. Aug. 1627, in welchem er den Landeshauptmann eine Beſtellung von Bekleidungsſtücken für 40,000 Thlr. ankündigt und ihn beauftragt, für 16,000 Thlr. ſilberne Vaſen machen zu laſſen, fügt er im P. S. hinzu: „Seht jetzt nach dem Schnitt, daß mir die Unterthanen die alten resti mit Weizen und Korn zahlen, denn ich wollte gern auf den Frühling ein 60 oder 70 tauſend Strich Getreidt in die Stifter zum Verkaufen ſchicken.“ Dies geſchah nun auch im folgenden Jahre, wobei wiederum Hans de Witte den Zwiſchenhändler machte, weshalb der Herzog den Landeshauptmann (Feldlager bei Mitſchkau den 25. Septbr. 1628) anweiſt, „ſich nicht allein die Fuhren aus dem Fürſtenthum zur Elbe, ſondern auch, was auf die Schiffleut aufgegangen bis zur Lieferung des Getreides in die Stifter von Hans de Vite zahlen zu laſſen.“ — Bei aller Genauigkeit, welche der Herzog in ſeinen Geld-

geschäften zeigt, war er zugleich auch gewissenhaft, so daß er immer dasjenige, was auf seine eigne Rechnung geht, von dem, was für den Krieg und für den Kaiser ausgegeben wird, gesondert hält und eben so Contributionen, die für das Heer erhoben werden, nicht zu seinen Privatbedürfnissen verwendet wissen will. „Der Hans de Vite (schreibt er aus Greifswald d. 6. Septbr. 1628 an Taxis) schreibt mir, daß er euch 40,000 Fl. zu Erkaufung des Viehs von der schlesischen Contribution assignirt hat; nun will ich nicht, daß ihr was davon nehmen sollt, denn nicht ein jeder wird wissen, wie wir mit dem Hans de Vite stehen und werden daraus judiciren, daß ich die ganze Contribution zu meinem Nutz anwenden thue, dahero seht lieber, daß euch allgemach der Hans de Vite etwas zu Prag erlegt und damit kauft das Vieh ein nach und nach." — Wird irgend einmal eine Post von dem, was er für Kriegsunkosten ausgegeben hat, ihm zurückerstattet, so unterläßt er nicht, seiner Kammer sogleich davon Anzeige zu machen. „Die posta der 20,411 Fl. (schreibt er aus Segeberg den 7. Novbr. 1628 an Taxis), so ihr dem Obristen Aldringer habt zugeschickt, daß ihr von meinem Geld in J. M. Diensten ausgegeben habt, hat der Obrist Aldringer meinem Vetter, den Maxen bezahlt. Derowegen thut die Anordnung bei der Cammer, daß sie solches ad notam nehmen und

dieſe Schuld für bezahlt halten." Dagegen ſieht er auch genau zu, wenn die kaiſerlichen Räthe zu Wien und Prag ihm Unrecht thun wollen. „Ich hab euch (ſchreibt er aus Rendsburg d. 8. Octbr. 1627 an Taxis) ein ſchlechtes obligo, indem ihr bei der böhmiſchen (kaiſerlichen) Cammer die Sachen alſo angeſtellt, daß ſie mir mehr als um 250,000 Fl. Unrecht thun wollen. Jetzt wollt ihr die Schuld auf den Regenten ſchieben, aber ich hab' euch zuvor geſagt, daß ichs euch nimmer paſſiren will, indem ihr, was übles geſchieht, alles auf ihn ſchieben wollt. Der Hebron ſoll mir wegen des Gutes Weltſchitz 40,000 Thlr. erlegen, ſeht, daß ihr mir dieſelbige unangetaſtet laßt, denn ſonſten consumirt man, wo man nur ein Heller oder Pfennig bekommen kann, und ich weiß nicht, wohin es kommt." — Am beſten geordnet ſcheinen die Finanzen des Herzogs in dem Jahre 1629 geweſen zu ſein, denn während dieſes ganzen Jahres bleiben die Geldgeſchäfte in den Briefen an den Landeshauptmann ganz unerwähnt. Als aber zu Anfang des Jahres 1630 der Regensburger Fürſtentag ſich verſammelt, und Wallenſtein kommen ſieht, daß der Kaiſer ihn nicht wird gegen ſeine Ankläger und Feinde vertreten können, dann denkt er in Zeiten daran, ſeine Einkünfte zuſammenzuhalten, und obſchon er noch immer mit fürſtlichem Aufwande lebt und beſonders große Summen

auf seine Bauten verwendet, so empfiehlt er doch dem Landeshauptmann und der Kammer sehr dringend, sparsam zu sein. In dieser Zeit rechnet er noch auf Einnahmen aus Mecklenburg und schreibt aus Carlsbad den 9. Mai 1630 an seinen Landeshauptmann: „Dem Custos sagt, ich bitte ihn, er solle im Lande zu Mecklenburg die Sachen also disponiren, auf daß ich die 20,000 Thlr. alle Monat von dannen bekommen kann, denn in Ermangelung dessen, so hätte ich nicht zu leben.“ Als ihm aber nach Memmingen der Beschluß der Fürsten und der Befehl des Kaisers überbracht worden war, und er Anstalten trifft, sich nach Gitschin zu begeben, um dort sich ausschließlich den Regierungsgeschäften seines Landes zu widmen, wird dem Landeshauptmann das Sparungssystem wiederholentlich eingeschärft. „Dieweil nunmehr (schreibt er aus Memmingen d. 2. Oct. 1630 an Taxis), die Theurung fürüber und ein fruchtbares Jahr heuer ist, so darf man nicht mehr das Brot vor die arme Leut backen, werdets derowegen an allen Orten einstellen, sondern seht mit dem Geld sparsam umzugehn, dieweil ihr wißt, daß mir auf die Hofstatt viel aufgeht und aus Mechelburg wegen Kriegs bekomme ich nichts. Seht, kauft zeitlich Haber ein, denn ich bringe mit mir über die achthundert Pferd; Wein und ander provisiones, daß man auch zeitlich einkauft. Man muß in Oest-

reich Wein kaufen, denn ſie ſind beſſer als die behmiſchen.“ Die Bauten aber und die Einrichtungen zur Aufnahme des fürſtlichen Hofſtaats läßt er keineswegen einſtellen, für Vorräthe in Küche und Keller ſoll aufs reichlichſte geſorgt werden. „Ich bitt euch (an Taxis, Memmingen d. 1. Octbr. 1630) ſeht, daß mein Gebäu zu Gitſchin verfertigt wird und die Zimmer mobilirt. Die Zimmer, da man den Canzelei-Rath und Cammer-Rath wird halten ſollen, daß ſie auch ganz und gar verfertigt werden, wie nicht weniger der Knaben Zimmer, denn meine Leut werden ſonſt nicht können unterkommen. Die vergoldete Leder (Tapeten) ſeht auch von des Hans de Vite Erben zu bekommen und die Zimmer damit mobiliren. Damaſt und Sammet habt ihr ſchon zuvor. Einen guten Briehan habt auch in Bereitſchaft für mich.“ Andere, von dem Herzog in Beziehung auf ſeine großen Bauunternehmungen in dieſer Zeit gegebenen, Befehle wurden bereits oben erwähnt. Vom November 1630 bis zum November 1631 verweilte der Herzog zu Gitſchin und Prag, mit Bauten, Anlagen und neuen Einrichtungen beſchäftigt. Da er jetzt nicht mehr die großen Beſtellungen für ſein Heer bei den Fabrikanten und Handwerkern, die er in ſein Herzogthum gezogen hatte, machte, und ſeine eigenen Unterthanen von den kaiſerlichen Truppen durch Einquartierung und Contri-

butionen in Anspruch genommen wurden, nahm die Verarmung des Landes' auf eine, für den Herzog selbst selbst sehr fühlbare, Weise überhand. Vergebens erinnerte er den Kaiser an die, für den Verlust von Mecklenburg ihm zugesagte, Entschädigung, vergebens an die Wiedererstattung der rückständigen Summen für Kriegsaufwand. In dem herzoglichen Hofstaat eine Einschränkung zu machen, schien ihm gerade jetzt, wo ihn seine Feinde so gern gedemüthigt sehen wollten, mit seinem Ehrgefühl unverträglich, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir von dieser Zeit an, weder den Wohlstand des Landes neu aufblühen sehen, noch die Finanzen des Herzogs in glänzenden Umständen finden. Als nun vollends der Einmarsch der Sachsen nach Böhmen, zu Ende des Jahres 1631, den Herzog zwang, sein Land zu verlassen, und er sich eine Zeit lang von allen seinen Hülfsquellen abgeschnitten befand, ward seine Lage immer bedrängter, und nur so läßt sich der gereizte und heftige Ton erklären, in welchem die Befehle abgefaßt sind, welche er in dieser Zeit, wo ihm die zweite Uebernahme des Oberbefehls noch nicht die Aussicht auf Wiedererstattung seiner Verluste eröffnet hatte, an seine Kammer zu Gitschin erläßt. Er befiehlt, gegen die Restanten mit unnachsichtiger Strenge zu verfahren, und macht die Kammerräthe dafür verantwortlich. „Seht, tractirt mich vor kein

gutts Mannl (schreibt er d. 25. Novbr. 1631 nach Gitschin), denn sonsten periclitirt euer Leib, Ehr und Gut. Ich will die so in Leipa und Hauska exorbitiren bald zu recht bringen, wenn mir der Ueberrest von der Armee nacher anlangen wird. Es aber stehet im cervell, denn ich werde gewiß mit Euch noch niemandsen scherzen." In Znaim, wohin sich der Herzog zunächst begab, hatte er noch seinen ganzen Hofstaat um sich, doch fehlte es bald zum Unterhalt desselben an den nöthigen Mitteln. Ihr habt mir (schreibt er aus Znaim d. 20. Jan. 1632 an seinen Gitschiner Regierungsbevollmächtigten Kunesch*)) auf die Quota 18,000 Fl. geschickt; da-

*) Dieser trat an die Stelle des Landeshauptmannes von Taxis, welcher sich des Herzogs leidenschaftlicher Strenge durch heimliche Flucht entziehen wollte, worüber Wallenstein an die Kammerräthe zu Gitschin aus Pardubitz vom 24. Novbr. 1631 Folgendes erläßt: „p. p. Was gestalt Unser Landeshauptmann des Herzogthums Friedland Gerhard v. Taxis seiner Ayd und Pflichten damit Gott und Uns er verbunden, vergessen und dieselbe soweit hintenangesetzt, daß ohn' einiges Unser Vorwissen malitiosamente von Unsern Dienste ausgesetzt und nicht allein Unser ihm anvertrautes Herzogthum und Unterthanen, welchen er vermöge seiner Ayd und Pflichten billig in diesen Trubeln mit Rath und That beiwohnen sollen, in höchster Confusion verlassen, besondern auch bei den-

mit ihr aber wissen sollet, daß auf künftigen Monat nicht 18, sondern 36,000 Fl. ich haben will, sehet zu, daß ihr neben den Hauptleuten auf meinen Gütern, solche mit Einmahnung der restirenden Contributionen, deren etliche viel Tausend hinterstellig,

---

selben mit seiner Pflicht weitere desperation verursachet, Solches ist euch vorhin sattsam wissend. Wenn denn mehr besagter Taxis wegen dieser seiner begangenen Treulosigkeit nicht allein sein Leben, sondern auch sein Hab und Gut verwirket und wir demselben darin im Geringsten nachzusehen keinesweges gemeint, besondern vielmehr eine ernstliche demonstration an ihm, andern zum Exempel, zu thun gemeint, weßwegen wir denn sobald Wir bei Unserer Anherkunft erfahren, daß er sich auf flüchtigen Fuß begeben, demselben den Francisco Bartoli von des Corpus Reiterei bestellten Rittmeister und Andreas Jarrisch unter dem Obristen Lucas Lieutenant mit etlichen Pferden nachgeschickt und gefangen zurückführen lassen, auch folgendes ermeldten beeden Officieren, als dem Fr. Bartoli und Andr. Jarrisch, nachdem sie den Taxis anhero gebracht, dessen in Unserm Herzogthume Friedland belegenes und nunmehr verwirktes Gut Weletschow mit allen pertinentien, nichts überall ausbeschieden, wie solches der Taxis besessen und gebraucht, geschenkt. Als befehlen Wir euch denenselben, oder ihren dazu Bevollmächtigten mehr besagtes Gut wirklich einzuräumen. Gestalt ihr zu thun wisset. A. H. z. F. ad Mandatum Serenissimi proprium Heinrich Niemann."

ſowohl auch der neu angelegten Landſteuer zuſammenbringet und mir das Geld herein nacher Znaim völlig überſchicket, wofern anders ihr nicht wollet, daß ich zuförderſt den Hauptleuten und nachher euch die Köpf abſchlagen laſſe, da ich ſehe, daß ihr den Hauptleuten durch die Finger ſehet und meine Befehle für Scherz achtet. Wornach ihr euch zu richten." — Dieſem Schreiben fügt der Obriſt-Hofmeiſter Paul Graf zu Lichtenſtein ein zweites bei, in welchem unverhohlen die Noth ausgeſprochen wird, in welcher der geſammte Hofſtaat ſich befindet. „Es iſt (heißt es in dieſem Schreiben), die Armuth bei J. F. G. Hofſtatt, ſonderlich den gemeinen Leuten, ſo groß, daß ich ſie ohne Klag zu erhalten mir nicht mehr getraue, denn die Herren (Kammerräthe) wiſſen, daß ich das vorige Monat, ſowie auch dieſes, das nunmehr zum Ende lauft, keinen Kreutzer empfangen. Erſuche alſo die Herren, ſie wollen in Anſehung dieſes, damit ich die Hofſtatt bezahlen könne, ſowohl vor dieſes als vor das verlaſſene Monat das Geld überſchicken. Die allhieſigen Beamten laufen auch ſtündlich und bitten um Gottes Willen, damit ſie den Verlag deſto beſſer haben können, nur um etwas Weniges von Geld. Es haben die Herrn bis dato wider J. F. G. Befehl, der Ihnen doch längſt von mir angedeutet worden, auf Brot, Fiſch, Bier und Haber keinen Kreuzer verord-

net, obwohlen Sie mich bericht't, ſie ſchicken durch Herrn Sitt hierzu 6000 Fl. darvon ich aber außer 300 Fl. nicht geſehen und wird Herr Sitt, wo ſolches Geld hingekommen, die Herrn zum Beſten zu berichten wiſſen."

Bei dem beſten Willen war es den Kammerräthen nicht möglich, die geforderten Summen dem Herzog zu ſenden, denn es fehlte ihnen während ſeiner Abweſenheit an den nöthigen Zwangsmitteln zur Eintreibung der Contributionen und Steuern, und ſelbſt wenn ihnen dieſe zu Gebot geſtanden hätten, würde es nicht möglich geweſen ſein, von den gänzlich verarmten, durch Freund und Feind zu Grunde gerichteten Einwohnern noch etwas zu erpreſſen. Der Herzog aber nimmt in ſeiner gereizten, heftigen Stimmung hierauf keine Rückſicht: „Euer Entſchuldigen (ſchreibt er an ſeine Kammerräthe aus Znaim vom 30. März 1632) ſeind lauter verlogen und unwahrhaftig; ſeht, ſo lieb euch euer Seelen Seligkeit iſt, mich bei der Naſe nicht umzuziehen; denn ſo wahr Gott lebt, ihr werdet mir's mit euren Köpfen zahlen müſſen, wo ihr mir die Quota nicht alle Monat liefern werdet; ich hab lange genug zu euern Proceduren ſtill geſchwiegen, aber merket mir wohl auf, ich werde gewiß mit euch nicht ſcherzen." In dieſer leidenſchaftlichen Sprache, welche, wie ſchon oben bemerkt wurde, vornehm-

lich durch die ſchmerzhafte Krankheit, an der er litt, und durch die ärgerlichen Anläſſe, welche die neue Uebernahme des Oberbefehls mit ſich brachten, erklärt werden kann, ſind von jetzt an alle Befehle an ſeine Untergebenen abgefaßt, und eben ſo wie der Herzog bei dem Heere, zumal ſeit der Schlacht von Lützen, nur der Tyrann (von den Welſchen: il tiranno) genannt wurde, ſo nimmt er auch in ſeinem Herzogthume ein ſo verändertes despotiſches Weſen an, daß er nur Furcht und Schrecken verbreitet. Unerſchwinglich waren die Laſten, welche den armen Unterthanen von dem Kaiſer nicht minder, als von dem Herzoge, aufgebürdet wurden. Zu Anfang des Jahres 1633 betrugen die Rückſtände an kaiſerlichen Contributionen in dem Herzogthume Friedland 80,000 Strich Getreide und 40,000 Fl.; dem Herzoge reſtirten die Unterthanen außer dem Korn nur mit 4000 Fl. Auf die Anfrage der Kammerräthe: „wie es mit den verarmten Herrſchaften fernerhin hinſichtlich der Abgaben zu halten ſei?" gab der Herzog den Beſcheid: „Dieſer Punkt ſteht auf der Neuſchlöſſer, Aicher, Friedländer und Reichenberger Hauptleute Kopf: daß ſie mit dergleichen nicht mehr kommen, ſonſten wollen Ihro Fürſtl. Gnaden ihnen die Hälfe laſſen abſchlagen." Wenden ſich die Unterthanen in ihrer Noth ſelbſt an den Landesherrn, ſo lautet der Beſcheid eben nicht

tröstlicher. Auf eine Bittschrift, in welcher die Einwohner von Gitschin ihre gänzliche Verarmung klagen, erhielten sie zur Antwort: „Mit dergleichen Klagen soll man J. F. G. nicht mehr kommen. Sie wollens kurzum nicht hören, denn kommen sie ihm mehr also, wollen Ihro Fürstl. Gn. ihnen lassen die Köpfe wegschlagen.“ —

Diese harte Begegnung, welche in den letzten beiden Lebensjahren alle diejenigen erfuhren, welche in einer näheren Beziehung zu dem Herzog standen, war wol auch vornehmlich der Grund, weshalb nach seiner Ermordung keine rächende Hand, keine Stimme der Vertheidigung sich erhob; selbst diejenigen, die ihm nahe gestanden hatten und die Grundlosigkeit der ihm gemachten Beschuldigungen kannten, fanden sich nicht aufgefordert, die Ehre desjenigen nach seinem Tode zu vertreten, der in seinen letzten Lebensjahren sie so schwer verletzt hatte.

Achtes Capitel.

Des Herzogs Nachlaß und letztwillige Verordnungen.

Ueber das nachgelaſſene Vermögen des Herzogs iſt nichts Genaues zu ermitteln, da ſogleich alles von den kaiſerlichen Mord- und Raubgeſellen zu Eger und von den Confiscationsräthen, welche ſchon vor der Ermordung, mit kaiſerlichen Inſtructionen verſehen, von Wien nach Friedland abgingen, fortgenommen wurde. Wie es in Eger hergegangen, darüber gibt ein (italieniſch geſchriebener) Brief Piccolomini's an den Oberſten Caretto, aus Eger vom 1. März 1634, Auskunft, in welchem es heißt: „In Bezug auf die Theilung der Sachen der Rebellen war ich der Meinung, daß ſie den Officieren und Soldaten, welche ſo gute Arbeit gemacht, zur Theilung unter ſich überlaſſen werden können, indem ich glaube, daß auf dieſe Weiſe aller Verdacht wegfallen wird und ſie eben ſo bereitwillige Befriedigung erhalten, als ſie bereitwillig im Dienſte waren. — Da von den Sachen der Rebellen, Pferde und dergleichen, ſich das Beſte nicht vorgefunden, vermuthe ich, daß ein jeder gern zugreifen und bei dieſem Geſchäft keinen Anſtand nehmen werde; doch glaube ich, daß die Vertheilung nach der Theilnahme an der Ausführung

bestimmt werden müsse." Graf Gallas sendet unter dem 10. März dem Kaiser ein von Piccolomini aufgenommenes Inventarium des in Eger vorgefundenen Friedländischen Nachlasses ein, wobei sich der herzogliche Marstall, vieles Silbergeschirr und auch Geld befindet, über welches letztere sogleich verfügt wird. „Den für die zu Eger anwesenden Soldaten (meldet Gallas dem Kaiser) sowohl, als für die Officiere, so die execution wider die Conspiranten vollzogen, allergnädigst bewilligten Monatsold und recompens belangend, ist dazu in der Feld-Kriegskasse wenig Geld vorhanden. Dahero der Graf Piccolomini jeglichen gemeinen Soldaten von des Friedländers Gelbern zwei Goldgulden reichen lassen und könnten die übrig vorhandenen Sachen, welche doch sehr schlecht, ohne allergehorsamste Maßgebung unter gedachte Officiere der proportion nach, ausgetheilt werden." *) —

Von dem, was sich auf den Schlössern zu Prag und Gitschin befand, mochte ebenfalls vieles abhanden gekommen sein; zum wenigsten fand der Oberst-

*) Das Inventarium ist abgedruckt in Wallenstein's Briefen B. 3 Seite 359. Das zur Feldequipage gehörende Silbergeschirr haben wir oben S. 80 kennen gelernt. Gallas nennt diese Sachen „sehr schlecht", um desto unverschämter zugreifen zu können.

burggraf und Statthalter zu Böhmen ſich veranlaßt, unter dem 1. März 1634 zu Prag ein Patent zu erlaſſen, in welchem, mit Berufung auf eingegangenen Bericht: „daß unterſchiedlicher Orten und bei unterſchiedlichen Perſonen allerhand Mobilia, Kleinodien, Baarſchaft, Silbergeſchirr und andre Sachen, ſo dem geweſenen General von Friedland zugehörig, deponirt und aufzuheben gegeben worden," die Ablieferung dieſer Gegenſtände befohlen wird. — Eine bedeutende Summe baaren Geldes von angeblich 36,000 Stück Dukaten, welche ſich in der herzoglichen Rentkaſſe auf dem Schloſſe zu Gitſchin befand, hatte der Landeshauptmann, Dietrich von Malowecz, nachdem der Herzog für vogelfrei erklärt worden war, in Sicherheit zu bringen verſucht. Anfänglich war befohlen worden, das Geld in der Herzogin Garderobe einzuſetzen, da bereits Soldaten rings umherſtreiften. Hernach wurde es zwei zuverläſſigen Männern, Balthaſar Leopold von Künell und deſſen Adjutanten Adam von Aichenfelß anvertraut. Sie ziehen damit von Gitſchin nach Aicha und von hier, wegen allzugroßer Unſicherheit nach Hainsbach. Der dortige Hauptmann will das Geld nicht annehmen und weißt ſie nach Riekhsdorf, wo man die Dukaten unter Getreide einſackt und ſo nach Pirna in Khinsky's, des Schwagers des Herzogs, Quartier ſchickt, wo dieſelben, in Beiſein des Hauptmanns Wyeſetzky und einer

Jungfer, in ein vertrautes Gewölbe in eiserne Truhen gelegt wurden. Nachdem aber bald darauf das, was zu Eger vorgegangen, kundbar geworden, wurde auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen in Khinsky's Wohnung alles versiegelt und die Dukaten nach Dresden geführt. Die beiden Friedländischen Beamten kehrten nach Böhmen zurück und reichten unter dem 25. März 1634 aus Teschen bei der Statthalterschaft eine Bittschrift ein, in welcher sie: „den wahren Verlauf, was in Abfuhr der Gelder-Post aus denen Gitschiner Renthen vorgegangen," erzählen. „Wir sind endlich," heißt es am Schluß, „wieder in Böhmen. Hier nun hören wir von dem Tyrannisiren auf allen Friedländischen Herrschaften, bitten darum, daß unsere Unschuld erkannt werde und wir wieder zu den betrübten Unsrigen zurückkehren dürfen." — Wir sehen aus diesem Nachweis, daß des Herzogs Cassen nie so sehr erschöpft waren, als wir es nach den Drohbriefen, welche er an seine Kammerräthe erläßt, vermuthen sollten; für schlimme Fälle war immer noch ein Nothpfennig vorhanden, obschon sich für die anderwärts gemachten Angaben, daß der Herzog in den Banken zu Venedig und Amsterdam große Summen niedergelegt gehabt habe, kein schriftliches Zeugniß vorgefunden hat. Nur ein einziger Posten von 10,000 Dukaten wird erwähnt, welche die Herzogin bei dem oft genannten Banquier

de Witte niedergelegt hat, welche der Herzog, als er (1630) erfährt, daß de Witte ſich erhenkt habe — das ſchlechteſte Geſchäft was ein Banquier machen kann — von den Erben zurückfordert. Außerdem hatte der Herzog bei ſeiner zweiten Vermählung für ſeine Gemahlin durch einen Leibgedingebrief und ſpäter durch mehrfach erneuerte letztwillige Verordnungen aufs Beſte geſorgt. Da dieſe Documente ebenfalls einiges Licht über das bedeutende Vermögen des Herzogs verbreiten, ſo mögen Auszüge daraus hier ihre Stelle finden.

Das älteſte von dieſen Documenten iſt überſchrieben: „Umbfertigungs Concept des Leibgedingebrif für J. F. G. die Herzogin Iſabelle Catharina von Friedland, geb. Gräfin von Harrach d. d. Prag den 27. Decbr. 1624.“ Dieſer Leibgedingbrief iſt ganz in teſtamentariſcher Form abgefaßt. „Demnach,“ heißt es im Eingange, „die eheliche Lieb und Treue, wie auch die allgemeinen Rechte einen jeglichen chriſtlichen Eheherrn dazu ermahnen, daß er ſeine liebe Ehefrau, ſonderlich auf begebenden Todesfall, ſeinem Stande nach, gebührlich verſorge u. ſ. w.“ Der Herzog verſchreibt ſeiner Gemahlin die Herrſchaft Neuſchloß und die Stadt böhmiſch Leippa mit den zugehörigen Flecken, Märkten, Dörfern und Vorwerken u. ſ. w., ferner beſtimmt er für ſie „zu Prag Dero Wohnung in Unſerm Haus oder Reſidenz ſammt

allen Fahrnissen, Silberwerk, Bettgewand, Tapezereien u. s. w." Zu dem, zu noch mehrer Erkenntniß und Bezeichnung Unserer zu Ihrer Lieb tragenden ehelichen treuherzigen Affectation, verstatten Wir Ihrer Lieb — ohne einige Defalcation, Schmälerung, oder Abbruch mehr vorgenannter Herrschaft Neuschloß sowohl, als der Stadt Leippa Intraden und Einkommen — jährlich noch 12,000 hungarische Dukaten an Gold in specie aus dem Einkommen des Fürstenthums Friedland und den Cammergütergefällen." Für den Fall einer zweiten Verheirathung der Herzogin war bestimmt, daß Alles zurückerstattet würde. Als Zeugen sind unterschrieben: Adam von Waldstein und Paul, Obristburggraf, Freiherr von Michna. —

Das zweite Document ist ein, von dem Kaiser Ferdinand ertheilter Machtbrief an den Herzog von Friedland, Betreffs aller, zu dem Herzogthume Friedland gehörigen, in Böhmen belegenen Güter eine gewisse fideicommissariam dispositionem machen und aufrichten zu dürfen d. d. Wien d. 3. April 1625. Es wird darin bestimmt, daß Friedland, falls das Haus Waldstein ausstürbe, dem Geschlechte des Freiherrn Karl von Harrach in linea descendente zufallen sollte; eine Verordnung, welche ebenfalls zu Gunsten der Herzogin und ihrer Verwandten gemacht wurde.

Ein drittes Document ist unterschrieben: des

Herzogs von Waldstein dispositio, majorat und ultima voluntas über die Herzogthümer Friedland, Sagan und Großglogau, aufgericht den 21. Juni 1625. Auf 25 B. Pergament, von 6 Zeugen unterzeichnet.

Ein viertes Document führt den Titel: Umbfertigungs Concept des Donativs für J. F. G. die Herzogin von Friedland pr. 300,000 Gulden Rheinisch. Die Herzogin Isabelle Catharina erhält, nebst der ihr vorher schon im Leibgedingebrief gethanen Vermächtniß benannte Summe und zwar in sechs aufeinander folgenden Jahren 50,000 Gulden jährlich d. d. Prag den 20. März 1627. Als Zeugen unterschrieben sich: Adam von Waldstein, Obristburggraf; Wilhelm Wr'zesowicz, Obrist-Münzmeister im Königreich Böhmen.

Die Erwerbung Mecklenburgs machte eine Umschreibung des Testaments nöthig; sie ist bezeichnet durch die Aufschrift: „neu aufgerichtet in Unser Stadt Gitschin Mitwochs nach dem kreuz-Sonntag, sonst den 31. Mai 1628." Es ist hierüber ein Gutachten der herzoglichen Canzleiräthe vorhanden.

Von einer nicht geringen Sorge für seine Gemahlin zeigt es, daß der Herzog im Januar 1633 sein Testament noch einmal mit einem Codicill zu ihrem Gunsten versah und eine kaiserliche Confirmation des ganzen Testaments einholte. — Eine Vollstreckung des Testamentes hat nie statt gefunden; eben

so ungesetzlich und willkürlich, wie die an dem Herzog verübte Mordthat gut geheißen und belohnt wurde, ist auch der verwittweten Herzogin und den rechtmäßigen Verwandten ihr Erbtheil entzogen worden. Die von dem Kaiser d. d. Wien den 15. März der Confiscationscommission ertheilte Instruction: „wegen Examinirung und Berathschlagung deter, auf den zum Königl. Fiscum apprehendirten Güttern des von Friedland aus seinen dreien Adhaerenten haftenden Schulden und Onerum," war in so ungenügenden und unförmlichen Ausdrücken abgefaßt, daß die sonst nicht blöde Confiscationscommission Anstand nahm, sich darnach zu richten. Sie schickte eine Remonstration dagegen ein, in welcher es heißt: „Die uns zugegangene Instruction bedarf wesentlicher Aenderungen; das tempus reatus jedes einzelnen der vier Hauptrebellen muß genauer determinirt werden, dieweil in Ew. Maj. Patente sub dato 18. Febr. angedeutet ist, daß der von Friedland die Conspiration aus ohne Zweifel längst zuvor gefaßten Vorsatz angesponnen habe. Ingleichen ob Ew. Maj. Wille sei, da von den vier verbliebenen Wittwen starke praetensiones angebracht werden, die Consideration: an scilicet damnata sit memoria mariti, tunc enim revocari donationem etiam uxori factam, observiren und also verfahren zu lassen, als ob ihrer Männer memoria allbereit damnirt sey." — Nicht

nach Geſetz und Recht, ſondern nach Willkühr und Belieben wurde die Verurtheilung ausgeſprochen, und dies dürfte der Punkt ſeyn, auf welchen bei dem neuerdings wiederaufgenommenen Prozeß der Waldſteinſchen Erben gegen den kaiſerlichen Fiscus inſonderheit die Aufmerkſamkeit zu richten wäre. — Eine blutige Abrechnung hat das Haus Oeſterreich mit dem Hauſe Friedland gehalten. Mit dem Mordſtahl konnten wol die Schulden getilgt werden, nicht aber die Schuld.

II.

Die
Sage vom Doctor Faust.

Von

Dr. Christian Ludwig Stieglitz.
d. Aelt.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

„Faust" von Göthe, erster Theil.

So oft auch ſchon über die alte deutſche Sage vom Doctor Fauſt geſprochen worden, ſo iſt doch der Gegenſtand zu anziehend und hat ſtets ein ſo allgemeines Intereſſe erregt, als daß wir es nicht wagen ſollten, noch einmal ihn aufzunehmen. Vorzüglich ſcheint das Feld für Den noch offen, der Alles, was darüber geſagt wurde, Alles, was hin und wieder in mehren Schriften und ſonſt zerſtreut ſich findet, zuſammenzufaſſen die Abſicht hat. Dies iſt der Zweck des gegenwärtigen Aufſatzes, nicht nur das Geſchichtliche über die Sage, über die Perſon des Fauſt darzuſtellen, über die ihm zugeſchriebenen Abenteuer; ſondern auch die vielen und mannichfaltigen Schriften aufzuführen, die theils von ihm und ſeinen wunderbaren Schwänken berichten, theils dichteriſch die Sage behandeln.

Nicht leicht hat eine Sage ſo unter das Volk ſich verbreitet als die vom Fauſt, daher auch zeitig

Volksbücher entstanden, seine Thaten verkündend. Solche Bücher waren im Mittelalter sehr beliebt und dem Vornehmen wie dem Geringen fast ein Bedürfniß. Aus Volksgesängen und Rittergedichten hervorgegangen, wurden sie im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert nach jenen Dichtungen in Prosa aufgestellt, wozu noch neue sich gesellten, im Ton der alten erfunden, aber ursprünglich in Prosa geschrieben.

Ein solches war auch das vom Doctor Faust. Erregte die Sage von ihm schon in ältern Zeiten Theilnahme und rauschte wunderlich daher, wie der alte Erzähler von Faust's Abenteuern, Widman, sich ausdrückt, so blieb sie auch nachher nicht weniger im Ansehn. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sie in mehr als einem Volksbuche dargelegt wurde. Doch dienten diese Bücher nicht blos zur Unterhaltung, man hatte auch die Absicht, das Volk von dem damals herrschenden Glauben an Zauberei, an Umgang mit Geistern, von der Neigung zu verbotenen Künsten abzuziehn und ihm das Verderbliche solcher Künste recht lebhaft vor die Augen zu stellen. Und hierin konnte das Schicksal Faust's am besten zur Lehre dienen. Ungenügsam mit Dem, was das Leben an geistigen und irdischen Freuden ihm gewähren konnte, suchte er Befriedigung in der Welt der Geister, und Dämonen kamen ihm entgegen, zu aller sinnlichen Lust ihn zu führen, bis er,

ihnen verfallen, den Lohn seines verderblichen Lebens in den Flammen der Hölle fand.

Wünschen wir nun zuvörderst bestimmte Nachricht über Faust und seine Existenz zu erlangen, so lassen die Schriftsteller seiner Zeit, die von ihm erzählen, noch so Manches zu wünschen übrig. Aber dies Dunkel, was ihn umschwebt, im vertrauten Umgange mit Geistern, wie er geschildert wird, stellt ihn auf solche Weise selbst als eine magische Erscheinung dar. Und diese geheimnißvolle Hülle ist es, die ihm erst Wichtigkeit ertheilt, die bei vollem Lichte verschwinden würde. So steht der räthselhafte Held vor uns, und wir suchen zu erfahren, ob er eine wirkliche Person war, oder nur ein Geschöpf der Phantasie.

Einige der frühern Schriftsteller wollen Faust's Wirklichkeit nicht zugestehn. Andere halten den Namen: Faust, für erdichtet; er sei, wie sie glauben, einem Magier beigelegt worden, ob faustum in rebus peractu difficillimis successum. Daß es aber einen Faust gab, der als Schwarzkünstler sich berühmt machte, ist keinem Zweifel unterworfen. Er lebte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und am Anfange des folgenden. Der glaubwürdigste Zeuge ist Manlius, der in seinen Collectaneen erwähnt, Faust gekannt zu haben. Aus Kundlingen gebürtig, einem Städtchen im Würtembergischen, habe er in Krakau die Magie studirt, die daselbst öffentlich von

einem Professor der Magie gelehrt wurde. Nachher sei er umhergestreift, und habe geheimer Künste sich gerühmt. Hiermit stimmt auch Wier, ebenfalls ein Zeitgenosse Faust's, überein. Del Rio führt Faust als einen Freund und Begleiter des Cornelius Agrippa auf, der damals im Rufe eines Zauberers stand [1]). Wier jedoch, ein Schüler des Agrippa, thut hiervon keine Erwähnung. Auch Conrad Gesner legt ein Zeugniß von Faust's Wirklichkeit ab, indem er von ihm spricht als von Einem, der vor Kurzem verstorben, und ihn dem Paracelsus gleichstellt [2]).

Daß Faust in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts sein Wesen trieb, beurkundet auch Begardi [3]). In seiner im Jahre 1539 herausgegebenen Schrift, „Zeyger der Gesundtheyt," bedient er sich des Ausdrucks, Faust sei vor etlichen

---

1) Neumann, Disquisit. histor. de Fausto, Cap. I. §. VIII.

2) Die Werke dieser Schriftsteller, in denen sie von Faust sprechen, sind unten angegeben. Auch ist Neumann a. a. O. darüber nachzusehn.

3) Phil. Begardi, Zeyger der Gesundtheyt. Worms 1539. Die angeführte Stelle ist anderswo entlehnt, da uns das Buch des Begardi nicht zur Ansicht gekommen.

Jahren fast durch alle Landschaft gezogen. Ueberhaupt sind Begardi's Bemerkungen über Faust zu merkwürdig, als daß wir sie nicht beifügen sollten. Sie machen Faust's Wirklichkeit ganz unbezweifelt, sie geben das Urtheil seiner Zeit über ihn, die Ansicht, die man damals von ihm hatte, und sie zeigen uns den Grund, worauf die Volksmärchen von Faust sich stützen.

„Es wird noch ein nahmhafter, tapferer Mann erfunden, „sagt Begardi," ich wollt aber doch seinen Namen nicht genannt haben, so aber will er auch nicht verborgen seyn, noch unbekannt. Denn er ist vor etlichen Jahren fast durch alle Landschaft, Fürstenthümer und Königreiche gezogen, seinen Namen Jedermann selbst bekannt gemacht, und seine große Kunst, nicht allein der Arzenei, sondern auch der Chiromanzie, Nigromanzie, Physionomie, Visiones in Krystallen und dergleichen mehr Künste sich höchlich berühmt. Und auch nicht allein berühmt, sondern sich auch einen berühmten und erfahrnen Meister bekannt und geschrieben. Hat auch selbst bekannt und nicht geleugnet, daß er sey, auch hieß Faustus, damit sich geschrieben philosophum philosophorum etc. Wie aber Viele mir geklagt haben, daß sie von ihm seyn betrogen worden, deren ist eine große Zahl gewesen. Nun, sein Verheißen war auch groß, wie des Thessali (zu Galen's Zeiten), dergleichen sein

Ruhm, wie auch des Theophraſti, aber die That, wie ich vernehme, faſt ſehr klein und betrüglich erfunden; doch hat er ſich in Geld nehmen und empfangen (daß ich recht red) nicht geſäumt, Viele mit den Ferſen geſegnet. Aber, was ſoll man nun dazu thun, hin iſt hin, ich wollt es jetzt auch dabey laſſen, ſchau du weiter, was du zu ſchicken haſt."

Hier haben wir ein beſtimmtes und bedeutendes Zeugniß über Fauſt. Das viele Umherziehn, die großen Kenntniſſe, deren er ſich gerühmt, die Hintergehung Anderer, alles das läßt den Abenteurer erkennen.

So iſt an Fauſt's Perſönlichkeit auf keine Weiſe zu zweifeln, und es iſt wol für gewiß anzunehmen, daß der Fauſt des Begardi derſelbe iſt, von dem Manlius ſpricht, und den auch Mehre erwähnen. Und wenn wegen des Geburtsorts Fauſt's verſchiedene Meinungen herrſchen, die frühern Geſchichten von Fauſt, ſelbſt das frühere Volksbuch vom Jahre 1588 und nach ihnen Widman, in ſeinen Hiſtorien des Doctor Fauſt, Roda, einen weimariſchen Flecken, bei Jena; wenn Pfiſter, in Fauſt's Leben, und Andere, Soltwedel oder Sandwedel, ein Städtchen im Anhaltiſchen, zu ſeiner Vaterſtadt machen, ſo möchte hier wol des Manlius Angabe, der Kundlingen als ſolche nennt, die richtigſte ſein.

Was ſonſt von Fauſt's Aeltern, von ſeinen frü-

hern Jahren erzählt wird, die Sage, ſein Vetter in Wittenberg habe ihn als Knaben zu ſich genommen, ihn erzogen, ihm ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, daß er zu Ingolſtadt die mediciniſche Doctorwürde erhalten, dies alles iſt zu ſehr in Märchen eingehüllt, um darin zu einiger Gewißheit kommen zu können. Daß man ihn jedoch nicht für unwürdig hielt, ihn zum Doctor zu creiren, hat nichts Unwahrſcheinliches, da er als erfahren in der Medicin gerühmt wird.

Auf gleiche Weiſe wird es nicht zu ergründen ſein, was von den dem Doctor Fauſt zugeſchriebenen Unternehmungen und Wunderthaten ihm angehört, oder was von Andern, die geheime Künſte trieben, auf ihn übergetragen wurde. Wir erwähnen nur des Hundes, der als treuer Begleiter Fauſt's erſcheint, und in dem, wie die Sage ihn wichtig macht, ein böſer Geiſt verborgen geweſen. Ein ähnlicher Hund wird dem Cornelius Agrippa zugegeben. Dieſes aber widerlegt ſein Freund und Schüler Wier, welcher verſichert, Agrippa's Hund ſei ein ganz gewöhnlicher Hund geweſen, den er aber kindiſch geliebt, woher jene Fabel entſtanden ſein könne. So wird ebenfalls vom Papſt Sylveſter II. erzählt, er habe ſtets einen ſchwarzen, zottigen Hund um ſich gehabt, in dem der Teufel geſteckt.

Nach Allem, was uns vom Fauſt durch die

Schriftsteller seiner Zeit kund wird, mag er in mehren Zweigen des Wissens Kenntnisse gehabt haben. Nicht nur in der Medicin und in der Naturkunde erfahren, soll er auch mit der classischen Literatur vertraut gewesen sein. Moehsen [1]) erzählt von ihm, wie er zu Erfurt versprochen, die Handschriften der nicht mehr vorhandenen Komödien des Plautus und Terenz herbeizuschaffen und selbige auf einige Stunden zum Abschreiben vorzulegen. Die Theologen und Rathsherren zu Erfurt aber, denen er diesen Vorschlag that, wollten nicht darauf eingehen, in dem Glauben, es müsse Zauberei und der Teufel dabei wirksam sein. Sehr möglich wurde dem Doctor Faust diese Prahlerei eben so angedichtet als eine andere, die Moehsen nach Trithem anführt, er habe sich gerühmt, die Werke des Plato und Aristoteles wieder herzustellen, wenn sie verloren gegangen [2]). Trithem aber berichtet dieses nicht von unserm Faust, sondern vom Sabellicus, der sich Faustus minor nannte.

Unstreitig waren Faust's vorzügliche Fächer, in denen er sich hervorthat, Astrologie und natürliche

1) Moehsen, Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen, größtentheils berühmter Aerzte, S. 16.

2) Trithem, Epist. familiar., in Operibus, Vol. II. pag. 559. Moehsen, a. a. O. S. 16.

Magie, die damals sehr geschätzt und von vielen Gelehrten betrieben wurden. Von der großen Menge als übernatürlich angestaunt, kamen die in diesen Wissenschaften Erfahrnen in den Verdacht, den Satan zum Beistand zu haben, wozu die Mönche vorzüglich thätig mitwirken mochten, um bei dem Volke den Glauben an die Macht des Teufels auf den Menschen zu erhalten, für den, nach ihrem Vorgeben, nur bei ihnen Schutz zu finden sei. Dies mochte auch mit Faust der Fall sein, der öffentlich und lauter als Andere magische Künste trieb und die Unerfahrnen in Furcht und Schrecken setzte. Dies war genug, um ihn der Zauberei und des Umgangs mit bösen Geistern zu beschuldigen, und, einmal in diesem Rufe stehend: mußte er vieles auf sich nehmen, woran er keinen Theil hatte.

Schon früher waren die Wunderthaten der Schwarzkünstler in mündlichen Erzählungen und in Schriften erhoben worden, und fast jedes Zeitalter pries einen solchen Mann, von dem übernatürliche Dinge und Zaubereien berichtet wurden. Aus den frühern Zeiten des Mittelalters tritt die Legende vom Bischof Theophilus hervor. Ehre und Reichthum war der Zweck, den Theophilus verfolgte. Zeigte ihm das Schicksal keinen Weg, dazu zu gelangen, so nahm er seine Zuflucht zu unterirdischen Geistern. Sie beschwörend, versprach er dem Satanas seine Seele,

wenn ihm dieser seine Wünsche befriedigte. Da wurde der Vertrag geschlossen. Einsmals aber begab es sich, daß Theophilus einer Predigt über die Bekehrung des Sünders beiwohnte. Dies traf sein Inneres, er fühlte sich getroffen, und entsetzt über seinen Zustand, wünschte er nichts mehr, als von dem Vertrage mit dem Bösen auf immer befreit zu werden. Vergebens waren alle Bemühungen. Da erwachte der Gedanke in ihm, die Mutter Gottes um Hülfe anzurufen. Doch fand sie sich nicht mächtig genug, ihn aus den höllischen Fesseln zu befreien, und nahm zu ihrem Sohn Zuflucht. So erzürnt dieser auch auf Theophilus war, so ließ er ihn doch endlich Gnade angedeihen und befreite des Bischofs Seele aus den Banden des Teufels. Diese Legende wird in der Goldenen Schmiede des Conrad von Würzburg erwähnt. Auch hat sich ein altes plattdeutsches Gedicht: Theophilus, erhalten, welches in Bruns' Sammlung romantischer und anderer Gedichte in altplattdeutscher Sprache aufbewahrt ist.

In Faust's Geschichte mag auch Manches aus den Sagen vom böhmischen Zauberer Zito übergegangen sein.

Je mehr solche Erzählungen sich anhäuften, desto öfter wurden Diejenigen, denen man sie beilegte, mit einander verwechselt. Mehren wurde ein und dieselbe That zugeschrieben. Und da man zu jenen Zeiten,

wo mehr als vieles Andere Zaubermärchen die Gemüther ergriffen und mächtig anzogen, den schon berüchtigten Faust vor Augen hatte, den in diesem Fache berühmten Helden der Zeit, so konnte es nicht anders sein, als daß nach und nach viele jener Wunderthaten als von ihm unternommen gepriesen wurden. Und so vereinte man in ihm Vieles, was sonst von Mehren war erzählt worden. Was vor ihm, was zu seiner Zeit geschehn sein sollte, schrieb man ihm zu, und fügte dieses Dem bei, was ihm eigenthümlich war, man versetzte ihn in Länder, wo er nie gewesen, und stellte ihn gleichsam als einen Meister in bösen Künsten auf, als den Inbegriff aller Magie und Zauberei. Und so wie die Dichter des Mittelalters den großen Zwiespalt im Menschen zwischen Natur und Geist, Wissen und Glauben, Irdischem und Göttlichem, zum Gegenstand einer poetischen Anschauung erhoben, in zwei verschiedenen Individuen darstellten [1]), so finden wir im Faust beide vereinigt, und es entspinnt sich jener Kampf in einer Person.

Oft verwechselte man ihn auch mit Andern seines Namens, die vor ihm und mit ihm lebten.

---

1) Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom wartburger Kriege. Von A. Koberstein. S. 57.

So hielt man ihn für eine Perſon mit dem Buchdrucker Fauſt, oder Fuſt, der aber faſt ein Jahrhundert älter iſt als er. Es mochte hierzu die Erzählung Veranlaſſung geben, die der holländiſche Arzt Junius ſeinem Märchen von der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Lorenz Koſter einwebt [1]), wie ein Mitarbeiter des Lorenz Koſter, ein gewiſſer Johann, der, wie man vermuthet, den heilloſen Namen Fauſt führte, ſeinem Herrn alles zur Druckerei gehörige Geräthe entwendet und damit nach Mainz entflohen ſei, wo er in einem Aſyl die Früchte ſeines Raubes einernte.

Auf eine andere Art wurde Fauſt mit Fuſt verwechſelt [2]), indem vom Buchdrucker die Sage geht, er habe die zweiundvierzigzeilige lateiniſche Bibel des Gutenberg, vom Jahre 1450 — 55, in Paris für Handſchrift verkauft, was aber wegen der genauen Gleichheit aller Exemplare bald als irrig anerkannt worden, da man dann in Paris, wo damals die Erfindung der Buchdruckerkunſt noch unbekannt war, von Fuſt betrogen zu ſein geglaubt, oder ihn für einen Zauberer gehalten hätte.

---

1) Die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Johann Gennsfleiſch, von C. A. Schaab, Th. III. S. 9.

2) Schaab, a. a. O. Th. I. S. 236.

Ein Faustus Socinus und auch Andere [1]) werden gleichfalls mit unserm Faust verwechselt. Einige hielten ihn für denselben Nekromanten, den Trithem [2]) unter dem Namen: Johannes Sabellicus, anführt, der sich auch Faustus junior nannte. Doch widerlegt sich dieses von selbst, da die Benennung: junior, einen ältern Faust voraussetzt. Zu vermuthen ist, daß Sabellicus unsern Faust, mit dem er zu gleicher Zeit lebte, nachahmte und, um so mehr Ansehn zu erhalten, dessen Namen annahm. Auch für einen Rosenkreuzer wird Faust ausgegeben [3]), der in dem Orden den Namen Johannes a Sole führte.

Ueber die vielen Reisen, die dem Faust zugeschrieben werden, Untersuchungen anzustellen, würde vergebene Mühe sein. Es liegt darin nichts Unwahr-

---

1) Neumann, Dis. hist. de Fausto praestigiatore, §. XI.

2) Trithem, l. c. pag. 559. Er bezeichnet diesen Sabellicus als einen der größten Prahler. Er nannte sich: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, agromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus.

3) Der Rosenkreuzer in seiner Blöße, S. 187.

ſcheinliches, daß ein Abenteurer, dem es darum zu thun iſt, Aufſehn zu erregen, mehre Länder beſucht, oder wenigſtens ein ſolches Herumziehn in der Welt vorſpiegelt. Uebrigens beſtätigt das oben angeführte Zeugniß des Begardi Fauſt's Aufenthalt an verſchiedenen Orten, wie er faſt durch alle Landſchaft, Fürſtenthümer und Königreiche einhergezogen. Auch mochten Diejenigen, die von ihm erzählen, um ſeine Geſchichte noch abenteuerlicher zu machen, viele ſeiner Reiſen hinzudichten. Es war um ſo leichter, ſie ihm zuzuſchreiben, da man ihm den hölliſchen Gefährten zugeſellte, der ihm dabei Hülfe leiſtete, der ihn auf ſeinem Mantel mit der größten Geſchwindigkeit von Land zu Land, von Stadt zu Stadt führte.

Unter Anderm wird erzählt, Fauſt ſei in Prag geweſen, weil ſich daſelbſt ein Fauſt'ſches Haus befindet. Dieſes Haus aber, jetzt das Mladotiſche genannt, wurde von einem Bewohner Prags gegründet, der Fauſt hieß. Hier konnte leicht zu der Erzählung von unſers Fauſt's Anweſenheit in Prag Veranlaſſung ſich finden, um ſo mehr, da das Haus einen unterirdiſchen Gang verbirgt, der bis zu dem gegenüberſtehenden neuſtädter Rathhaus geführt haben, jetzt aber verſchüttet ſein ſoll. Dieſer Gang konnte als ein ſchicklicher Ort, zu geheimen Künſten dienend, aufgeſtellt werden, und auf ſolche Weiſe fand ſich Stoff genug, den Fauſtſpuk nach Prag zu

versetzen, da die Sage von dieses Mannes Wunderthaten auch in Böhmen sich sehr verbreitete.

Faust's Aufenthalt in Wittenberg wird von Neumann in seiner Disputation über Faust nicht zugegeben. Er soll weder daselbst erzogen, noch auch sonst dort sich aufgehalten haben. Nach Neumann's Meinung soll Wittenberg mit Würtemberg, Faust's Vaterland, verwechselt worden sein. Allein er weiß doch dem Zeugniß des Manlius keine Einwendung entgegenzusetzen, welcher versichert, daß Faust aus Wittenberg hätte flüchten müssen, weil der Kurfürst, Johann der Beständige, ihn zu greifen und festzuhalten anbefohlen. Auch erhält Faust's Besuch in Wittenberg dadurch Wahrscheinlichkeit, daß Melanchthon seiner in einem Briefe erwähnt [1]), worin von ihm, als einer eben gemachten neuen Bekanntschaft, auf nicht sehr ehrenvolle Weise, die Rede ist.

Ueber Faust's Anwesenheit in Erfurt werden wir von Moehsen belehrt [2]). Eine alte erfurter Chro-

---

1) Horst, Zauberbiblioth., Th. VI. S. 87.

2) Moehsen, Verzeichniß von Bildnissen größtentheils berühmter Aerzte, S. 16. Er führt dabei an Motschmanni Erfordia literata cont., pag. 372. Diese Geschichte steht auch in dem noch jetzt gewöhnlichen Volksbuche über Faust, aber ganz kurz.

nik erzählt, daß Fauſt daſelbſt von der Univerſität die Erlaubniß erhalten habe, Collegien über Homer zu leſen. Hier beſchrieb er die Helden Homer's ſo deutlich, als ob er ſie geſehen. Da nun die Studenten gewußt, daß er unerhörte Dinge verrichten könne, ſo hätten ſie ihn erſucht, die Helden Homer's aus dem Grabe hervorzurufen und ſie ihnen zu zeigen. Fauſt beſtellte ſie nach einiger Zeit zu ſich, brachte ſie in eine finſtere Kammer und verbot ihnen zu ſprechen. Dann ließ er einen Helden nach dem andern hervortreten, und wie er merkte, daß die Studenten zuletzt über den einäugigen Rieſen Polyphemus in Furcht geriethen, den er mit rothem Bart und mit ein paar Schenkel im Munde, als Menſchenfreſſer, und einem eiſernen Spieß in der Hand vorgeſtellt hatte, ſo that Fauſt, als ob er den Rieſen nicht wieder fortſchaffen könnte. Man vernahm zu gleicher Zeit einen heftigen Stoß, der dem Rieſen zugeſchrieben wurde, wodurch das ganze Haus erſchüttert wurde. Hierüber gerieth Alles in die größte Beſtürzung. Die Furcht vor dem gräßlichen Rieſen machte auf zwei Studenten einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich einbildeten und überall verbreiteten, er hätte ſie bereits mit den Zähnen angepackt gehabt und auffreſſen wollen. Dies gab Gelegenheit, daß die unwiſſenden Mönche den Doctor Fauſt für einen Hauptzauberer hielten. Der Franziskanerguardian, Dr. Klin-

ger, wurde an ihn abgeschickt, um ihn zu bekehren und zur Entfernung des Teufels Messe für ihn zu lesen. Da aber Faust dieses verweigerte, übergab der Guardian ihn dem Teufel, und der Rath ließ ihn aus der Stadt weisen.

In einer Stadt, die aber nicht genannt wird, erzählt Camerarius [1]), befand sich Faust in einer Gesellschaft lustiger Brüder, die ihn auffoderten, eins seiner Kunststücke zu zeigen. Er fragte, was man zu sehen wünsche, und sie verlangten einstimmig, er solle aus der Tafel, wo sie versammelt waren, einen Weinstock voll reifer Trauben hervorwachsen lassen. Faust war dazu bereit, und ein mächtiger Weinstock stieg empor. Doch fügte Faust die Bedingung hinzu, Alle sollten ein tiefes Stillschweigen beobachten, bis er ihnen erlaubte, die Trauben abzuschneiden. Augen und Sinne der berauschten Gäste waren so betäubt, daß sie so viel Trauben sahen, als Personen gegenwärtig waren. Mit den Messern standen sie bereit, auf Faust's Befehl die Trauben dem Stocke zu entnehmen. Aber plötzlich verschwanden die Trauben, es verschwand der magische Nebel,

---

1) Hor. successiv. Cent. 2, pag. 314. Neumann, Disquis. de Fausto, Cap. I. §. VII. Auch andere Schriftsteller, die Neumann anführt, erzählen diesen Schwank.

und Jeder erblickte den Andern, wie er seine Nase in der einen Hand hatte und mit der andern das Messer anlegte, in der Meinung, die Traube vor sich zu haben. Diesen Schwank scheint Göthe in seinem „Faust" bei der Scene in Auerbachs Keller in Gedanken gehabt zu haben.

An andern Orten, die Faust mit Cornelius Agrippa besuchte [1]), hinterging er die Wirthe. Er bezahlte sie mit gutem Gelde, das aber nach einigen Tagen in Spreu und Scheiben von Horn sich verwandelte.

Daß Faust in Leipzig sein Wesen trieb und seine Künste zeigte, daran werden wir durch zwei in dem Keller unter Auerbachs Hofe aufbewahrte Bilder erinnert. Erscheinen auch die hier dargestellten Schwänke nur als Märchen, so würde doch aller Grund wegfallen, sie ihm, als in Leipzig unternommen, anzudichten, wäre er selbst nicht an diesem Orte gewesen [2]). Auch erzählt Widman [3]) von Faust's Reise nach Leipzig und von seinem Ritte auf dem Fasse aus einem Keller. Und daß dieser Keller der

1) Neumann, l. c. Cap. I. §. VIII.

2) Hier ist der in den Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde ꝛc. befindliche, von mir verfaßte Aufsatz benutzt.

3) Wahrhafte Historien ꝛc. des Doctor Faust, S. 281.

unter Auerbachs Hofe war, berichtet Vogel [1]). Den großen Antheil, den man an dieſer Sage von Fauſt's Kunſtſtücken nahm, bezeugen jene Bilder, die zur Verewigung derſelben gemalt wurden, die noch jetzt in dem Keller vorhanden ſind und noch nach dreihundert Jahren an Fauſt's Anweſenheit in Leipzig erinnern [2]).

Das erſte der bemerkten Bilder (Taf. I.) gibt die Vorſtellung, wie Fauſt bei Muſik mit Studenten zecht; das zweite zeigt den Ritt auf dem Weinfaſſe aus dem Keller. Jenes läßt uns eine mit Speiſen beſetzte Tafel ſehen, um der die Geſellſchaft ſich verſammelt hat: Fauſt, Muſenſöhne und Muſikanten. Indeß die Letztern aufſpielen, erheben die Erſtern die Becher, bei Geſang, wie es ſcheint. Der Fröhlichſte gießt ſeinen Becher aus, eine Libation. Fauſt nimmt die oberſte Stelle ein, einen ſchön verzierten Becher in der Hand, den er zum Trinken erhebt, mit der andern Hand auf den Tiſch ſchlagend, den Takt anzugeben. Nahe bei Fauſt lagert ſich ein anſehnliches Weinfaß, vielleicht das verhängnißvolle, das Fauſt zum Ritter macht, aus welchem der dabeiſtehende Kellner Glas und Krug gefüllt hat. Seine verdutzte

1) Leipziger Annalen, S. 11.

2) Hierauf macht eine Zeitſchrift, das Leipziger Tageblatt vom Jahre 1825, No. 20, 21, aufmerkſam.

Miene läßt erkennen, daß er an dem Ganzen keinen Theil nimmt, als den Gäſten die Freudenquelle zuzuleiten.

Von dieſem Gelage werden wir durch das zweite Bild zu Fauſt's Zauberſtück geführt (Taf. II.). Fauſt hat bereits das Faß beſtiegen und tritt, indem er ſich den Anweſenden mit der rechten Hand empfiehlt, den Ritt an. Mit ernſtem Blicke wendet er ſich gegen ſie, die außer den Studenten aus Weißkitteln, dem Kellerwirthe und dem Kellner nebſt einem Laufjungen beſtehn. Alle ſehen dem Ritter ſtarr nach und erheben mit Staunen die Hände, Jeder nach ſeiner Art. Bedeutend ſehen wir dieſes bei dem Wirthe, beide Arme emporſtreckend, da er mit dem Faſſe ſeinen Schatz verſchwinden ſieht. Einige, vom Schrecken ergriffen, verbergen ſich hinter Andere, wobei auch der Kellner ſich befindet, der durch ſeine Mütze ſich verräth. Beſonders wichtig macht ſich der Laufjunge, der wahrſcheinlich dem Ritter einen kräftigen Nachruf ertönen läßt, deshalb aber von dem nebenſtehenden Studenten zum Stillſchweigen verwieſen wird.

Auf beiden Bildern iſt auch Fauſt's merkwürdiger Begleiter, der ſchwarze Hund, nicht vergeſſen, in dem ſein Freund aus der Unterwelt ſich verborgen hielt. Achtſam blickt er auf ſeinen Herrn, mit aufgehobenem Fuße ſchnell zu ſeinen Befehlen bereit. Widman ſchildert den Hund als einen ſchwarzen

1525.

Doctor Faustus zu dieser Frist = Auf einem Faß mit Wein geschwind = Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Aus Auerbachs Keller geritten ist. = Welches gesehen viel Mutterkind. = Und des Teufels Lohn empfangen davon. 152

zottigen Hund [1]), der den Namen Präſtigiar geführt, und deſſen Haar, berührte man mit der Hand den Rücken, verſchiedene Farben annahm, braun, weiß, roth. Göthe läßt ihn als einen ſchwarzen Pudel erſcheinen. Unſere Gemälde ſtellen ihn von mäßiger Größe, mit glatter Haut und von ſchlanker Geſtalt dar, geſchmückt mit einem Halsbande.

Beide Bilder tragen Aufſchriften. Dem Gelag iſt beigefügt:

Vive, Bibe, Obgregare, Memor
Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo haec
Asterat amplo Gradu. 1525.

Ueber der Ritterſcene ſteht der Vers:

Doctor Fauſt zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt,
Auf einem Faß mit Wein geſchwind,
Welches geſehn viel Mutterkind.
Solches durch ſeine ſubtile Kraft hat gethan,
Und des Teufels Lohn empfangen davon, 1525.

Die lateiniſche Aufſchrift, durch barbariſche Worte undeutlich, mag dem Philologen zur Erklärung überlaſſen ſein [2]). Das hier bemerkte Jahr 1525 iſt für

1) Widmann a. a. O. Th. I. S. 198. Th. II. S. 32.

2) Verſchiedene Erklärungen dieſer Verſe finden ſich im Leipziger Tageblatte v. J. 1833, Nr. 22, 23, 25.

Faust's Geschichte bedeutend. Erst von dieser Zeit an trat Faust auf, und hat, nach Widman's Bericht, sich erst jetzt männiglich offenbart, auch Land und Leute durchzogen. Der Auftritt in Auerbachs Keller mag einer der ersten auffallenden Schwänke gewesen sein, wodurch er sich einen Namen machte. Ob nun das Jahr 1525 auf die Entstehung der Bilder Bezug hat, oder ob es diesen, später gemalt, hinzugefügt wurde, um die Zeit anzugeben, wo Faust diese Heldenthaten verrichtete, ist zweifelhaft. Doch möchten wir der Meinung sein, daß die Bilder damals ihr Dasein erhielten, die Aufschriften aber erst später hinzugefügt wurden. Denn erst vierundzwanzig Jahre nachher, als so lange er sich dem Teufel verschrieb, erfolgte, nach Widman's Erzählung, seine Höllenfahrt. Wahrscheinlich wird es daher, daß die Aufschriften bei einer der auf den Bildern angegebenen Restaurationen, von den Jahren 1636, 1707 und 1759 hinzukamen. Es ist überdies bemerkbar, daß das Bild mit Faust's Ritt eine ältere Aufschrift hatte in weißer Farbe, worauf die spätere in schwarzer Farbe aufgetragen wurde. Die frühere ist ganz verwaschen und nicht mehr zu lesen. Uebrigens möchte auch schon das Costum und die Kleidung der dargestellten Personen für das Jahr 1525 sprechen, welche dieser Zeit angemessener ist, als der spätern, wo schon die französische Kleidung aufkam.

Alles Nähere über dieſe Bilder iſt unbekannt. Der Name des Malers, der Name Deſſen, der ihre Fertigung veranlaßte, was zunächſt dazu auffoderte, von allem dieſen iſt keine Kunde auf unſere Zeiten gekommen. Ihre Form aber, am obern Theile nach dem Mauerbogen abgerundet, in dem ſie hängen, läßt keinen Zweifel, daß ſie urſprünglich für dieſe Stelle gearbeitet wurden. Obgleich Reſtaurationen, Uebermalung, Nachdunkelung von ihrer Grundanlage nicht viel übrig gelaſſen haben mögen, ſo ſcheinen ſie doch, der Zeichnung nach, nicht ohne Werth geweſen zu ſein. Wären ſie aber auch von geringer Bedeutung, ſo verdienen ſie doch noch Beachtung als die älteſten Bilder, welche Scenen aus der Nationalſage von Fauſt darſtellen, als ſolche, die, wie ſehr zu vermuthen, gleichzeitig mit Fauſt ſind.

Fauſt's Ruf ging auch über die deutſchen Grenzen hinaus und verbreitete ſich in das Ausland. Die Sage von ihm bearbeitete in England Marlowe als Schauſpiel bereits in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Vielleicht fand der Don Giovanni der Italiener in unſerm Doctor Fauſt ſein Vorbild; die Fabel aber wurde nationaliſirt, und vom Namen wurde nur der Johann beibehalten.

In Holland war Fauſt ebenfalls ſehr frühzeitig bekannt. Das deutſche Volksbuch über ihn wurde im ſechzehnten Jahrhundert ins Holländiſche überſetzt

und in spätern Jahren mehrmals nachgedruckt. Auch Rembrandt wurde von der Sage ergriffen und radirte Faust's Bildniß. Und so zeigen sich auch noch Kupferstiche von einem andern holländischen Künstler, Christoph von Sichem. Beide werden nachmals ausführlicher erwähnt.

Man vermuthete auch, Faust's Geschichte habe zu Calderon's „Wunderbarem Magus", („El magico prodigioso") den Stoff gegeben. Allein es ist erwiesen [1]), daß dieses Schauspiel nicht auf Faust sich gründet, sondern daß Calderon dabei den heiligen Cyprianus aus Antiochien vor Augen gehabt, der als Magiker berühmt war, und dessen Legende ein ergreifendes Gemälde giebt durch die grausende Schilderung der Teufel und der Angst und Verzweiflung des ihnen ergebenen Magiers.

Die Polen haben einen Nekromanten, dem Faust gleich, vielleicht von dem deutschen Abenteurer entlehnt, obschon die Identität Beider nicht erwiesen ist, auch die Erzählungen vom Faust zu den Polen nicht übergingen, obschon andere deutsche Volkssagen und Bücher, wie die schöne Magellone, Till Eulenspiegel

1) Kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon. Von Schmidt. In den den Wiener Jahrbüchern der Literatur beigefügten Anzeigeblatt für Wissenschaft und Kunst, No. XVII, XVIII.

und mehre in Polen verbreitet waren [1]). Der polnische Nekromant führt den Namen Wardowski. Eine Darstellung von diesem Wardowski nach einem alten Bilde findet man in der zu Paris vom Kupferstecher Anton Oleszynsky herausgegebenen Sammlung berühmter polnischer Männer und Scenen aus der polnischen Geschichte. Aus einem frühern Jahrhundert ist ein Trauerspiel in polnischer Sprache bekannt von Bohomolez, dessen Held Wardowski ist, und in den neuern Zeiten dichtete Adam Mickiewicz eine Ballade, die Thaten des Zauberers enthaltend. Alexander Bronikowski verflocht ihn in sein deutsch geschriebenes Märchen: „Er und Sie," wo Wardowski eine Hauptrolle spielt und, in das Ganze verflochten, auf viele der Handelnden Einfluß zeigt.

Es gab aber auch in Polen einen Magiker, Faustus Socinus, der das Volk durch seine Wunderthaten an sich zog und, da er gewöhnlich sich nur Faustus nennen ließ, mit dem deutschen Doctor Faust verwechselt wurde [2]).

---

1) Geschichte der krakauer Buchdruckerei, von Einführung des Druckes in dieser Stadt bis auf unsere Zeit ꝛc. von G. S. Bandtke. Krakau. 1815.

2) Neumann l. c. §. XI.

Faust wird ebenfalls nach Venedig versetzt [1]). Hier soll er dem Volke ein Schauspiel gegeben haben, bei dem er in den Himmel fliegen wollte. Er schwang sich auf, aber der Teufel, die Himmelfahrt nicht duldend, wehrte dem Flug, sodaß Faust fast entseelt zur Erde stürzte.

Ein so berüchtigter Abenteurer wie Faust mußte auch auf eine auffallende Weise aus der Welt gehen. Die Erzählung der Volksbücher ist grausend. Der Zeitpunkt, der in Faust's mit dem Satanas errichtetem Bündnisse festgesetzt war, ihn in die unterirdischen Reiche abzuholen, nahte heran. Satan erschien in der gräßlichsten Gestalt, führte den Doctor durch die Luft hinweg und schleuderte seine zermalmten Glieder herab auf einen Misthaufen. Die Schriftsteller seiner Zeit hingegen lassen ihn an seinem Geburtsorte Kundlingen sterben, aber auch nach ihnen entging er der Rache nicht, er wurde mit umgedrehtem Halse todt gefunden.

So mußte es sein, daß der Zögling der Hölle für sein freches, wüstes Leben büßt, für das Unheil, das er in der Welt angerichtet, des Teufels Lohn erhielt. Abzuschrecken lag in dem Plane der Volksbücher von Faust's Schwänken. Schon das älteste Volksbuch von Faust, vom Jahre 1588, hat die

---

1) Manlius, Collectan. Neumann l. c. §. III.

Abſicht, dahin zu wirken; „damit alle Chriſten, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, „ja, alle vernünftige Menſchen den Teuffel vnd ſeine Fürnemen deſto beſſer kennen und ſich dafür hüten lernen, ſo habe ich mit Raht etlicher gelehrter vnd verſtändiger Leut das ſchrecklich Exempel D. Johann Fauſti, was ſein Zauberwerk für ein abſcheulich End genommen, für die Augen ſtellen wollen.“ Viele in dem Jahrhundert, in dem Fauſt lebte, überließen ſich magiſchen und aſtrologiſchen Grillen; ja, ſelbſt Männer von Gelehrſamkeit waren nicht frei davon. Männer wie Cornelius Agrippa, Paracelſus, Cardanus, Thomas Campanella, Albertus Magnus, ſuchten das Verborgene in der Natur zu ergründen, mit Geiſtern in Gemeinſchaft zu kommen. Viele glaubten feſt daran, durch Hülfe der böſen Geiſter Glück, Ruhm, Ehre, Reichthum erwerben zu können. Und ſo wurde das Ende des Fauſt um ſo ſchrecklicher geſchildert, nachdrücklich für ſolche an den Abgrund der Hölle führende Künſte, die auch er getrieben, zu warnen, und die Folgen, die ſolches Treiben nach ſich zog, recht auffallend und bemerklich zu machen.

Hinterließ der gewaltſame Tod Fauſt's damals, als er ſich ereignet haben ſollte, und die Erzählung davon großen Eindruck, ſo verbreitete er noch in den folgenden Zeiten Schrecken. Als im dreißigjährigen

Kriege, wird erzählt [1]), der Feind in Sachsen eindrang, überfiel er auch ein Dorf, Breda an der Elbe. Da trat ihm der Richter des Dorfes entgegen und verkündete, sein Haus sei durch Faust's grausenden Tod berühmt worden, was die noch mit Blut besprützte Mauer bezeuge. Da staunten die Krieger, und schnell von Furcht ergriffen, suchten sie durch die Flucht sich zu retten.

Wir dürfen auch nicht unbemerkt lassen, daß Faust, doch erst nach seinem Tode, auch als Schriftsteller bekannt wurde. Es hat sich ein System der Magie erhalten, unter dem Titel: „Faust's Höllenzwang," für dessen Urheber der Doctor ausgegeben wird. Ob es aber wirklich von ihm herrühre, in wie weit er Theil daran habe, oder ob Andere seinen Namen benutzten, um ihren Schreibereien Eingang zu verschaffen, würde nicht zu ergründen sein, auch möchte es kaum der Mühe lohnen, darüber Forschungen anzustellen. Wagner, Faust's Famulus, dessen Wirklichkeit und Verhältniß zu Faust wir nicht in Zweifel ziehen wollen, wird als der Herausgeber des Werkes genannt, der Das, was Faust, wie es wol sein konnte, etwa von seinen Grübeleien aufzeichnete,

---

1) Neumann, Disquisit. de Fausto, Cap. III. §. VIII.

für nicht unwerth hielt, der Welt bekannt zu machen.

Als ein, der Erkenntniß unserer Zeit nach gehaltloses, größtentheils unverständliches Geschreibe, Beschwörungen aller Arten der Geister, dem Exorcisten gehorsam zu sein, enthaltend, könnte eine besondere Anzeige dieses Höllenzwangs überflüssig scheinen, wenn er nicht mit Faust's Geschichte in Verbindung stände und überdies von der Neigung jener Zeiten, mit Geistern Verbindungen anzuknüpfen, ein gültiges Zeugniß gäbe.

Manchen Menschen mochte es mit diesen Büchern gehn, wie man von der Clavicula Salomonis erzählt [1]), sie lesen darin zufällig, ohne im Geringsten eine Geistererscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Luft.

Dieses magische Werk ist in sehr verschiedenen Gestalten auf unsere Zeiten gekommen, auf mannichfache Weise bearbeitet. Welche die älteste und ursprüngliche ist, wird sich schwerlich ausmitteln lassen. Vielleicht ist es die unter Wagner's Namen herumgehende, die unstreitig unmittelbar nach Faust's Tode sich zeigte, begierig von den Freunden der Magie ergriffen wurde und Andere aufregte, auf diesem Pfade

1) Vorschule der Aesthetik, von Jean Paul. Zweite Auflage, Th. I. S. 49.

fortzugehn. So wurden ähnliche Schriften entworfen, die man nun begieriger aufnahm, weil ihre Entstehung einem so berühmten Meister in bösen Künsten, Faust, zugeschrieben wurde.

Alle diese Bücher finden sich nur in Handschriften, gedruckt sind sie uns nicht vorgekommen. Fünf verschiedene Arten und Bearbeitungen sind es, die hier erwähnt werden sollen, doch sind vielleicht noch mehre irgendwo verborgen.

Die eine Handschrift, welche vor uns liegt, Wagner's Werk, führt den Titel:

> Dr. Johannis Fausts Magia Celeberrima und Tabula Nigra, oder Höllenzwang. — Solche Praxin und Kunst habe ich, Christoph Wagner, nach meines Herren Tod herausgegeben, mit welchen man die Geister zwingen kann, daß sie mühsam bringen, was man verlanget, es sei Silber, Gold, kleine oder große verborgene Schätze, und was man nur verlanget, kann hierdurch von den Geistern erlanget werden und zu Wege gebracht. Lion, den 14. April 1511.

Nach genauer Anweisung für den Exorcisten, wie er sich für seine Person sowol als gegen die Geister zu verhalten, zu welcher Stunde eines jeden Wochentages er die Handlung zu beginnen habe, folgt

die Anweisung, wie der Zauberkreis zu machen und zu beschwören. Hierbei wird ein Johann Alexander Hermann Müller genannt, der alles dieses oft probirt und allezeit wahrhaftig befunden. Nun werden eine große Anzahl Geistercitationen aufgeführt, und nach einer Reihe derselben steht die Bemerkung:

> Hier folget Doctor Faustens seine Handschrift, genannt der Höllenzwang, mit welcher er die Geister gezwungen hat, daß sie ihm haben dienen müssen.
>
> Ich Johann Doctor Faust ꝛc.

Es folgen mehre Citationen und Beschwörungen, einige in lateinischer Sprache. Auch fehlt der Urlaub oder die Abdankung der Geister nicht.

Eine andere uns zugekommene Handschrift ist bezeichnet:

> Dr. Joh. Fausti sogenannter schwarzer Mohrenstern, gedruckt zu London 1510. Aus seinen eigenen Manuscriptis aufs fleißigste nachgezeichnet, und der heiligen Magia die verborgnen Reichthümer der Welt und deren Besitzer aufgeschrieben, wie nach einander folget.

Auch hier findet man wunderbare Geistercitationen, Beschwörungen, Gebete, und das Ganze beschließt die Abdankung der Geister.

Zwei von diesen Handschriften ganz abweichende

Werke hat Horſt abdrucken laſſen [1]). Das erſte kommt unter dem Titel vor:

Doctor Fauſts großer und gewaltiger Höllenzwang, mächtige Beſchwörung der hölliſchen Geiſter, beſonders des

Aziels,

daß dieſer Schätze und Güter von allerhand Orten gehorſamvoll, ohne allen Aufruhr, Schreckenſetzung und Schaden vor den geſtellten Crayß ſeiner Beſchwörer bringen und zurücklaſſen müſſe. Nach dem Prager Exemplare 1509.

Aus einer Stelle dieſer Schrift: „das Petſchaft oder Siegel des Geiſtes Aziel, welches er dem Doctor Fauſt überreichen mußte," erhellt, daß Fauſt nicht ſowol als Verfaſſer der Schrift angenommen wurde, ſondern nur als der Held derſelben. Nach Horſt's Bemerkung iſt dieſes Buch auch im Druck erſchienen, an unbekannten, erdichteten Orten gedruckt, doch nicht durch den Buchhandel verbreitet. Man hat einen Höllenzwang, gedruckt zu Paſſau 1605 in Duodez, auch ohne Jahrzahl in Octav. Ob dies aber die hier bemerkte Schrift iſt, oder eine andere, iſt uns unbekannt.

---

1) Horſt, Zauberbibliothek, Th. II. S. 108 fg. Th. III. S. 86 fg. Th. IV. S. 141 fg.

Das zweite Buch führt die Aufschrift:

Dr. Johann Faustens Miracel, Kunst und Wunderbuch, oder die schwarze Rabe, auch der dreyfache Höllenzwang genannt. Womit ich die Geister gezwungen, daß sie mir haben bringen müssen, was ich begehret habe. Es sey Gold oder Silber, Schätze groß und klein, auch die Spring-Wurzel und was sonst mehr dergleichen auf Erden ist, das habe ich alles mit diesem Buche zuwege gebracht, auch die Geister wieder los sprechen können. Lion, MCDXXXXXXIX.

Horst hält beide, den Höllenzwang und das Mirakelbuch für wichtige Aktenstücke zur Geschichte der neuern Magie. „Man weiß nicht," fügt er bei der Aufstellung des erstern hinzu, „wenn man den Höllenzwang liest, ob man die Keckheit oder die Albernheit eines Menschen mehr bemitleiden oder belachen soll, der es mit der Hölle aufnimmt, um sich durch den Teufel irdischer Vortheile zu versichern, weil Gott sie nicht gewähren will."

Der Eingang des Mirakelbuches ist zu besonders, als daß wir es uns versagen könnten, ihn hier beizufügen.

„Ich, Doctor Johann Faust, der ich denen freien Künsten obliege, habe vielerlei Bücher von Jugend auf gelesen, mir ist einmal ein Buch zu Han-

den gekommen von allerhand Beſchwerung derer Geiſter; nachdem ich nun einige Luſt habe gehabt, meine Gedanken hierüber zu nehmen, ſo habe ich ſolches auf die Probe geſetzt, weil es mir Anfangs ſchweren Glauben machte, daß es ſo bald erfolgte, was das geleſene Buch mir andeutete, gleichwol wurde ich gewahr, daß ein mächtiger Geiſt, Astaroth, ſich vor mir ſtellte und von mir verlangte, warum ich ihn geladen, da nun wußte ich in der Eil nicht anders mich zu entſchließen, als daß er mir in allerhand Anliegen und Begehren dienſtlich ſeyn ſollte, welcher ſich dann contitionale gegen mich bezeigt; begehrte dannenhero zuvörderſt ein Bündniß mit ihm zu treffen, wozu ich dann anfänglich nicht geneigt war, weiln ich aber mit einem ſchlechten Creyß verſehen war, dieweil ich nur eine Probe anſtellte, ſo durfte ich ihnen keinen Trotz bieten, ſondern mußte den Mantel nach dem Winde hängen, war dann mit der resolution fertig, daß ſo ferne er mir durch gewiſſe Zeit und Jahre dienen und verpflichtet ſein wollte. Nachdem nun dieſes erfolgte, ſtellete mir dieſer Geiſt Mochiel vor, der mir zu dienen angewieſen worden. Ich fragte Ihn, wie geſchwind er wäre? Antw. Wie der Wind. Du dieneſt mir nicht, fahre wieder hin, woher du gekommen. Alsbald kam Aniguel, dieſer antwortete, er wäre ſo geſchwind, wie ein Vogel in der Luft. Du biſt dennoch zu langſam, antwortete

ich, fahre wieder hin. Im Moment war der dritte auch vor mir, Aziel genannt; diesen fragte ich, wie geschwind er wäre? so geschwind wie der Menschen Gedanken; recht vor mich, dich will ich haben, sprach ich, und nahm ihn an. Dieser Geist hat mir nun lange Zeit gedienet, wie dann davon weitläuftig geschrieben."

Hier in dieser Stelle sehen wir unstreitig die Quelle, aus der Lessing schöpfte, als er eine Scene zu einem Schauspiele: „Faust", dichtete. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung, und er wählt unter sieben Geistern den, der schnell zu sein sich verkündet wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Auch der Maler Müller läßt seinen Faust von sieben Geistern einen wählen, den, der Alles, was die übrigen einzeln zu vermögen vorgeben, vereint in sich faßt, um Alles zu gewähren, was Faust wünscht und fodert.

Außer diesen Büchern, die unter Faust's Namen gehn, ist noch eine kleine Schrift vorhanden:

Doctor Fausts großer und gewaltiger Meergeist, worin Lucifer und drei Meergeister, um Schätze aus dem Meere zu hohlen, beschworen werden.

Eine nähere Nachricht über diesen Meergeist kön-

nen wir nicht beibringen. Horst [1]) erwähnt ihn nur beiläufig, als eine besondere Recension des Höllenzwanges. In einer Schrift des Rectors Nikolai zu Arnstadt über magische Tractate soll über diesen Meergeist gesprochen sein, die wir aber nicht zur Einsicht erhalten konnten.

Wenn wir uns erinnern, daß Faust nicht eher als im Jahre 1525 seine Schwänke begann, daß er erst vierundzwanzig Jahre nachher des Teufels Lohn erhielt, so ist es sehr auffallend, bei einigen der angezeigten Schriften, die Jahre 1509, 1510, 1511, als die ihrer Herausgabe zu finden, da doch die Zeit ihrer Erscheinung nach Faust's Tode angegeben wird. Aber die Verfasser solcher Schriften mögen diese Umstände nicht in Obacht genommen haben, oder es waren die Abschreiber, die nachlässig und willkürlich jene Jahrzahlen aufsetzten und eines so starken Anachronismus sich schuldig machten. Die Sache ist bei diesen Schriften nicht von Wichtigkeit, allein sie erheischt doch Bemerkung, um aufmerksam zu machen, daß sie mit Dem, was an Faust's Geschichte wahr ist, wenig übereinstimmt.

Nicht diese Zauberbücher nur werden dem Doctor Faust angedichtet, zu denen er die Data hinterlassen habe, auch noch Anderes kam auf unsere Zeiten, das

1) Zauberbibliothek, Th. II. S. 109.

von ihm herrühren soll, sein Leben und Treiben angehend. Das ältere Volksbuch vom Jahre 1588, Faust's Geschichte enthaltend, bemerkt auf dem Titel, daß diese Geschichte mehrentheils aus seinen hinterlassenen Schriften zusammengezogen. Widman in seinen wahrhaften Historien des Doctor Faust bekennt, daß seine Erzählung sich auf ein Autographum von Faust gründe, welches eines gelahrten alten Doctoris in Leipzig drei Herren Söhne in seiner Liberey gefunden und Andern mitgetheilt hätten.

Dies sind die Nachrichten, die wir über Faust haben. Bei ihnen wurde das wenige Wahre auf mannichfache Weise ausgeschmückt, in Märchen eingehüllt und mit wunderbaren Dingen vermischt. Denn auf solche Weise nur konnte der Held der Geschichte emporgehoben werden, um als Meister der schwarzen Kunst überall großen Ruf zu erhalten, auf solche Weise nur konnte seine Geschichte zur Belehrung des Volkes und zur Warnung aufgestellt werden. Alles, was wir von ihm erfahren, von seiner herumschweifenden Lebensart, seinen magischen Kunststücken, wenn wir auch nur den kleinsten Theil als wahr, als von ihm unternommen betrachten, wird uns weniger sonderbar scheinen, wenn wir von den Schriftstellern seiner Zeit hören, daß er den fahrenden Schülern beigezählt wurde. Dieses berichtet Conrad Gesner, der ihn ausdrücklich unter die

fahrenden Schüler setzt, als einen solchen, der vorzüglich wäre gerühmt worden. Und daß Faust dieser Classe von Menschen angehörte, geht schon aus Allem hervor, was wir von seiner Lebensweise wissen.

Die Beschaffenheit der fahrenden Schüler wollen wir im Kurzen darstellen, um Faust's Wanderungen und Herumziehn von Stadt zu Stadt begreiflich zu machen und weniger Sonderbares darin zu finden, da ein solches Leben mit dem Geiste der Zeit übereinstimmte. Mit ihm werden wir durch Jacob Thomasius' Disputation: „De vagantibus scholasticis", vorzüglich aber durch Ruhkopf's Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesen im Mittelalter" bekannt.

In jenen Zeiten herrschte in Deutschland die Sitte, daß junge Geistliche, die keine Mönche waren, die Welt durchzogen, um dadurch ihren Unterhalt zu suchen, indem sie in Schulen auf einige Zeit als Lehrer sich anstellen ließen, oder bei den Kirchen als Sänger und Vicarien dienten. Mit ihnen verbanden sich auch Abenteuerer, die als Astrologen, Wahrsager, Zauberer, Schatzgräber auftraten, die theils durch physikalische und chemische Experimente das Volk in Erstaunen setzten, theils die Unwissenden und Leichtgläubigen durch ihre Künste bethörten und hintergingen.

Ihnen war der Name gegeben scholastici va-

gantes, scolares vagantes, fahrende Schüler. Sie nahmen jede Gelegenheit wahr, ihre Künste geltend zu machen. Daher fanden sie sich auch häufig da ein, wo Fürsten sich versammelten. Die Limburger Chronik erzählt [1]), daß auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main, im Mai des Jahres 1397, die Zahl der anwesenden Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edelknechte auf 5182 betragen habe, und sie setzt hinzu: „daneben ahn fahrenden Schülern, Fechtern, Spielleuten, Sprengern und Trumpetern 450 Perschohnen." Hieraus ersieht man zugleich, welcher Classe von Menschen diese Schüler beigezählt wurden. Und was man von ihnen noch ferner hielt, gibt das Buch: „Schimpf und Ernst" [2]), vom Jahre 1519 zu erkennen. „Farend Schüler sind vor zeitten im Land umbgegangen, die hetten gelen gestrikten Netz an den Halß, groß leutbescheisser."

Es war eine geraume Zeit hindurch, daß diese

---

1) Hontheim, Prodr. hist. Trevirensis, pag. 1112. col. I.

2) Das Buch, Schimpf und Ernst genannt, welches durchläuft der Welt Handel mit viel schönen und kurzweylichen Exempeln und Gleichnissen, Parabeln und Historien ꝛc. Augsburg 1536. Fol. S. XXIX. Dies ist eine spätere Ausgabe, die ältere ist, nach der Vorrede, vom Jahre 1519.

seltsame Gewohnheit des Herumziehens solcher Leute dauerte. Schon im dreizehnten Jahrhundert trifft man auf sie, und noch im sechzehnten bis zur Zeit der Reformation findet man ihrer gedacht. Zwar wurde ihnen durch deutsche Concilien das Herumziehen untersagt; allein sie blieben bei ihrer Lebensweise, und es bildeten sich verschiedene Classen, die größern, die kleinern. Jene nannten sich Bachanten, diese Schützen.

Fand Faust als fahrender Schüler an vielen Orten leicht Aufnahme, so läßt sich überdies das Aufsehn, das er erregte, erklären aus der Bildung und Stimmung seines Jahrhunderts. Das jetzt herrschende allgemeine Wohlgefallen an übernatürlichen und magischen Künsten mußte auf einen so gewandten Abenteurer wie Faust die Aufmerksamkeit ziehen. Und wenn er mehr galt als andere Nekromanten, die vor ihm sich gezeigt, die zu seiner Zeit erschienen, so mag dies vorzüglich darin seinen Grund finden, daß er, zugleich an Schlauheit Andern überlegen, durch mannichfaltige Kenntnisse sich geltend zu machen wußte und mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit in Verbindung stand.

Viel besprochen waren Faust und seine schlauen Streiche, und so stellt von selbst sich die Frage dar, ob nicht auch die bildende Kunst, die in den ihm zugeschriebenen vielfältigen Abenteuern so manchen Gegen-

stand zur Darstellung fand, sich ihrer nicht bemächtigte. Wir bemerkten bereits die Bilder, die zu Leipzig im Keller unter Auerbachs Hof aufbewahrt werden, die, wie zu vermuthen, im Jahre 1525 entstanden, und gleichzeitig mit Faust, die ältesten solcher Darstellungen sind, von denen uns Kenntniß zugekommen. Der alten holländischen Uebersetzung des Volksbuchs von Faust vom Jahre 1607 sollen Bilder von Scenen aus seinem Leben beigegeben sein. Einen sehr geringen Werth hat das Bildniß Faust's in Holzschnitt, das bei dem bekannten Volksbuche sich befindet, was noch jetzt auf Messen und Jahrmärkten verkauft wird.

Noch aber sind Abbildungen von Faust aus dem siebzehnten Jahrhundert übrig, die um so größern Werth haben, da ein sehr bewährter und geachteter Künstler ihr Urheber ist, Rembrandt. Es ist mehr als Ein solches Bild auf unsere Zeiten gekommen, von denen man mit Wahrscheinlichkeit behauptet, Rembrandt habe ein Ideal von Faust aufstellen wollen, obschon nicht bei allen eine Beischrift dieses ausspricht, und nur das Bild eines betagten Mannes sich zeigt, das irgend einen Philosophen vorstellen kann.

Man hat diese Blätter nicht nur von Rembrandt selbst in seiner geistvollen Manier radirt, es gibt auch Nachbildungen davon. Moehsen zeigt sie

an [1]). Er erwähnt ein Blatt, Faust mit einer magischen Erscheinung, das Gersaint in seinem Catalogus der Rembrandt'schen Kupfer, unter No. 250 anführt, das er, obschon mit keiner Aufschrift versehn, mit dem Namen Faustricus bezeichnet, wobei aber Yver in dem Nachtrage zu diesem Catalogus S. 75 bemerkt, es müsse Faustus heißen. Ein Kopf von Rembrandt, Faust vorstellend, wird in dem Verzeichnisse Rembrandt'scher Werke von Bürgy, No. 178, mit den Worten beschrieben: Het Portrait van Doctor Faustus, met een kaal Hoofd en een Mantel 'um, von dem Ciartres eine Nachbildung gearbeitet hat, mit der Ueberschrift: Faustus [2]). Noch ein anderer Kopf nach Rembrandt, von Vliet radirt, mit einer großen rauhen Mütze bedeckt, in einen Pelz gekleidet, worüber ein Halskragen, wird für Faust's Bild ausgegeben.

Das erste dieser Blätter erwähnen alle Schriftsteller, welche Rembrandt's Werke aufzeichnen, und es einstimmig für Faust's Bildniß anerkennen [3]). Da

---

1) Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen größtentheils berühmter Aerzte, S. 13, und in dem Verzeichnisse der Sammlung, S. 4.

2) Einen Nachstich davon findet man auch in den Actis magicis, Tom. V.

3) Gersaint war der erste, der Rembrandt's radirte

es vor uns liegt, können wir eine genaue Beſchreibung davon geben. Fauſt, in halber Figur, ungefähr bis auf den Gürtel, ſteht, im Profile, ein wenig gebückt vor einem Tiſche, hinter ſich einen Lehnſtuhl. Er iſt gekleidet in einen langen, weiten Rock, das Haupt mit einer weißen Mütze bedeckt. Die rechte Hand, welche eine Schreibefeder hält, ruht auf dem Tiſche, der ein Schreibepult, Papier und Bücher trägt, die linke, in das Gewand gehüllt, ſtützt ſich auf den Arm des Stuhles. Seitwärts vor dem untern Theile eines Fenſters, erſcheint ein magiſcher Kreis mit Charakteren, von einer Glorie umgeben. Hinter dem Kreiſe zeigt ſich der Schatten einer Figur, deren eine Hand einen runden Spiegel hält, die andere auf ihn zeigt. Aufmerkſam und in denkender Stellung blickt Fauſt auf die Erſcheinungen, um

---

Blätter beſchrieb. Die ihm folgenden bedienen ſich bei dieſem Bilde von Fauſt faſt ganz ſeiner Worte. Bartsch, Catalogue raisonné de toutes les estampes, qui forment l'oeuvre de Rembrandt, Part. I, pag. 222, No. 270. Daulby, A descriptive catalogue of the works of Rembrandt, pag. 158, No. 250. Der neueſte Beſchreiber von Rembrandt's Blättern iſt Clauſſin. Von Rembrandt's Fauſt hat man zwei Copien, eine von Watelet, die andere von Lips, dieſe letztere verkleinert.

den Sinn derselben und der magischen Charaktere zu erforschen. Im Rücken des Faust sehen wir auf einer Erhöhung, halb hinter einem Vorhange verborgen, einen Todtenschädel. Rechts neben dem Fenster über Faust ist ein unbekannter Gegenstand angebracht, übereinandergehäuften Steinen gleich, der aber auch einen zusammengeschlagenen Vorhang vorstellen kann. Was daneben über den Todtenkopf vorschimmert, scheint ein Wandgestell zu sein, worauf einige Sachen liegen. Vor Faust, ihm zur Rechten, steht an der Erde ein Globus, nur zur Hälfte sichtbar, darauf folgt ein Tisch oder Schrank mit Büchern und Papieren.

Auch ein anderer holländischer Künstler hat Faust, vielleicht angeregt durch Rembrandt's Bildnisse, nicht unbeachtet gelassen und ihm und seinen Schwänken zwei Blätter geweiht, Christoph van Sichem, sie sind in Kupfer gestochen in klein Quart. Das eine stellt Faust vor nebst seinem Mephistopheles. Faust links im Bilde, ein in Jahren vorgerückter Mann, mit ernster, denkender Miene, die der volle Bart noch ausdrucksvoller macht, bekleidet mit einem Mantel, eine zierliche Krause um den Hals, den Kopf mit einer in Falten gelegten Mütze bedeckt. Er lehnt sich an einen Tisch, worauf ein Buch liegt mit der Aufschrift, Negromantia, das einer Weltkugel zur Unterlage dient.

Ihm gegenüber findet Mephistopheles seinen Platz, nach der Erzählung des Widman als Mönch gekleidet, in seinem Gesicht Sinnlichkeit und Tücke zeigend. In der rechten Hand hält er ein Buch, eine Klingel, und am Arme hängt ein Paternoster herab. Die linke Hand erhebt er zum Eide. Um diesen Eid von einem zu Gott gerichteten zu unterscheiden, gebraucht Mephistopheles die linke Hand dazu, hält nur zwei Finger in die Höhe und schlägt die übrigen ein, umgekehrt als es der wahre Eid verlangt. Faust, die rechte Hand auf einen Stab gestützt, versucht mit der linken Hand die zum Eide nöthige Haltung der Finger nachzumachen. Die Wirklichkeit Beider spricht die über jeden befindliche Aufschrift aus: Joan. Faustus, Mephistophiles.

Was das Volksbuch berichtet, daß Faust seinem Famulus Wagner, nachdem er ihn zu seinem Erben eingesetzt, auch einen dienenden Geist verschaffte, Auerhahn genannt, in Gestalt eines Affen, dies zeigt uns das zweite Bild von van Sichem.

Dieses Bild führt uns Faust's Famulus, Wagner, vor, durch die Ueberschrift, Christoffel Wagner und Auerhain, bezeichnet. Rechts im Bilde an einem Schreibepulte, mit Schreibzeug und Papier bedeckt, sitzend, lehnt er den rechten Arm auf das Pult und stützt die Linke auf den Degen. Seine Kleidung, unstreitig in Holland die Tracht der Studen-

ten im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, beſteht aus einem Pelzrocke mit kurzen Aermeln, aus denen das Unterkleid hervorragt. Um den Hals ſchlingt ſich der geſtickte Hemdkragen. Ein kleiner Schnurrbart und ein kurzer Spitzbart umgibt den Mund, und ein Barett deckt den Kopf. Seine Geſichtszüge ſprechen Gemeinheit aus. Sein ihm aus der Unterwelt zugegebener Geiſt, in der Geſtalt eines Affen, Auerhain genannt, ſteht ihm entgegen. Mit der linken Tatze Wagner's linken Arm umklammernd, macht er ihm mit der rechten Tatze verſchiedene Züge vor, die Wagner mit der rechten Hand ungeſchickt nachahmt. Daß dieſe Züge und Fingerſpiele auf Ablegung eines Eides Bezug haben, ſcheint nicht der Fall zu ſein, da die rechte Hand dazu gebraucht wird und das Spiel macht, das hier unſtreitig nur die Einlegung einiger Finger, ohne die übrigen, die gerad bleiben müſſen, zum Zweck hat. Sicher liegt hier eine Satire auf jenen Eid unter, der hier zum bloßen Fingerſpiele wird. Mit halb ängſtlicher und halb lächelnder Miene blickt Wagner vorwärts, als ob er die Nähe des widerlichen Geiſtes ſcheute, und doch ſeine Geberden ihn vergnügten.

Beide Handlungen ſind in Zimmern vorgeſtellt, mit Ausſichten in das Freie, wo mehre Scenen von Fauſt's und Wagner's Abenteuern ſichtbar werden. Bei dem Bilde des Fauſt zeigt ſich zuerſt, wie er, an einem Tiſche ſitzend, dem hölliſchen Geiſte ſeine

Seele verſchreibt, der hier ebenfalls in der Mönchskappe vor ihm ſteht und durch bedeutende Geſticulationen auf die Wichtigkeit des Vorhabens aufmerkſam macht. Weiter hin finden wir Fauſt in zwei durcheinander ſich kreuzenden Zauberkreiſen auf zwei darin aufgezeichneten Vierecken ſtehn, Mephiſtopheles zu beſchwören, der jetzt in ſeiner wahren Geſtalt erſcheint. Der obere Theil gibt die Fahrt Wagner's durch die Luft auf einem Wagen, von einem Geiſte der Hölle gezogen, in Geſtalt eines Vogels, unſtreitig Auerhahn. Die Fahrt geht zu einem brennenden Gebäude, das wir für die Hölle erklären möchten, wegen der vielen in den Flammen umherfliegenden Teufelchen. Hier will Herr Auerhahn mit Wagner nur einen Beſuch machen, wenn er ihn nicht vielleicht für immer deponirt, obgleich dies der Sage zuwider wäre, die Wagner noch nach Fauſt's Tode auftreten läßt.

Aus Wagner's Zimmer kommt uns die Anſicht entgegen, wie Wagner in gezierter, pathetiſcher Stellung in einem dreifach concentriſchen Kreiſe einen Geiſt citirt, da ihm dann Auerhahn erſcheint, vor ihm herumſpringend. Wie auf dem erſten Bilde Wagner eine Reiſe durch die Lüfte macht, ſo ſehen wir hier Fauſt, der auf ſeinem ausgebreiteten Mantel die Fahrt beginnt. Ihm folgt Wagner, auf dem Auerhahne reitend. Hier aber geht die Reiſe nicht in die

Hölle, sondern abwärts von ihr, die Flammen und Dampf ausspрüht, von kleinen Teufelchen durchflogen. Wohl wäre es möglich, daß Faust seinen so frühzeitig der Hölle überlieferten Wagner aus ihren Banden wieder befreit, durch Hülfe des Mephistopheles, und ihn im Triumphzug zurückbringt. Die herumfliegenden Teufelchen scheinen ihre bereits erworbene Beute wieder an sich reißen zu wollen, doch schützt Faust's Macht seinen Wagner vor allen Anfällen. Aus der Hölle hängt ein Gegenstand herab, einem vollen Sacke ähnlich, der zu deutlich bezeichnet ist, um ohne Bedeutung zu sein, die aber zu errathen bleibt. Ebenso bleibt die Anwesenheit des kleinen, auf der Mauer sitzenden Vogels unbestimmt, und es zeigt sich keine Beziehung auf das Uebrige. Er kann auch wol nur ein müßiger Zuschauer sein.

Beide Bilder sind Gegenstücke, mehrmals im Contrast zu einander stehend. Sowie Faust's denkendes Ansehn dem gemeinen Gesicht des Wagner entgegensteht, Mephistopheles dem Auerhahn, jener ein mächtiger Geist, dieser nur ein Beiläufer, der Affe, das geile Thier, und der Mönch, ihm hierin nicht unähnlich; dort der Eid, hier das bloße Fingerspiel: so zeigen sich auch die Beschwörungen, die Fahrten durch die Luft mit einander im Gegensatz, und durch diese Gegensätze gewinnt die Sage sowie die Darstellung an Bedeutung.

Was wir von dem Künstler Christoph van Sichem wissen, ist, daß er um das Jahr 1580 in Holland geboren war, und daß er im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts als Kupferstecher und Holzschneider, als einer der zahlreichen Schüler des Golzius, in Amsterdam sich Ruhm erwarb [1]). Wenn es auch noch andere Künstler gleiches Namens gibt, Carl van Sichem und Cornelius van Sichem, so ist doch für gewiß anzunehmen, daß die Blätter vom Faust Werke des Christoph sind. Die beiden erstern haben sich als keine bedeutenden Künstler gezeigt und man weiß wenig Gewisses von ihren Arbeiten; übrigens lassen die vor uns liegenden Blätter in Rücksicht der Zeichnung und der Manier des Stiches den Schüler des Golzius deutlich erkennen. Sie sind unterzeichnet: Sichem Inven. sculp. et excudit, dem S des Namens die Buchstaben C. V. als Monogramm verschlungen. Wie wenig diese Arbeiten des Sichem bekannt sein müssen [2]), erhellt daraus, daß

1) Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke, aus dem Franz. des Hrn. Huber von Rost. Band. V S. 202. Fuesli, Allgemeines Künstler-Lexikon ꝛc. Zweiter Theil, Fortsetzung des ersten, siebenter Abschnitt, S. 1626.

2) Ich verdanke sie der Güte des Herrn Dr. Bobel Nyenhuis in Leyden.

man ſie in den benannten Kunſtbüchern nicht bemerkt findet. Weder Roſt noch Fuesli führen ſie unter den Werken des Künſtlers auf, und auch Moehſen, in ſeiner Sammlung von Bildniſſen berühmter Aerzte, gedenkt ihrer nicht, wo er die Fauſte von Rembrandt beſchreibt. So finden ſie ſich gleichfalls in den Verzeichniſſen der Winckler'ſchen und der gräflich Einſiedel'ſchen Kupferſtichſammlungen nicht. Es iſt nicht unmöglich, daß ſie zu der in Holland herausgekommenen holländiſchen Ueberſetzung gehören, die wir unten angeben, welche, nach dem Titel, mit Kupfern verſehen war.

Obgleich von geringer Bedeutung in Beziehung auf Fauſt, doch nicht zu übergehn iſt ein Holzſchnitt in dem „Kunſtbüchlein" des Joſt Ammon, da Fauſt dabei in Erinnerung kommt. Dies Buch, im Jahre 1599 erſchienen, enthält mancherlei Darſtellungen geiſtlicher und weltlicher Gegenſtände, und ſo hat Ammon auch Fauſt, als damals noch im friſchen Andenken, nicht übergehen wollen. Wir ſehen hier ein mit einer zierlichen Helmdecke umgebenes Wappen, das eine große zuſammengeballte Fauſt im Schilde hat. Daneben ſteht eine weibliche Figur, in fürſtlicher Tracht mit einer Krone, oder einem Diademe auf dem Haupte. Die Ueberſchrift dieſes Blattes iſt: D. Johannis Fausti pugnus. Vielleicht hat der Künſtler hier einen Gegenſatz zwiſchen dem zarten

weiblichen Wesen und der derben Faust geben wollen, den Gegensatz zwischen dem angenehmen Ansehn der Jungfrau und dem widrigen Anblicke der Faust, worauf auch die beigesetzten lateinischen Verse hinzudeuten scheinen. Vielleicht ist es auch dabei auf ein Wortspiel angesehn: in dem Namen „Faust" und „pugnus", die Faust.

So viel auch in neuern Zeiten von und über Faust gedichtet und geschrieben wurde, so sah man doch nie, so viel uns bekannt ist, eine Scene aus seinem Leben abgebildet. Erst Göthe's Meisterwerk vermochte die Phantasie der Künstler zu erregen, und es erschien im Deutschen wol noch kein Werk, das so malerisch gedichtet, so reich an bildlicher Darstellung ist, das dem Künstler so sehr entgegenkommt und ihm einen so großen Schatz von herrlichen Bildern darbietet. Was davon erschienen ist und uns vorkam, sei hier angezeigt.

Umrisse zu Göthe's Faust, gezeichnet von Retsch. Stuttgart und Tübingen 1816. 4.

Diese Umrisse wurden im Jahre 1820 zu London von Henry Moses nachgestochen: Faustus, from the german of *Goethe*, embellished with *Retsch* series of twenty seven outlines. Uebersetzt sind nur die Stellen des Schauspiels, welche auf die Bilder sich beziehen.

Auch eine französische Nachbildung dieser Bilder

erschien, in kleinerm Format als die Originale: Faust. Vingt-six gravures d'après les dessins de *Retsch.* Deuxième édition, augmentée d'une analyse du drame de *Goethe.* Par Mad. *Elise Voiart.* Paris 1828.

Bilder zu Göthe's Faust, gezeichnet von Peter Cornelius, gestochen in Rom von Ruschweyh. Frankf. am Main, 1817. Groß Folio.

Darstellungen zu Göthe's Faust von Ludwig Nauwerk. 2 Hefte. Hamburger Steindruck.

Umrisse zu Göthe's Faust, vom Maler Gustav Nehrlich.

Einige Scenen aus Faust von Göthe, im Taschenbuch Urania, vom Jahre 1815, gezeichnet von Näke, gestochen von Schwerdgeburt.

Andere Scenen aus Göthe's Faust finden sich im Frankfurter Taschenbuche. Kleines Geschenk zum neuen Jahre 1818.

Zeichnungen aus Göthe's Faust von Ramberg haben die Jahrgänge des Taschenbuches Minerva, 1828 und 1829.

Lithographirte Zeichnungen zu der französischen Uebersetzung von Stapfer, von Lacroix gearbeitet.

Bemerkten wir die Werke der bildenden Kunst, die durch Faust's Sage in das Leben traten, so soll

nun ein altes Volkslied an die Reihe kommen [1]), das, obwol als Gedicht von geringem Werthe, dennoch, ſchon als Fauſt angehörig, Aufnahme verlangt und überdies um ſo weniger übergangen werden darf, da es ſonderbare, wunderlich zuſammengeſtellte Geſchichten von Fauſt enthält, wovon die Volksbücher ſchweigen.

Doctor Fauſt,

fliegendes Blatt aus Kölln,

Hört ihr Chriſten mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doctor Fauſt.
Von Anhalt war er geboren,
Er ſtudirt mit allem Fleiß,
In der Hoffarth auferzogen,
Richtet ſich nach alter Weiß.
Vierzig tauſend Geiſter
Thut er ſich citiren
Mit Gewalt aus der Höllen.
Unter dieſen war nicht einer
Der ihm konnt recht tauglich ſein,
Als der Mephiſtopheles, geſchwind

1) Des Knaben Wunderhorn von C. A. von Arnim und Clemens Brentano, S. 214 f.

Wie der Wind,
Gab er seinen Willen drein.
Geld viel tausend muß er schaffen,
Viel Pasteten und Confekt,
Gold und Silber, was er wollt.
Und zu Strasburg schoß er dann
Sehr vortrefflich nach der Scheiben,
Daß er haben konnt sein Freud.
Er thät nach dem Teufel schieben,
Daß er vielmal laut aufschreit.
Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschoren,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkohren.
Kegel schieben auf der Donau
War zu Regensburg sein Freud.
Fische fangen nach Verlangen,
Ware sein Ergötzlichkeit.
Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Straß,
Wo Christus am Kreuzesstamm
Hänget ohne Unterlaß.
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Daß er wär für uns gestorben,
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein Dank erweißt.
Mephistopheles geschwind, wie der Wind,
Mußte gleich so eilend fort,
Und ihm bringen drei Ehle Leinwand
Von einem gewissen Ort.
Kaum da er solches ausgeredt,

Waren sie schon wirklich da,
Welche so eilends brachte
Der geschwinde Mephistopholo.
Die große Stadt Portugall
Gleich soll abgemahlet sein.
Dieß geschahe auch geschwind,
Wie der Wind:
Dann er mahlet überall
So gleichförmig,
Wie die schönste Stadt Portugall.
„Hör, du sollst mir jetzt abmahlen
Christus an dem heiligen Kreuz,
Was an ihm nur ist zu mahlen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei,
Daß du nicht fehlst an dem Titul,
Und dem heilgen Namen sein."
Diesen konnt er nicht abmahlen,
Darum bitt' er Faustum
Ganz inständig: „Schlag mir ab
Nicht mein Bitt, ich will dir wiederum
Geben dein zuvor gegebene Handschrift,
Denn es ist mir ganz unmöglich,
Daß ich schreib, Herr Jesu Christ."
Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr, was gibst du für einen Lohn?
Hätst das lieber bleiben lassen,
Bei Gott findst du kein Pardon."
Doctor Faust, thu dich bekehren,
Weil du Zeit hast noch die Stund,
Gott will dir ja jetzt mittheilen
Die ew'ge wahre Huld.

Doctor Faust thu dich bekehren
Halt du nur ja dieses aus.
„Nach Gott thu ich gar nichts fragen,
Und nach seinem himmlischen Haus.“
In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der thät so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang.
So lang der Engel da gewesen,
Wollt sich bekehren der Doctor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren,
Sehet an der Höllen Grauß.
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt ihm ab ein Venus-Bild.
Die bösen Geister verschwunden,
Und führten ihn mit in die Höll.

Das Letzte, was wir geben, bringt die Anzeige der schriftstellerischen Arbeiten, die Faust und seine Geschichte zum Gegenstand haben. Es ist ein eben so unangenehmes Geschäft, Büchertitel abzuschreiben, als es dem Leser lästig ist, nur Namen und Titel vor sich zu haben. Doch können wir uns nicht versagen, zusammenzustellen, was uns von Schriften über Faust, und die auf seine Abenteuer Bezug haben, bekannt wurde. Kaum möchte ein Gegenstand sich finden, über den so viel geschrieben, keine Volkssage, die auf so verschiedene Weise bearbeitet wurde.

Und nicht nur in ältern Zeiten, fortwährend bis in die unsrigen blieb Faust's Geschichte anziehend und förderte Forschungen und dichterische Werke zu Tage.

Um in die Aufstellung dieser Schriften Ordnung zu bringen, wollen wir sie nach dem Zwecke anführen, den sie befolgen. Wir finden, daß elf Volksbücher erschienen. Von Schriften über Faust, und die seiner erwähnen, sind uns dreiundreißig bekannt geworden. Dichterische Behandlungen stellen sich in verschiedenen Arten vor, Erzählungen in Prosa oder Versen, Schauspiele und andere theatralische Belustigungen, dreiundsechzig, worunter auch die Bücher begriffen sind, die über Göthe's „Faust" sprechen. So finden wir die nicht unbeträchtliche Anzahl von einhundert und sechs Werken verschiedener Art, die Faust angehn, und wie leicht ist es nicht, daß uns noch einige unbekannt blieben; und so wird auch gewiß der zweite Theil von Göthe's „Faust", den seine nachgelassenen Arbeiten mitbrachten, mehre Bücher über ihn entstehen lassen.

Volksbücher.

1. Historia von D. Johann Fausten, den weitbeschreyten Zauberer vnd Schwarzkünstler. Wie er sich gegen den Teufel auf eine benannte Zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltsame Abenthewer

gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endlich seinen wohl verdienten Lohn empfangen. Mehrentheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnd gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel, vnd treuw hertzigen Warnung zusammen gezogen, vnd in den Druck verfertigt. Jacobi IIII, seyt Gott vnterthänig, widerstehwt dem Teufel, so fleucht er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Frankfurt am Main durch Johann Spies MDLXXXVIII. 8.— Am Ende der Vorrede verspricht der Verfasser eine lateinische Uebersetzung seines Buches. „Das wölleſt Du Christlicher Leser, zum Besten verstehn, und christlich gebrauchen, auch in kurzem des lateinischen Exemplars von mir gewärtig sein."

Dies ist das erste Buch über Faust's Leben. Ob die lateinische Bearbeitung herausgekommen, ist uns nicht bekannt. Nach der vorstehenden Dedication ist der Buchdrucker Spies auch der Herausgeber des Buches, der das Manuscript aus Speier erhalten zu haben vorgibt.

2. Historia vom Doct. Joh. Fausts, des ausbündigen Zauberers und Schwarzkünstlers Teuflischer Verschreibung, Vnchristlichen Leben vnd Wandel, seltsamen Abenthewern, auch vberaus grawlichen und erschrecklichen Ende. Jetzt aufs newe vbersehen, vnd mit vielen Stücken gemehret. MDLXXXIX. 8. —

Ohne Benennung des Druckortes. Wahrscheinlich ist dieses Buch eine neue Auflage des vorigen.

3. Erster Theil der wahrhaftigen Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltsamen Ebenteuern, so D. Johannes Faustus, ein weltberuffener Schwarzkünstler und Erzzauberer, durch seine Schwarzkunst bis an sein schreckliches End hat getrieben; mit nothwendigen Erinnerungen und schönen Exempeln, menniglichen zur Lehr und Warnung außgestrichen und erklärt, durch Georg Rudolf Widman, gedruckt zu Hamburg 1599. 4. Ex Officina Hermanni Molleri.

Der andere Theil der Historien von Doct. Johanne Fausto dem Erzzauberer und Schwarzkünstler. Darin erzehlet wird, wie er nach seinen wiederholten teuffelischen Verschreibung sich mit dem Satan verheirathet, und an Keyserlichen und Fürstlichen Höfen auch sonst viel wunderbarliche abentheuer und Schwarzkünsteres Possen getrieben hat. 4.

Der dritte Theil von Doct. Johanne Fausto dem Erzzauberer und Schwarzkünstler. Darin von seinem letzten Testament, Prophezeihungen, Anfechtungen, und erschrecklichen grewlichen ende und abschied aus dieser Weldt, wahrhaftige und ausführliche Meldung geschieht. 4.

Zu Nürnberg erschien 1695 eine neue Ausgabe

von Widman's Buch, nebst vorangefügtem Bericht Conrad Wolfg. Platzii, weiland der heiligen Schrift Doctoris, von der graulichen Zauberey-Sünde, und einem Anhange von der Lapponischen Wahrsager Ränken, wie auch sonst etlichen zauberischen Geschichten.

4. Das aergerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erzschwarzkünstlers Dr. Johannis Fausts, erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben durch G. R. Widman, jetzo aufs neue übersehn und sowol mit neuen Erinnerungen, als nachdenklichen Fragen und Geschichten der heutigen bösen Welt zur Warnung vermehrt durch *Jo. Nicolaum Pfitzerum*, Med. Doct. etc. Nürnberg 1674. 1681. 1685. 1695. 1711. 1726. 8.

5. Christoph Wagners Zauberkünste und Leben D. Fausti. Berlin 1712. — Dieses Buch soll Faust's Famulus Wagner, den Widman Waiger nennt, geschrieben haben. Es soll eine Abkürzung von Widman's Schrift sein.

6. Des durch seine Zauberkunst bekannten C. Wagners, weiland gewesenen Famulus D. J. Faustens Leben und Thaten, von F. Schotus Tolet, in deutscher Sprach geschrieben, und nunmehr mit einer Vorrede vermehrt durch P. J. M. (Marperger). Berlin 1714. 8.

7. Des durch die ganze Welt berufenen Erz-

schwarzkünstlers und Zauberers D. Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue übersehn, in eine beliebte Kürze zusammengezogen, und allen vorsetzlichen Sündern zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Christlich Meynenden. Frankfurt und Leipzig. 8. — Auch unter den Druckorten: Köln am Rhein, und Nürnberg. Es ist ein Auszug, oder vielmehr eine neue Bearbeitung des ältern Volksbuches und das noch jetzt gewöhnliche.

Ein Auszug davon steht im ersten Bande von Reichard's „Bibliothek der Romane."

8. Hierher mag auch gehören: Faust, der große Mann und dessen Wanderungen mit dem Teufel durch die Hölle. Wien. 8.

9. Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Faust, grand et horrible enchanteur, avec sa mort epouvantable. Rouen, 1604. 12. Dernière édition. Rouen, 1667. 12. Paris 1673. 12.

10. Histoire prodigieuse de J. Fauste, grand magicien, avec son testament et sa mort epouvantable. Trad. de l'allemand par *Victor Palma Cayet.* Col. 1712. 12.

11. Die Historie van Dr. J. Faustus, die eenen uitnemenden groote Toovenar ende swert Constenar was, uit de Hooch-Duytschen oversien

ende mit figuren verclart. Emmerich 1592. Delſt, 1607. 8.

Dat anderde deel van Dr. J. Faustus Historien, daarin beschreven wordt Christoffel Wagenaars Leven etc. uit de Hooch Duytsche overgesetzt ende met figuren verciert. Delſt, 1607. 8. Auch ohne Druckort 1608. 4.

Schriften über Fauſt, und die ihn erwähnen.

1. *Jo. Manlius* Collectanea locorum communium. Basil. 1600. Pag. 38. — Hierin findet ſich die älteſte beſtimmte Nachricht von Fauſt's Leben.

2. *Jo. Wierius*, De Praestigiis Daemonum, lib. II, pag. 145 sqq., 156.

3. *Conrad Gesner*, Onomasticon, und Epist. medicinal.

4. *Philippus Camerarius*, in ſeinen Horis succisivis.

5. *Martinus del Rio*, Disquisit. magicae, lib. II, quaest. 11.

6. *Samuel Meigerus*, Nucleus historicus, lib. VII. cap. 18.

7. *Gabriel Naudaeus*, Apologia.

8. *Andreas Hondorff*, Promtuarium exemplorum.

9. *Jacob Thomasius*, Discursus de vagantibus scholasticis, §. 28, 131, 134, 135.

10. *Bierling*, Diss. de Pyrrhonismo historico, pag. 158 seq.

11. Philipp Begardi, Zeyger der Geſundtheyt. Worms, 1539.

12. *Joh. Conr. Dürr*, Dissert. epistolica de Johanne Fausto. Altdorf, 1676. Sie ſteht in *Schellhorn*, Amoenitat. literar tom. V, pag. 50 seq. — Der Verfaſſer hält die Geſchichte Fauſt's für ein Märchen und ſucht zu beweiſen, daß Alles, was vom Doctor Fauſt erzählt wird, auf den Buchdrucker Fuſt gehe, worin er jedoch irrt.

13. *Joh. Georg. Neumann* et *C. C. Kirchner*, auctor et respondens, Dissertatio historica, de Fausto praestigiatore. Wittenberg 1683. 4. — Dieſes iſt die erſte kritiſche Behandlung der Geſchichte Fauſt's. Es ſind davon mehre Ausgaben erſchienen, 1742, 1743, 1746. Eine deutſche Ueberſetzung davon findet ſich in dem Buche: Deliciarum Manipulus, das iſt, Annehmliche und rare Discourſe von mancherlei nützlichen und curioſen Dingen. Erſter Theil, 1703. Dieſe Ueberſetzung führt den Titel: Curiöſe academiſche Catheder-Luſt, oder hiſtoriſche Betrachtung des ſogenannten Dr. Fauſtens auf der Univerſität Wittenberg, den 23. Mai 1683 herausgegeben von M. Johann Georg Neumann. —

In dieser Uebersetzung fehlt der §. 8, des zweiten Capitels der lateinischen Urschrift, und nach dem §. 5, des dritten Capitels ist ein neuer Paragraph hinzugekommen, der eine Widerlegung der Meinung enthält, daß Doctor Faust und der Buchdrucker Fust eine und dieselbe Person wäre.

14. *Henr. Weissii* Dissertatio de Doctore, quem vocant Joh. Fausto, circuli Wittenbergensis olim habitatore. Altenb. 1728. Fol.

15. *Tentzel*, Supplem. Hist. Gothanae. Jenae 1701. Tom. I. pag. 95. Dessen monatliche Unterhaltungen, 1704, S. 746. — Tentzel's Nachrichten sind aus Briefen des Mutianus Rufus, welcher den Vornamen Georg gibt.

16. *Trithemii* Epist. familiares. Hagenoae 1580. Pag. 312. — Trithem führen wir nur an zur Berichtigung der Meinung Vieler, als ob er vom Doctor Faust spräche. Allein der Faust, den er erwähnt, ist Sabellicus, der sich Faustus minor nannte.

17. Christoph August Heumann's Nachrichten vom Dr. Faust, in Heubner's Bibliotheca magica. Auch in den Hanöverschen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen, 1759, S. 610, fg.

18. Bok's und Baumann's Nachrichten von Faust, im Hanöverschen Magazine v. J. 1758, S. 1463, und v. J. 1759, S. 609.

19. J. C. W. Moehsen, Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen, größtentheils berühmter Aerzte. Berlin, 1771. 4. S. 13—18.

20. *Motschmanni* Erfortia literata continuata, St. 3, S. 372 fg.

21. Historische Remarquen über Dr. Johann Fausts Leben, nebst andern hierbei ereigneten Begebenheiten, auch was sonst von Fausts Büchern ohne Grund ausgestreuet worden. Zwickau, ohne Jahrzahl. 8.

22. Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünstler verschrienen Landfahrers, Dr. Johann Fausts, des Cagliostro seiner Zeiten (vom M. Köhler). Leipzig, 1791. 8.

23. Ueber Faust, als Volksbuch, s. die Deutschen Volksbücher von J. Görres, S. 207 fg.

24. Ueber die verschiedenen poetischen Behandlungen der National-Legende vom Doctor Faust, in deutscher Sprache; steht im Journal von und für Deutschland, 1792 St. 8, S. 687, fg.

25. Horst, Zauberbibliothek, Th. II. S. 108 fg. Th. III. S. 86 fg. Th. IV. S. 141 fg.

26. Einige literarische Nachrichten über Faust stehn in Koch's Compendium der deutschen Literatur-Geschichte, Th. II. unter den Romanen, S. 238.

27. Bouterwek in der Geschichte der Poesie

und Beredsamkeit, Band IX. S. 422, erwähnt gleichfalls Faust und seinen Zauberroman.

28. Ueber Doctor Faust; die ältesten Nachrichten von ihm stehn in der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1810, Junius, S. 17 fg.

29. Schmidt, in seiner Geschichte der romantischen Poesie, versprach eine Geschichte der Dichtung von Faust, ob sie aber erschienen, ist uns nicht bekannt.

30. Ueber Calderon's Wunderthätigen Magus, ein Beitrag zum Verständniß der Faustischen Fabel, von Dr. Rosenkranz. Halle, 1829. 8.

31. Doctor Faust, vom Dr. Stieglitz. Im deutschen Museum von Friedrich Schlegel, v. J. 1812, October.

32. Von zwei alten Bildern im Keller unter Auerbachs Hofe zu Leipzig, Scenen aus Faust's Leben vorstellend, von Dr. Stieglitz. In den Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde, herausgegeben vom sächsischen Vereine zur Erforschung vaterländischer Alterthümer. Leipzig, 1826. 8.

33. Einige Bemerkungen über die Bilder in Auerbachs Keller finden sich im Leipziger Tageblatte vom Jahre 1833, No. 20, worauf in den Nummern 22, 23, 25 Versuche von Uebersetzungen der auf dem Bilde mit dem Schmause befindlichen latei-

nischen Verse erschienen. Dasselbe Tageblatt, Nummer 31, eine kurze Anzeige über die Sage von Faust.

Die Angabe, es solle in der Wiener Literatur-Zeitung v. J. 1816, S. 414, etwas über Faust, als Krakauer Student, enthalten sein, ist unrichtig; wir finden hier nur die Erwähnung der Sage und eine Vergleichung des Faust mit dem polnischen Schwarzkünstler Twardowsky, die in dem hier angezeigten Buche: Geschichte der Krakauer Buchdruckereien ꝛc. von Joseph Matecki, befindlich ist.

Dichterische Behandlungen.

1. Schon im siebzehnten Jahrhundert muß Faust ein Gegenstand der Schauspiele gewesen sein, da Neumann erinnert [1]), Faust's Andenken würde längst verschwunden sein, wäre er nicht mehrmal auf der Bühne, auch in Trauerspielen, vorgeführt worden. Das erste solcher Stücke, von dem man gewisse Nachricht hat, ist aus späteren Zeiten. Es gab im Jahre 1746 die Schuchische Gesellschaft in Mainz ein extemporirtes Stück von Faust. Theater-Journal für Deutschland. I, 64.

---

1) Disquisit. de Fausto, cap. III. §. VIII. Die Disputation ist im Jahre 1683 herausgekommen.

2. Zu dieser Zeit wurde Faust mehrmal als tragische Posse auf das Theater gebracht, vorzüglich auf Marionettentheatern, wo sie sich bis jetzt noch erhalten.

In den Marionettenstücken ist alles ins Komische gezogen, sie haben überdies manches vom Volksbuche Abweichendes. In den uns bekannten solchen Stücken, auf den sogenannten Kunsttheatern von Dreher und Schütz, Thieme, Eberle, tritt Faust vorzüglich an dem Hofe zu Parma auf, vor dem Herzoge Ferdinand und seiner Gemahlin Luise, denen er viele Erscheinungen vorführt, Goliath und David, Simson, Lukretia die Römerin, König Salomo, Judith, die dem Holofernes das Haupt abschlägt, und Helena, die Trojanerin. Auch Wagner, Faust's Famulus, fehlt nicht, noch weniger Mephistopheles. So lassen sich ebenfalls mehre Geister, Drachen und dergleichen sehen. Eine Hauptrolle spielt Casperle mit seinen bekannten Späßen, der in verschiedenen Verwandlungen auftritt, wo er besonders als einen reisenden Passagier sich zeigt, zu Fuß und zu Pferde, das mehrmal sich verwandelt.

Als Fortsetzung der Seitenstücke zum Faust, gibt es auch noch eine andere Vorstellung von mechanischen Kunstfiguren: J. Christoph Wagner, ehemaliger Famulus beim Doctor Faust, auch unter dem Titel: Doctor Wagner, oder Faust's Höllenzwang.

Außer Wagnern, dem Helden des Stücks, kommt auch Faust zum Vorschein, Geister und andere Erscheinungen, sowie Casperle in verschiedener Gestalt, dienen zur Unterhaltung.

3. In chinesischen Schattenspielen wurde von den Gebrüdern Lobe Doctor Faust als ein Zauberstück vorgestellt, worin zuletzt Faust vom Teufel geholt wird.

4. Als Pantomime kam Faust häufig auf das Theater. Im Jahre 1770 gab die Wäserſche Gesellschaft in Leipzig eine Pantomime, Dr. Faust. S. Ueber die Leipziger Bühne an Herrn J. F. Löwen zu Rostock. Erstes Schreiben 1770, S. 96. Zweites Schreiben, S. 200. Im Jahre 1809 sah man in Leipzig eine ähnliche Pantomime, von der Nuthischen Gesellschaft.

Zu Wien wurde im Jahre 1779 eine Pantomime, Doctor Faust, aufgeführt, wozu ein Programm in deutscher und französischer Sprache ausgegeben wurde: Dernier jour du Docteur Faust, Pantomime dressé sur un plan allemand d'un de nos amateurs du Théâtre, representé par des enfants au Théâtre Imp. et Royal, d. i. Doctor Faust's letzter Tag, eine Pantomime, nach dem Entwurfe eines hiesigen Theaterfreunds aufgeführt durch Kinder auf dem K. K. Theater.

5. Lessing hatte die Absicht, Faust als Schauspiel zu bearbeiten, er hat aber nur eine Scene

bekannt gemacht in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, Th. I. S. 103, und in den Analecten für die Literatur, Th. I. S. 210. Auch im zweiten Theile von Lessing's Theatralischem Nachlasse. Lessing soll zwei verschiedene Plane zu einem Faust entworfen haben.

6. Johann Faust, ein allegorisches Drama, von fünf Aufzügen. München, 1775. 8.

7. Der Höllenrichter, von Lenz. Ein Fragment, das im Deutschen Museum vom Jahre 1777 Mai, S. 254, steht, worin Faust's abgeschiedener Geist wieder auf die Erde zurückgeführt wird.

8. Situationen aus Faust's Leben, vom Maler Müller. Manheim, 1776. Auch im zweiten Theile von Müller's Werken.

9. Faust's Leben, dramatisirt vom Maler Müller. Manheim, 1778, 8. und im zweiten Theile von Müller's Werken.

10. Doctor Faust's Leibgürtel. Posse in einem Akt, nach Rousseau. Es ist eine freie Uebersetzung von Rousseau's Devin de village. Sie steht im Theater der Ausländer von Reichard, Band III.

11. Scenen aus Faust's Leben, von Schreiber. Offenbach, 1792. 8.

12. Doctor Faust, Volksschauspiel in 5 Akten, vom Graf von Soden. Augsburg, 1797. 8.

13. Von J. F. Schink sind verschiedene Dichtungen über Faust bekannt: Der neue Faust, ein Duodrama von Schink. Es steht in dem Buche: Zum Behuf des deutschen Theaters. Eine Probe davon stand vorher im sechsten Bande von Reichard's Theater-Journal für Deutschland.

14. Doctor Faust's Bund mit der Hölle, von Schink, steht im Berliner Archive der Zeit und ihres Geschmacks vom Jahre 1796.

15. Johann Faust, dramatische Phantasie von J. F. Schink. 1804. 8.

16. Auch hatte Schink eine Oper, Faust, angefangen, von welcher der ältere Methfessel einige Stücke in Musik setzte.

17. Faust, Tragödie in einem Akt, von Chamisso, in dessen Musen-Almanach vom Jahre 1804. Auch in der Sammlung seiner Gedichte, Leipzig, 1831. 8.

18. Der Färberhof, oder die Buchdruckerei in Mainz, von Nikolaus Voigt. In den Ruinen am Rhein, Th. I. Frankfurt am Main, 1809. 8. Dieses Schauspiel enthält Faust's Geschichte mit der des Don Juan vermischt.

19. Faust, eine romantische Tragödie, von Dr. K. Schöne. Berlin, 1809. 8.

20. Die Jubelfeier der Hölle, oder Faust der

jüngere. Schauspiel in fünf Akten, von Benkowitz. Berlin, 1808.

21. Der travestirte Dr. Faust, Trauerspiel in zwei Akten. Berlin, 1809.

22. Faust, ein Trauerspiel, nach der Volkslegende bearbeitet von August Klingemann. Leipzig, 1815.

23. Scenen aus Faust's Leben, vom Verfasser der Adelheid von Messina.

24. Faust und Don Juan, Tragödie in fünf Akten, von Grabbe. Frankfurt 1829. 8.

25. Faust, der wunderthätige Magus des Nordens, von Holtei. Melodrama.

26. Faust im Gewande der Zeit, ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring. Leipzig, 1831. 12.

27. Mantelkragen des verlornen Faust. Von Harro Harring. Leipzig, 1831.

28. Faust, eine Tragödie von Göthe. Zuerst hatte Göthe im vierten Bande seiner zu Leipzig 1786 bei Göschen herausgegebenen Schriften ein Fragment seines Faust bekannt gemacht, das nachher, im Jahre 1808, vermehrt erschien, und im achten Theile seiner bei Cotta in jenem Jahre gesammelten Werke sich befindet, auch besonders gedruckt ist. Als Göthe seinen Faust zuerst entwarf, schrieb er ihn, wie seine

eigenen Worte sind [1]), mit ganz eigenen Gefühlen nieder. Späterhin nahte er mit heiligem Schauer den schwankenden Gestalten [2]),

Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Er hält sie aufs neue fest, „und mich," ruft er aus,

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich,
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

So umweht vom Zauberhauche jener Gestalten, führte Göthe seinen Faust aus, der, so wie er seine eigenthümlichste Schöpfung ist, auch als das Bedeutendste der deutschen Dichtkunst hervortritt, eine Schöpfung, von der Lord Byron sagte: er gäbe die Welt darum, den Faust in der deutschen Urschrift lesen zu können.

In der neuesten Ausgabe von Göthe's Schrif-

---

1) Göthe's eigene Worte in seinem „Kunst und Alterthum", Band IV. Heft 2, S. 387.

2) Zueignung bei der Ausgabe des Faust ꝛc. vom Jahre 1808. Eine englische Uebersetzung dieser Zueignung gibt Göthe in seinem „Kunst und Alterthum" Bd. IV. Heft 2 S. 77, ohne jedoch eine Erklärung zu geben, wer der Verfasser, noch zu welchem Behuf sie bestimmt.

ten, vom Jahre 1831, hat Fauſt wieder einige neue Scenen erhalten, und unter Göthe's ſchriftſtelleriſchem Nachlaſſe befindet ſich ein vollſtändig ausgearbeiteter zweiter Theil des Fauſt. Er iſt erſchienen, und es ſind nicht nur die eben bemerkten neuen Scenen aufgenommen, auch manche andere ſind hinzugekommen.

Es war Göthe darum zu thun [1]), Fauſt aus der bisher kümmerlichen Sphäre, in welcher er im erſten Theile ſich bewegt, ganz zu erheben, und einen ſolchen Mann in höhere Regionen, durch würdigere Verhältniſſe durchzuführen. Daß ihm dies durch die Darſtellung der Helena, durch den Herold und andere Scenen geglückt iſt, wird Jedermann anerkennen. Aber alle die Schönheiten, die uns vorgeführt werden, vermögen nicht das Gefühl zu bewältigen, ſie ſind nicht in dem Geiſte des erſten Theiles gedichtet, nicht in der geweihten Stimmung, in der die frühern entſtanden. Ein Fragment hätte Göthe's Fauſt bleiben ſollen. Die herzerſchütternde letzte Scene des erſten Theils, Gretchens himmliſche Rettung, die auf den Geiſt ſo mächtig einwirkt, hätte die letzte bleiben ſollen, ſowie ſie, an Erhabenheit und tiefen Eindruck, vielleicht die einzige in aller Literatur iſt. Es war von hoher Wirkung, wie Fauſt, nach Art der Geiſter, die ihn umſchwebten, ver-

1) Kunſt und Alterthum, B. VI, Heft 1. 201.

schwand, wie Nebel unserm Blick ihn verhüllten, dem strengen Schicksale hingegeben, dem, uns verborgen, ihn zu richten oder zu erlösen, anheimgestellt war. Jetzt ist der Zauber gelöst, was unser Inneres so gewaltig anzog, ist erkaltet. Auch könnte in Anregung zu bringen sein, daß eine gute Wendung in Faust's Schicksale der Absicht und Bestimmung der Volkssage ganz zuwider ist, und aufhebt, was sie bewirken sollte, das Volk für die Neigung zu verbotenen Künsten zu warnen und zu bewahren, und durch das grause Ende Faust's davon abzuschrecken.

Nach der zweiten Ausgabe vom Jahre 1808 bearbeitete Tieck, mit gutem Erfolge, den Faust für das Theater, der auf den Bühnen zu Leipzig und Dresden, am 28. August des Jahres 1829, als an Göthe's achtzigstem Geburtstage, zum ersten Male aufgeführt wurde.

29. C. C. L. Schöne, Fortsetzung von Göthe's Faust, als zweiter Theil. Berlin, 1823. 12.

30. Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust, von Dr. Carl Rosenkranz. Leipzig, 1831. 8.

31. Faust, eine Tragödie von Göthe, fortgesetzt von J. D. Hofmann. Leipzig, 1832. 8.

32. Faustische Scenen, von Gustav Pfizer. Im Morgenblatte vom Jahre 1831, No. 159, f. Die Scenen knüpfen sich an das Ende der Tragödie von Göthe.

33. Ein Fürst Radzivil hatte eine Composition zu Göthe's Faust geschrieben, die aber weder auf das Theater gekommen, noch sonst bekannt geworden ist. Göthe erwähnt sie in den Tag- und Jahresheften, als Ergänzung seiner sonstigen Bekenntnisse. Göthe's Werke, Ausgabe letzter Hand, 1830, Th. 32, S. 88.

Französische Uebersetzungen.

34. Faust, tragédie traduit de l'allemand. Paris, 1825. 8.

35. Faust, nouvelle traduction en prose et en vers, par *Gerard*. Paris, 1827.

36. Faust, tragédie de Mr. Goethe, traduite en françois, par Mr. *Stapfer*, ornée de XVII dessins par Mr. de *Lacroix*. Paris, 1828. Fol. Die Zeichnungen sind lithographirt.

Englische Uebersetzungen.

37. Faustus from the German of Göthe, by the Lord *Lowison Gower*. London, 1825. Da hier einige Stellen der deutschen Urschrift ausgelassen waren, so hat *Shelley* das Fehlende ergänzt. Posthumous Poems of *P. B. Shelley*.

38. Eine andere englische Uebersetzung soll von *Gay* erschienen sein, deren Titel uns aber nicht bekannt ist.

39. Auch in die schwedische Sprache wurde Faust übersetzt, worüber uns aber keine nähere Anzeige zugekommen.

Schriften über Göthe's Faust.

40. Ueber Göthe's Faust und dessen Fortsetzung, nebst einem Anhange vom ewigen Juden. Leipzig, 1824. 8.

41. Aesthetische Vorlesungen über Göthe's Faust, als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunst-Beurtheilung. Herausgegeben von Dr. H. F. W. Hinrichs. Halle, 1825. 8.

42. Vorlesungen von Wolf über Göthe's Faust, 1829 in Jena gehalten. Nicht gedruckt.

43. Vorlesungen über Göthe's Faust, von K. E. Schubarth. Berlin, 1830.

44. Heroldsstimme zu Göthe's Faust, ersten und zweiten Theils, mit besonderer Beziehung auf die Schlußscene des ersten Theils, von C. F. G. G—l. Leipzig, 1831. 8.

45. L. B. (Bechstein), die Darstellung der Tragödie Faust von Göthe auf der Bühne. Ein

zeitgemäßes Wort für Theater-Directionen, Schauspieler und Bühnenfreunde. Stuttgardt, 1831. 12.

46. Ueber Erklärung und Fortsetzung des „Faust" im Allgemeinen und insbesondere über „Christliches Nachspiel zur Tragödie Faust", von K. Rosenkranz. Leipzig, 1831. 8.

47. Vorlesungen über Göthe's Faust, von F. A. Rauch. Büdingen, 1830.

48. Sehr treffende Bemerkungen und Erläuterungen über Göthe's Faust gibt Falk in seinem Buche: Göthe aus näherem Umgang dargestellt, wo er die Originalität Göthe's gegen andere Dichter hervorhebt, die richtige und wahre Auffassung aller und jeder Lebensverhältnisse, das innige Zusammenfließen mit der Natur und ihren Erscheinungen, und das Eindringen in das Universalleben der Natur.

49. Doctor Faustus, tragical history, by *Christ. Marlowe.* London, 1604, 1616, 1624, 1651, 1663. Dieses Stück steht auch im ersten Bande der Old Plays being a continuation of *Dodley's* collection. Marlowe lebte in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und war auch noch ein Zeitgenosse Shakspeare's, als Schauspieldichter und Schauspieler gleich berühmt.

50. Doctor Faustus, Tragödie von Christoph Marlowe. Aus dem Englischen übersetzt von Wil-

helm Müller. Mit einer Vorrede von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, 1808. 8.

51. Life and Death of Doctor Faustus, with the humors of Harlequin and Scaramouche. London, 1697.

52. A Dramatic Entertainement, call'd the Necromances, or Harlequin Doctor Faustus. London, 1768.

53. In London wurde im Jahre 1825 ein Fauſt auf das Theater gebracht, in dem ernſthafte Scenen, Göthe's Fauſt entnommen, mit luſtigen abwechſelten, auch Lieder eingemiſcht waren. Vornehmlich wurde das Stück durch die Darſtellungen von Reiſen zu Waſſer, Land und durch die Luft, durch Höllenſpuk und mancherlei Erſcheinungen, ſowie durch gute Decorationen gehoben. S. Morgenblatt v. J. 1825. No. 149.

Opern.

54. Dr. Fauſt's Mantel, ein Zauberſpiel mit Geſang in zwei Akten, von Adolph Bäuerle. Wien, 1819. 8.

55. Fauſt, Trauerſpiel mit Geſang und Tanz, von Julius von Voß. Berlin, 1824. 8.

56. Fauſt, Oper in vier Aufzügen, von Bernard, Muſik von Spohr.

57. Fausto, Opera seria, in drei Akten, in Paris zum ersten Male gegeben im März 1831. Die Musik ist vom Fräulein Louise Bertin.

Erzählungen.

58. Doctor Faust, eine Erzählung von Hamilton, frei übersetzt von Mylius. Im zweiten Bande der Bibliothek der Romane. Das französische Original führt den Titel: L'enchanteur Faustus.

59. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, in fünf Büchern von Klinger. Petersburg, 1791. 8.

60. Faust von Mainz, Gemälde aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, von J. M. Kamarack. Leipzig, 1794.

61. Der umgekehrte Faust, oder Frosch's Jugendjahre. Von Seybold. Heidelberg, 1816.

62. Faust's Lehrling, eine kleine Erzählung von Gerle. Im dritten Theile von des Verfassers Schattenrisse und Mondnachts-Bilder. Leipzig, 1824. 8.

63. Faustus, ein Gedicht in lyrischer Form, von Ludwig Bechstein. Leipzig, 1832. 4., mit acht Kupfertafeln. Proben davon standen im Morgenblatt vom Jahre 1831.

Ueberblicken wir hier die angeführten Schauspiele von Faust, so wird es auffallend, daß eine deutsche Volkssage nicht in Deutschland zuerst in einem regelmäßigen Drama dargestellt wurde, sondern daß England darin voranging. Hier war es Marlowe, der in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts ein solches Drama dichtete. Damals war die dramatische Kunst in Deutschland noch sehr zurück. Nur geistliche Dramen in den Klöstern, oder die Comödien des Terenz und Plautus in den Schulen waren gewöhnlich, und als endlich die dramatische Kunst mehr in das Leben trat, fand man es vielleicht seinen Kräften, oder den Umständen nicht angemessen, die Faustische Fabel auf die Bühne zu bringen. Doch mit der Zeit kam sie auch an die Reihe, und sie wurde nun auf mancherlei Weise dargestellt. Im Anfange faßte man sie größtentheils nur von der komischen Seite auf, oder sie war, ernsthaft behandelt, nur der Gegenstand kleiner Stücke, bis endlich auch der Versuch mit größern Dramen gemacht wurde.

Anziehend und belehrend würde es sein, die verschiedenen Darstellungen des Faust in den hier angeführten Erzählungen und Schauspielen gegeneinander zu halten, um das Eigenthümliche jeder Dichtung zu bemerken. Faust's Geschichte ist reich genug, um auf mannichfaltige Art behandelt werden zu können.

Einige Dichter sind dem Volksmärchen treuer geblieben, als andere, je nachdem dies der Plan der Bearbeitung zuließ. Und so finden sich bald mehr, bald weniger von Faust's Schwänken mit andern Situationen vermischt, welche der Zweck des Dichters foderte. So ist bisweilen nur der Hauptcharakeer beibehalten und der Geschichte ein eigener Gang gegeben. Wir finden bald ernstes Trauerspiel, bald ist die komische Seite herausgehoben. Bald ist es eine tragische Posse, wo schauderhafte Scenen mit niedrigkomischen abwechseln. Wenn hier eine moralische Tendenz obwaltet, zuweilen vermischt mit Satyre auf Sitten neuerer Zeiten, so ist dort Allegorie sichtbar. Bei dem Einen erscheint Faust als Ehrgeiziger, bei dem Andern vom unersättlichen Durst nach Kenntnissen getrieben, da er denn, da jenen Ehrgeiz die Welt nicht befriedigt, diese Kenntnisse der Erde nicht abzugewinnen sind, zur Welt der Geister seine Zuflucht nimmt.

So anziehend es ist, diesen Charakter darzustellen, so schwer ist es, bei seiner Behandlung allen Foderungen Genüge zu leisten. Gleiche Schwierigkeiten hat Mephistopheles. Kein roher, wilder Teufel ist zu schildern, ein Schalk, der dem Faust sich anzuschmiegen, jede seiner Neigungen zu befriedigen versteht, der in jeder Gestalt als Meisterer scheint, um sein wahres Wesen zu verbergen, das nur reine See-

len, wie Gretchen, wittern. Hierzu gesellt sich Wagner, stets mit Faust im Contrast, ein alltäglicher Mensch, der über das Gemeine sich nicht erhebt. Diese Charaktere sind es, die Faust's Geschichte zu allen Zeiten interessant machten, die noch jetzt Dichter und bildende Künstler einladen, ihre Kräfte zu versuchen.

Göthe's eigne Ansicht über seinen Faust belehrt uns nicht nur, wie dieser zu betrachten, auch wie überhaupt der Charakter des Faust zu nehmen ist. „Wenn ich", sagt er, bei der Anzeige der französischen Uebersetzung des Faust, von Stapfer [1]), „meinen Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werde ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eigenen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, mag es wol der seltenen Eigenschaft schuldig sein, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von Allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von Allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen, und durch das, was sie wünscht, auch beseligt worden."

Und in einer andern Stelle äußert Göthe [2]):

---

1) Ueber Kunst und Alterthum, Band VI. Heft 2. S. 387.

2) Ebendaselbst Band VI. Heft 1. S. 200.

„Faust's Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdeschranken, sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt.“

III.

Ueber das Principat des Auguſtus.

Von

Johann Wilhelm Loebell.

Die Geſchichte der römiſchen Kaiſer iſt die des erſterbenden, in ſich zuſammenſinkenden Alterthums. Wer daher in der Begeiſterung lebt, welche die eigentlichen Lebensperioden der antiken Welt, ihre wunderbar friſche Jugend, ihr kräftiges Mannesalter einflößen, geht dieſer Zeit des Verfalls und Untergangs gern vorüber. Und doch iſt ihre genauere Betrachtung von großer Wichtigkeit, nicht bloß für die Alterthumswiſſenſchaft, ſondern auch für die Erforſchung moderner Geſchichten und Zuſtände. Das neuere Europa hat die große Erbſchaft des Alterthums zunächſt von der Kaiſerzeit und in der Form empfangen, welche alle Verhältniſſe, das ganze geiſtige Daſeyn der Menſchheit während derſelben angenommen hatten. Die gründliche Kenntniß des Mittelalters muß daher mit einer richtigen Vorſtellung von dieſem Zuſtande der Dinge beginnen, und auf der Grundlage derſelben aufgeführt werden.

Die Staatsveränderung, durch welche in Rom die Imperatorenherrſchaft gegründet ward, hat das Eigenthümliche, daß in ihr nicht, wie in ſo vielen andern Umwälzungen, beſonders denen, die Europa ſeit einem halben Jahrhundert in ſo großer Zahl erlebt hat, Gedanke und Wort die Thatſache, ſondern die Thatſache Gedanke und Wort überflügelt und in den Hintergrund gedrängt hat, ſo daß die Anordnungen, durch welche ſie fixirt wurde, ſich weit mehr auf perſönliche Verhältniſſe, als auf Veränderungen in der Form der Regierung beziehen. Dem Auguſtus werden Vorrechte zugeſtanden, es wird ihm in der Republik eine Stellung angewieſen, durch welche er ſie freilich beherrſcht, mit deren Ende aber Alles zu der alten, durch kein Geſetz aufgeſchobenen Regierungsweiſe zurückkehren zu können ſcheint. Dennoch blieb durch eine halb ſtillſchweigende Übereinkunft nach dem Tode des Auguſtus die Thatſache in ihrer ganzen Gewalt, ja mit vergrößerter Gewalt ſtehen, zum vollſtändigſten Beweis, daß ihr Eintreten kein zufälliges, abwendbares Ereigniß war, ſondern mit voller Nothwendigkeit aus den Verhältniſſen Roms und der Natur ſeiner Entwicklung hervorging, wie alle Verfaſſungen und Regierungsformen mit dem Geſammtzuſtande des Volks auf das unzertrennlichſte zuſammenhängen, und durch irgend einen Act der Willkühr, eine ſcheinbar freie Übereinkunft für die Dauer eben ſo wenig

verändert werden können, als, wenn ihre Wurzel verdorrt iſt, gegen die Natur der Verhältniſſe erhalten. Dieſe Überzeugung von dem mit Nothwendigkeit erfolgten Übergange Roms zur Monarchie iſt immer vorhanden geweſen. Man hat die Gründe in der Entartung der Römer, den herrſchend gewordenen Laſtern, der Üppigkeit, der Habſucht, dem Ehrgeize und der Zwietracht der Großen geſucht. Alles dieſes trug ohne Zweifel viel zum Untergange der Freiheit bei, wie es denn gewiß iſt, daß nicht bloß durch den Despotismus die Völker entarten, ſondern ohne ihre vorher ſchon begonnene Entartung der Despotismus gar nicht möglich iſt; aber es trug mehr zum Untergange der Freiheit bei, als der republicaniſchen Form. Denn da ſchon längſt nicht mehr um des Volkes willen, ſondern nur vermittelſt des Volkes für die Zwecke der Führer geſtritten wurde, ſo iſt nicht abzuſehen, warum die Nobilität, wenn ſie den Geldreichthum für ſich gewonnen, dem ruhigen Bürger Sicherheit für den Genuß ſeines Erbtheils oder Fleißes gewährt, den verächtlichen Pöbel der Hauptſtadt mit Brod und Schauſpielen geſättigt hätte [1]), nicht auch Mittel gefunden haben ſollte, den Ehrgeiz ihrer eigenen Glieder zum

1) So unterſcheidet Tacitus Histor. I, 4 ; patres . . . primores equitum ... pars populi integra . . . plebs sordida et circo ac theatris sueta.

Beſten des Standes und der Fortdauer ſeiner Herrſchaft zu zähmen. Durch ſolche Mittel brachte es Venedig, als es unter großer Sittenverderbniß, freilich langſam, hinwelkte, doch dahin, daß das Gebäude ſeiner Ariſtokratie durch innere Bewegungen nicht umgeſtürzt wurde. Montesquieu beſchränkt ſeinen glänzenden Satz, daß die Tugend der wahre Hebel des republicaniſchen Lebens ſei, mit deren Verluſt auch die Republik ende, ſelbſt dahin, daß er für Ariſtokratien weit weniger als für Demokratien gelte; und wenn er republikaniſche Tugend, die ihm mit der Liebe zur Republik einerlei iſt, für eng verbunden mit Sittenreinheit erklärt [1]), ſo hat die Geſchichte dagegen bedeutende Thatſachen anzuführen, die wenigſtens als Ausnahmen von der Regel werden gelten müſſen. Mehr als ein Mal hat eine verderbte Ariſtokratie glühende Vaterlandsliebe gezeigt, die dagegen bei Völkern, welche von der Üppigkeit noch unberührt geblieben ſind, vermißt wird. Für den erſten Fall mag Karthago's Untergang als Beiſpiel dienen [2]), für den zweiten die

1) La vertu dans une république est une chose très simple; c'est l'amour de la république .... L'amour de la patrie conduit à la bonté des moeurs, et la bonté des moeurs mene à l'amour de la patrie. De l'Esprit des loix L. V. Ch. II.

2) Aus dem, ſagt Montesquieu, was die Verzweiflung in Karthago that, kann man auf das ſchließen, was

zahlreichen Schaaren der Deutſchen, die in römiſchen Kriegsdienſt traten. Unmittelbarer als die ſittlichen Urſachen wirkte in Rom zum Umſturze der Republik eine eigentlich politiſche: das nicht zu löſende Mißverhältniß zwiſchen einer herrſchenden Stadtgemeinde und einem beherrſchten Welttheil, der durch große ſtehende Heere in Gehorſam gehalten werden ſoll.

Die abgeſonderte Stadtgemeinde iſt als die Wiege und Pflegerin der Cultur Europa's im Alterthum zu betrachten, zu der ſie im Mittelalter nochmals zurückkehrte, um ein neu begonnenes Leben auszubilden und zu kräftigen. In dem beſchränkten, zu den heroiſchen und mythiſchen Zeiten hinaufſteigenden Königthume Griechenlands und Roms war dieſe Form in ihren Keimen ſchon vorgebildet. Wie ſehr ſich die Zeiten auch änderten, wie mannichfaltig auch die Geſtalten waren, unter welchen dieſe Verfaſſung erſchien, ihr Grundcharakter, welcher durch die Lebenselemente und Bedürfniſſe einer Stadt mit einem dazu gehörigen Gebiete gegeben war, blieb, und die Verhältniſſe eines aus verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Staatsganzen wollten ſich nie recht darein fügen. Die freien Bündniſſe der Städte unter einander blieben

---

die Tugend gethan haben würde. Aber woher ſtammte dieſe Verzweiflung, wenn nicht aus der Vaterlandsliebe, deren Identität mit der Tugend er ja behauptet?

loſe, beförderten das Ineinandergreifen der Intereſſen und Beſtrebungen wenig, und erreichten ſelbſt den äußerlichen Zweck gemeinſamer Vertheidigung nur unvollkommen. Wo ſich mächtigere Städte durch Bedürfniß oder Ehrgeiz getrieben an die Spitze ganzer Landſchaften ſtellten, und dadurch größere Staaten bildeten, entſtanden Widerwille und feindliche Reibungen, welche durch die ganze griechiſche Geſchichte nicht gelöſ't worden ſind. Athens und Sparta's Verſuche, unter ihrer Oberherrlichkeit alle Hellenen mit Einem politiſchen Bande zu umſchlingen, wurden nicht minder als gehäſſige Unterdrückungspläne betrachtet, und der Uebermuth, mit dem ſie auf der Höhe ihrer Macht handelten, durfte eine andere Beurtheilung ihrer Abſichten auch nicht erwarten. Wären aber auch ihre Formen weniger herbe, die Laſten, die ſie auflegten, weniger fühlbar geweſen: der Zweck wäre dennoch nie erreicht worden. Iſt innerhalb einer Stadtgemeinde die Eiferſucht der einzelnen Claſſen auf die Behauptung ihrer Vorrechte ſchon groß und hartnäckig, ſo iſt es die der Geſammtheit den Fremden gegenüber in einem noch weit höhern Grade. Alles, was den ſogenannt Verbündeten, oder eigentlich Unterworfenen eingeräumt wird, erſcheint wenigſtens einem großen Theile der herrſchenden Staatsbürger als Beeinträchtigung ihrer politiſchen Rechte, und der ſtaatsrechtlichen Gleichheit aller Landeseinwohner ſtehen vol-

lends unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege, bis ſie mit Waffengewalt erzwungen wird. Dieſer Zuſtand einer räumlichen politiſchen Ungleichheit iſt noch weit unnatürlicher als die unter den Ständen und Claſſen beſtehende, die von naturgemäßer Verſchiedenheit der Beſchäftigung wenigſtens ausgeht; er muß früh oder ſpät bittre Früchte tragen. In dem Falle, wo die Staatsbildung nicht von der mit Gewalt oder Liſt durchgeführten Herrſchaft Einer Stadt ausgegangen iſt, werden auf Gerechtigkeit gegründete Föderativ-Republiken, ſo lange ſie durch große Einfachheit der Verhältniſſe, oder einen ſeltenen Naturreichthum, der allen Bedürfniſſen entgegenkommt und Reibungen verhindert, möglich bleiben, jenen Uebelſtänden begegnen können; aber in größern Staaten, wenn die Entwicklung der Cultur eine Mannichfaltigkeit von Verhältniſſen erzeugt hat, oder die Naturgunſt erſchöpft iſt, iſt dieſe Möglichkeit verſchwunden. Die Anwendbarkeit gewiſſer allgemeiner Formen für alle Gattungen von Staaten iſt ein Traum, an deſſen Verwirklichung nur die glauben können, für welche die Fülle des beſondern Lebens in der Abſtraction ganz untergegangen iſt. Der abgeſonderten Stadtgemeinde gehört die Staatsform der Republik an, ſie wird ſich in ihr im geſunden Zuſtande von ſelbſt entwickeln, und, wenn ſie verdrängt worden ſeyn ſollte, wieder herſtellen; größere, zuſammengeſetzte Staatsganze be-

dürfen dagegen der Monarchie, welche in ihnen die bürgerliche Freiheit nicht nur nicht vernichtet, ſondern vielmehr aus ihrem Princip erzeugt und aufrecht erhält. Aber die Monarchie war den Griechen und Römern in den ſchönſten Zeiten ihrer Geſchichte nicht nur verhaßt, ſondern ihrer Weſenheit nach faſt unbekannt und mit Tyrannis verwechſelt. Was die Geſchichtſchreiber und politiſchen Theoretiker der Alten als das monarchiſche Element in ihren Verfaſſungen hervorheben und preiſen, ermangelt in der Regel grade der Hauptſache, des Unerſchütterlichen der Stellung, durch welche das Staatshaupt, in einem ganz andern Sinne wie der Conſul oder Präſident einer Republik über Stürme und Schwankungen erhaben, auch die mögliche und nothwendige ſtaatsrechtliche Gleichheit aller Bürger ungleich feſter begründen und dafür Gewähr leiſten kann.

Die unerſchütterliche Feſtigkeit, die eiſerne Conſequenz und der große politiſche Verſtand der Römer bewahrten ſie lange vor den übeln Folgen einer Staatsbildung, deren Grundlage das ungleiche Verhältniß zwiſchen der ſouverainen Republik und den unter verſchiedenen Namen von ihr Abhängigen blieb. Doch zeigten ſich im hannibaliſchen Kriege ſehr deutlich die großen Gefahren dieſes Zuſtandes in dem häufigen Abfall von Rom, und ein Jahrhundert ſpäter reichten weder Staatskünſte noch Gewaltſchläge

mehr hin, der Einen Stadt das ausſchließliche Herrſchaftsrecht zu bewahren. Aber das Bürgerrecht, welches die Italiker ſich errungen hatten, konnte jenes tiefliegende Uebel nicht heilen. Statt ein ganz neues Staatsweſen zu begründen, erweiterte man die Stadt über das ganze Land und machte alle Bewohner deſſelben zu Gliedern der Parteien, welche ſie theilten. Und doch wäre für Italien noch eine Ausgleichung denkbar geweſen, wenn die Provinzen dem Staate nicht eine ſo rieſenhaft wachſende äußere Macht und zugleich ſo vielen neuen Krankheitsſtoff zugeführt hätten. Eine Provinz den Launen und der Willkühr eines Statthalters preis zu geben, iſt an ſich ſchon ſchrecklich, aber auch in ſchlecht regierten monarchiſchen Staaten iſt die Furcht vor dem Thron ein mächtiger Zügel, und in einem mehrjährigen Zuſammenleben wird ſich bei dem Gewalthaber, ſchon ſeines eignen Nutzens wegen, Intereſſe für die Regierten entwickeln. Was aber kann Heilloſeres erſonnen werden, als der von Rom beliebte jährliche Wechſel der Statthalter zur Befriedigung der nie geſättigten Habgier ſeiner Gewaltigen? Daß die Welt damals nicht das Schauſpiel ſich wiederholen ſah, welches ihr die Feldherren Alexanders gegeben, rührte von der römiſchen Seelen damals noch unvertilgbar eingepflanzten Vaterlandsliebe, von der Großheit ihres Ehrgeizes her, wonach das Streben eines Römers immer Rom mitumfaßte,

und bloß Barbaren zu beherrſchen ein geringer Gewinn ſchien. Ja unter den Kaiſern, als das Geheimniß längſt enthüllt war, daß die Weltherrſchaft auf andern Grundlagen beruhe als auf Rom, kamen die Gedanken an Trennung und Zerſtückelung nur ſelten auf, und blieben haltungslos. Aber wenn die Provinzen nicht von der Republik getrennt wurden, ſo wurden ſie doch das Mittel, die Republik zu untergraben. In einem Umkreiſe dieſer Art konnte auch die kräftigſte Ariſtokratie ihre Glieder nicht zügeln. Schon in einem Staat mäßigen Umfangs, der zur Unterſtützung ſeiner Beſtrebungen und Unternehmungen, oder zum Schutze gegen ſtets unruhige Nachbaren, anſehnlicher ſtehender Landheere bedarf, wird ſich eine Republik nur mit großer Mühe erhalten. Es iſt nicht bloß der Ehrgeizige, der hier die bereiteſten Mittel findet, auch der Wohlmeinende, nach keiner Tyrannis Lüſterne wird zuweilen der Lockung nicht widerſtehen, dem Wahnſinn wilder Volksverführer durch Soldatenmacht Einhalt zu thun, damit freilich aber auch ſeinerſeits die Verfaſſung untergraben helfen. So haben auch in beſchränkt monarchiſchen Staaten die Stände die Unterhaltung ſtehender Heere immer mit großer Eiferſucht angeſehen und ihr am meiſten entgegengeſtrebt, als der drohendſten Gefahr für ihre Rechte und Frei-

heiten [1]). Im römiſchen Reiche hatte die zunehmende Größe der Eroberungen die ſteigende Vermehrung der Machtmittel, ſie in Unterwürfigkeit zu halten, zur Folge, und je mehr beides wachſend ſich in einander verſchlang, je gefährlicher wurde die Maſſe, wenn der Zwiſt des Ehrgeizes ſeinen Zündſtoff in ſie warf. Die Provinzen wurden die unerſchöpfliche Rüſtkammer für die Bürgerkriege, die nur durch ſie ſo gigantiſch werden konnten. Die Hülfsmittel, die ſie gewährten, waren die Urſache, warum der Würfel über Rom ſo oft außerhalb Roms und Italiens geworfen wurde, warum Pompeius in Rom ſich nicht ſicher glaubte, ſo lange Cäſar in Gallien; Cäſar nicht, ſo lange Pompeius in Griechenland, die Pompeianer in Afrika und Spanien waren; die Triumvirn nicht, ſo lange die Mörder Cäſars, Octavian nicht, ſo lange Antonius über die Kräfte des Orients geboten. Und ſo hätte wol einige Zeit nach der Schlacht bei Actium, wenn der Sieger die alten Wege betreten hätte, das Spiel wieder von Neuem beginnen können, und es

1) Freilich mit Ausnahme des Falles, wo die Volksvertreter ſelbſt ihren Ehrgeiz auf Krieg und Eroberungen richten, und wo eine republicaniſch-geſinnte Partei die Maſſe des Volks durch Befriedigung ihrer Lüſternheit nach Beute in Bewegung zu ſetzen, die Soldaten aber gegen die Krone zu verführen und zu gebrauchen hofft.

hätte fortgetrieben werden können bis zur völligen Auflöſung aller Verhältniſſe. Dieſe Auflöſung wurde verhindert, oder vielmehr um einige Jahrhunderte hinausgeſchoben durch die feſte Begründung des Principats, vermöge deſſen nicht der Fürſt über Rom und Rom über die Provinzen herrſchte, ſondern beide neben einander unter dem Fürſten ſtanden.

Aber wie einleuchtend auch die Nothwendigkeit eines geſchichtlichen Ereigniſſes erſcheinen mag; wer die That vollbrachte, hat ſie mit Freiheit vollbracht, und an ſeiner moraliſchen Zurechnung wird dadurch nichts geändert. Mag die Frucht noch ſo reif zum Abfallen ſeyn; die Selbſtſucht, die an dem Baum ſchüttelt, verderbt ſie, auch wenn ſie urſprünglich vollkommen edler, wie viel mehr, wenn ſie zweideutiger Natur iſt. Die Sittlichkeit des Individuums und die Beſchaffenheit der allgemeinen Verhältniſſe fließen auf einander ein, und die Geſchichte kann die Erwägung der erſtern nicht ablehnen, ohne einem Fatalismus zu huldigen, der die Einſicht in das Innere der Ereigniſſe trübt. Iſt dieſer Satz ſchon im Allgemeinen gültig, ſo findet er hier ganz beſonders ſeine Anwendung, wo, wie ſchon oben bemerkt iſt, die perſönlichen Beziehungen ſo gewichtvoll hervortreten. Wenn Cäſar das römiſche Principat gegründet hätte, und nicht Auguſtus, wie ganz anders würden ſich ſo manche Verhältniſſe entwickelt haben! Fragen wir

nun nach den innern Beweggründen, die den Letztern trieben, sich der Fürstengewalt zu bemächtigen, nach seinem Berufe dazu, nach den Mitteln, die er anwandte, und nach dem Ergebnisse seiner Regierung; wie wird das Urtheil über ihn lauten?

Die Geschichte hat ein sehr verschiedenartiges gefällt. Einige haben über der Stillung des langen und blutigen Parteizwists die Herrschaft der Willkühr, über dem Frieden die beginnende Erschlaffung der Völker, über dem Glanz und dem ehrwürdigen Namen des Kaiserthums späterer Jahrhunderte die Usurpation, durch die es gestiftet ward, vergessen. Ihnen ist Augustus fast Muster eines trefflichen Herrschers, eine Ansicht, die in ihrer Oberflächlichkeit die Widerlegung eben so leicht macht, als sie durch die Schmeichelei, die Einfluß auf sie geübt, verdächtig ist. Zu einem desto strengern Gericht haben sich Andere niedergesetzt, und unter diesen sind die geistreicheren Schriftsteller und die feineren Köpfe. Weit mehr als die Selbstsucht des Augustus klagen sie die Niedrigkeit seiner Mittel an, den Mangel an Beruf zur Weltherrschaft, der dem großen Cäsar an der Stirn geschrieben stand. Was sie dem klaren Bewußtseyn dieses Berufs, dem Muthe und der Offenheit des Oheims vergeben, können sie der List und den Schleichwegen des kleinherzigen Neffen nicht verzeihen. Als die wahre Frucht seines Thuns betrachten sie nicht

ſeine Regierung ſondern die ſeiner Nachfolger, und wälzen einen großen Theil der Schuld des furchtbaren nach ſeinem Tode eingetretenen Zuſtandes auf ihn, als der den Grund dazu gelegt. Der Zweideutigkeit ſeines Charakters wegen glauben ſie ihm nirgends trauen zu können, jede ſeiner Handlungen iſt ihnen verdächtig. Dadurch nehmen ſie aber mehr den Charakter der Ankläger als der Richter an. Noch andre Schriftſteller haben ſich in eine billige Mitte zu ſtellen geſucht, aber größtentheils nur im Vorbeigehen geurtheilt, ſo daß eine nochmalige unbefangene Betrachtung der Verhältniſſe nicht überflüſſig zu ſeyn ſcheint.

Soll man zu jenen ungünſtigen, verdammenden Richtern auch den Tacitus zählen? Es ſcheint, als habe dieſer große Geſchichtſchreiber es gefliſſentlich vermieden, über den Auguſtus ein recht unumwundenes Urtheil auszuſprechen. Da, wo es am natürlichſten erwartet wird, bei der Beſtattung des alten Fürſten, läßt er Freunde und Feinde auftreten und ihre Stimmen abgeben. Aber das Lob ſcheint mit halbem Herzen geſpendet, und könnte von Günſtigen, ja von Unparteiiſchen, leicht vermehrt werden, während der Tadel entſchiedener auftritt und eine ernſtere, feſtere Haltung hat. Wohin ſich demnach das Gemüth des Geſchichtſchreibers neigt, dürfte kaum eine Frage ſeyn; daß man aber darum berechtigt iſt, nach dem Vorgange des Lipſius zu folgern, in der letztern Rede

ſey die Meinung des Tacitus völlig enthalten, bezweifle ich ſehr. Es ſpricht dagegen beſonders der Schluß, wo einer vier und vierzigjährigen Regierung zwei Niederlagen, wie ſie doch auch dem freien Rom in den ſchönſten Zeiten ſeiner Entwicklung nicht fehlten, vorgerückt werden, und mit den Hinrichtungen bei der Entdeckung einiger Verſchwörungen ſo zuſammengeſchoben, daß der Friede, deſſen die Römer unter dieſer Regierung genoſſen, als ein blutiger bezeichnet werden kann [1]). In dem gehäſſigen Eindruck, welchen dieſe entſtellende Wendung hervorbringt, liegt eine Ungerechtigkeit, von der man ein zweites Beiſpiel im Tacitus vergebens ſuchen würde. Er ſcheint mir daher nur andeuten zu wollen, daß der Groll den edlern und beſſern Seelen angehörte, und daß ſie genügenden Grund dazu hatten, keineswegs aber will er alle Aeußerungen vertreten, zu welchen dieſer Groll die Heftigen fortriß. Daß er ihn theilt, will er nicht verhehlen, auch in einigen andern gelegentlichen Aeußerungen iſt vorherrſchende Bitterkeit unverkennbar. So in einer bald folgenden Stelle [2]), wo er der Erwäh-

1) Pacem sine dubio post haec, vero cruentam: Lollianas, Varianasque clades, interfectos Romae Varrones, Egnatios, Iulos. Annal. I, 10.

2) Annal I, 11. Von einer andern dahin gehörigen Aeußerung Annal. III, 24. wird weiter unten noch die Rede ſeyn.

nung des den Nachfolgern ertheilten, ſehr verſtändigen Rathes, die Reichsgrenzen nicht zu erweitern, die Bemerkung hinzufügt, es ſey ungewiß, was ihn eingegeben, ob Beſorgniß, oder Neid (auf den Ruhm ſpäterer Fürſten). Dieſe Bitterkeit bezieht ſich offenbar auf den perſönlichen Charakter des Auguſtus, auf das Falſche, Verſteckte, Hinterliſtige in ihm, nicht auf ſeine That, nicht auf den Umſturz der Verfaſſung durch ihn. Denn darüber hat ſich Tacitus nie getäuſcht; er wußte, daß die wahren Gründe dieſes Umſturzes in den Verhältniſſen lagen, die Wiederherſtellung der Republik hielt er für einen müßigen Traum [1]). Dieſe Einſicht erhielt ſich nicht. Vier Jahrhunderte nach Tacitus ſucht der Grieche Zoſimus, ſchon von Trümmern des zuſammenſtürzenden Reichs umgeben, und doch über das wahre Weſen des Staatslebens, über die Gründe ſeines Steigens und Fallens unbelehrt, die Urſache des Verderbens allein in der Verwandlung der Ariſtokratie in eine Monarchie, und nach einem Beweiſe haſchend, daß der Verfall ſich

1) M. ſ. Süvern Ueber den Kunſtcharakter des Tacitus in den Abhandl. d. hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1822 und 1823. S. 84 fgg., wo die Hauptſtellen angeführt ſind, und vergl. Ulrici's Charakteriſtik der antiken Hiſtoriographie. S. 272.

gleich mit dem Octavian eingeſtellt, weiß er nichts anzuführen, als die unter dieſem aufgekommenen Pantomimen [1]).

Weit entſchiedener lauten die Anklagen der Neueren gegen den Auguſtus, weit ſtärker tritt ihre Neigung, ja ihre Abſicht hervor, ihn herabzuſetzen, alle ſeine Handlungen recht gehäſſig auszulegen, das Gute und Heilſame auf ſchlimme Beweggründe, das Gelungene auf die Gunſt des Zufalls zurückzuführen. Wenn er, trotz des Mangels an kriegeriſchen Eigenſchaften, die Legionen ſo zu gewinnen und zu lenken wußte, daß er durch ſie zur Weltherrſchaft gelangte: ſo kam dies nach Montesquieu [2]) daher, weil die Soldaten ihn ſeiner natürlichen Feigheit wegen nicht fürchteten und alſo das, was ihn am meiſten ſchändete, ihn am wirkſamſten beförderte; denn hätte er gleich bei ſeinem Auftreten Seelengröße gezeigt, ſo würde man ihm nicht getraut haben, und hätte er mehr Kühnheit beſeſſen, ſo würde er dem Antonius nicht die Zeit gelaſſen haben, alle die Thorheiten zu begehen, durch welche er ſich ins Verderben ſtürzte. Wenn er von der Rachſucht und Grauſamkeit ſeiner Jugend im Alter zu Schonung und Milde überging, ſo bemerkt

1) Histor. I, 5. 6.

2) Considerations sur les causes de la grandeur des Romains. Ch. 13.

Gibbon [1]), daß er Cicero's Aechtung und Cinna's Begnadigung wahrſcheinlich in derſelben Gemüthsſtimmung unterſchrieb, denn ſeine Tugenden ſeyen künſtlich geweſen wie ſeine Laſter, ſeine Mäßigung nur von ſeiner Furcht eingegeben. — Mehr Geſchmack an der genußreichen Ruhe unter einem friedliebenden Fürſten als dem Franzoſen, der ſich nach freien Formen der Regierung ſehnte, und als dem Engländer, der auf ihren Beſitz ſtolz war, ſollte man einem deutſchen Schriftſteller zutrauen, der ſich immer als einen warmen Lobredner behaglicher Zuſtände zeigt; und doch hat Niemand den Charakter des Auguſtus ſo entſchieden herabgewürdigt als Wieland [2]). Er nennt die Verwandlung des ruchloſen Tyrannen in einen wohlthätigen Fürſten die ſeltſamſte aller ſeltſamen Erſcheinungen, die ein unauflösliches Räthſel bleiben würde, wenn der Schlüſſel dazu nicht in der berühmten, von dem ſterbenden Fürſten an ſeine Freunde gerichteten Frage läge, ob er den Mimus des Lebens leidlich geſpielt. Durch dieſen Aufſchluß, meint Wieland, würden alle löblichen Handlungen des Mannes in ihr wahres Licht geſtellt, alle ſchönen Geſtalten, unter welchen er ſich von ſeinem vier und dreißigſten

1) Vol. I. p. 94. der basler Ausgabe.

2) Horazens Briefe, Einl. zu B. II. Br. 1.

Jahre an der Welt zeigte, begreiflich, und es bleibe nichts Bewundernswürdiges an ihm, als die Kunſt, womit er die Rolle, die ihn Mäcenas und Agrippa ſpielen gelehrt hatten, über vierzig Jahre auszuhalten gewußt. Denn ſeine ganze glorwürdige Regierung hindurch habe er eben nur Komödie mit den albernen Römern geſpielt, da er aber nicht ohne Talent zur hypokritiſchen Kunſt geweſen, habe er ſeine Rolle ſo gut ſpielen gelernt, daß ſie ihm endlich natürlich geworden ſey.

Der Standpunct pſychologiſcher Zergliederung, auf welchem dieſe Urtheile gefällt ſind, täuſcht mit dem blendenden Scheine der Einheit, welche das Verſchiedenartige verknüpfen ſoll, hellt aber die Geſchichte nicht auf, ſondern verfälſcht ſie. Gegen ſolche Verfälſchungen, deren nicht wenige eingeſchwärzt worden ſind, iſt man wol noch immer nicht genug auf der Hut, und Manches gilt als das reine Ergebniß unzweifelhafter Thatſachen, was ſeinen Urſprung nur in einſeitiger Reflexion hat.

Gehen wir nun zu einer etwas nähern Beleuchtung der Thatſachen über, auf welche jene Anklagen gebaut ſind, und ziehen wir zuerſt die Grauſamkeiten in Betracht, welche die Jugend des Auguſtus beflecken; ſo werden hier die Anſichten wol am wenigſten abweichen, obſchon nicht überſehen werden darf, daß die Angaben der Alten nicht völlig übereinſtimmen. Der

ſchmeichleriſche Velleius [1]) wird freilich mit ſeiner Behauptung, daß die Gräuel der Proſcriptionen, von denen er ſelbſt im nächſten Capitel ſagt, daß keine Klage, kein Ausdruck ſie entſprechend zu ſchildern vermöchte, nur dem Antonius und dem Lepidus zuzuſchreiben ſeyen, bei Niemand Glauben finden, doch muß man aus Tacitus [2]) ſchließen, daß dies eine unter und von der Partei des ſpätern Alleinherrſchers ſehr verbreitete Meinung war. Mehr Gewicht als dieſe befangenen oder mit abſichtlicher Verfälſchung ausgeſprochenen Urtheile wird Dio Caſſius haben, der zwar den Octavian nicht ganz freiſpricht, den beiden Andern aber die bei weitem größere Blutgier zuſchreibt [3]). Jener, fügt er um dieſe Meinung annehmlich zu machen hinzu, wurde durch keinen Beweggrund veranlaßt, die Hinrichtungen zu häufen, denn er war von Natur nicht grauſam, und als ein junger Mann, der eben erſt angefangen hatte, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, konnte er auch nicht Urſache haben, Viele zu haſſen. Aber

---

1) II, 66.

2) In der oben ſchon angeführten Rede, welche er den Günſtigen in den Mund legt, heißt es: **multa Antonio, dum interfectores patris ulcisceretur, multa Lepido concessisse.**

3) XLVII, 7.

auch Dio darf bei allgemeinen Urtheilen über den Auguſt nur mit Mißtrauen gehört werden, und wenn man die Erbarmungsloſigkeit bedenkt, mit welcher dieſer nach der Schlacht bei Philippi, und beſonders nach der Einnahme von Peruſia, wo er völlig allein ſtand, verfuhr [1]), ſo wird man geneigt ſeyn, dem unparteiiſchen Sueton zu glauben, wenn er ſagt [2]): den Proſcriptionen habe er ſich anfangs widerſetzt, als ſie aber ihren Anfang genommen, ſey er härter und unerbittlicher geweſen, als ſeine beiden Genoſſen. Dieſes ſtimmt mit ſeiner Denkweiſe überein: er trug Bedenken, Terroriſt zu werden, nachdem er ſich aber ein Mal dafür entſchieden, war er es am conſequenteſten. Doch iſt wol Manches, was ihm zur Laſt gelegt ward, für übertrieben oder ganz erfunden zu halten. Zu dieſem ſcheint die Geſchichte des Prätors Q. Gallius zu gehören, den er auf den bloßen Verdacht hin, bei der Begrüßung ein unter dem Gewande verſtecktes Schwert getragen zu haben, ſoll haben foltern, und, als er nichts geſtand, dennoch zur Hinrichtung führen laſſen, nachdem er ihm vorher mit eigner Hand die Augen ausgebohrt. Er ſelbſt erzählte in den Denkwürdigkeiten, die er über ſein Leben verfaßt, daß Gallius nur aus der Stadt

1) Suet. Octav. 13. 15.
2) Daſ. C. 27.

gewieſen worden, und dann durch Schiffbruch oder Räuber umgekommen ſey. Vielleicht erfanden Gegner jene Umſtände, um den gehaßten Machthaber dem Sulla gleichzuſtellen, der, nach der Erzählung des Valerius Maximus [1]), den Prätor M. Marius vor der Hinrichtung die Augen ausriß und auf andre Weiſe marterte, welcher Ausbruch unmenſchlicher, wilder Grauſamkeit wol noch beſonders im Andenken des Volkes war. Doch durch die Wegräumung eines ſolchen einzelnen Frevels wird die Schale zum Vortheil des Octavian noch nicht ſonderlich ſinken. Der Mord ſo vieler edler Männer laſtet um ſo ſchwerer auf ihm, weil Ausbrüche leidenſchaftlichen Zornes nicht in ſeiner Gemüthsart lagen, weil er verſteckt auftrat und immer mit großer Kaltblütigkeit und berechnender Beſonnenheit handelte.

Wer kann aber läugnen, daß, wenn je ein Fürſt das Seine gethan, um das Andenken an ſolche Thaten bei der Mitwelt zu verwiſchen, und den Haß, den er dafür verdient, durch große und mannichfaltige Wohlthaten in Liebe zu verwandeln, es gewiß Auguſtus gethan hat! Gegen die Zeit der Schlacht bei Actium, nach ſo unaufhörlichen, ſo zerſtörenden Stürmen müſſen in Rom Viele den Glauben an die Wiederkehr eines beſtändigen Friedens und feſter Ordnung

1) IX, 8. 1.

ſchon für einen täuſchenden Traum gehalten haben. Und nun folgte ſo ſchnell die Erfüllung deſſen, was man kaum mehr zu hoffen gewagt. Die Hinrichtungen aus politiſchen Gründen, welche in die Zeit der fürſtlichen Regierung des Auguſtus fallen, können die Römer aus dem ruhigen Genuſſe dieſes Friedens nicht aufgeſchreckt haben. Das Racheſchwert traf nur die, welche ſich wider das Leben des Fürſten entſchieden verſchworen hatten [1]), kein Andrer wurde in ihr Schick-

1) Zu dem Blute, welches für Vergehungen dieſer Art floß, glaube ich auch das des Julus Antonius, des Sohnes des Triumvirs, rechnen zu dürfen, der, als die Schande der Julia offenbar ward, als einer der Ehebrecher, entweder, wie Dio Caſſius (LV, 10.) erzählt, mit Andern hingerichtet wurde, oder, nach Velleius (II, 100) ſich ſelbſt den Tod gab. So ſehr nun auch Auguſtus bemüht war, der herrſchenden großen Unſittlichkeit durch Geſetze und angedrohte Strafen zu ſteuern, ſo ſcheint es mir doch ganz unglaublich, daß er dieſe Ausſchweifungen als ſolche mit einer ſo blutigen Strenge gerächt haben ſoll. Es dürfte alſo wol anzunehmen ſein, daß er weniger den Ehebruch beſtraft hat, als den Plan des Julus Antonius, von welchem Dio Caſſius ſpricht, ſich nämlich mit Hülfe der Julia der Herrſchaft zu bemächtigen, ein Plan, der ihm vielleicht gefährlicher ſchien, als die übrigen Verſchwörungen, weil er von dem Sohne eines einſt ſo mächtigen Mannes ausging, an deſſen Namen ſich

ſal verwickelt, auch ihre genaueſten Freunde nicht, wie das Beiſpiel des Peripatetikers Athenäus aus Seleucia beweiſ't. Dieſer, der dem Varro Murena ſehr nahe ſtand, floh, als deſſen Pläne entdeckt waren, mit ihm aus Rom und wurde mit ihm ergriffen, da aber kein Beweis ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung vorgebracht wurde, entlaſſen [1]). Dies war nur Gerechtigkeit, aber eine Gerechtigkeit, die in republicaniſchen Stürmen oft verletzt worden iſt, doch auch mancher Zug ächter Milde und Menſchenfreundlichkeit findet ſich unter den Handlungen des Fürſten. Dafür liebte ihn aber auch das Volk wahrhaft, es hing an ihm, es verehrte ihn mit Aufrichtigkeit und Innigkeit, es ſah ihn als ſeinen Schutzgott an; denn da es ſich mit dem Verluſte der politiſchen Freiheit ein Mal ab-

---

ſo manche Erinnerungen knüpften. Gern mag der Fürſt die Gelegenheit ergriffen haben, die Sache ganz in das Licht der verletzten Keuſchheit und Ehre zu rücken, da in der öftern Wiederholung der Strafen für Anſchläge auf ſeine eigne Perſon etwas Gehäſſiges lag. Iſt dieſe Vermuthung gegründet, ſo löſ't ſich dadurch die Verwunderung des Dio, daß er andern Perſonen als ſeiner Tochter daſſelbe Vergehen verziehen habe; und die ſtrenge Rüge, welche Tacitus, Annal. III, 24, über dieſe große und ungewöhnliche Härte ausſpricht, kann nur die Form treffen.

1) Strabo XIV. p. 670.

gefunden hatte, ſo erkannte es die Wichtigkeit und Größe deſſen, was es ihm verdankte, deſto unbefangener. Dieſe Anhänglichkeit und ihre Beweggründe ſchildert Horaz, wenn er in der fünften Ode des vierten Buches ſagt:

Wie die Mutter den Sohn, welchen mit neidiſchem
Hauch der zögernde Süd jenſeit karpatiſcher
Meereswogen bereits über des Jahres Friſt
Vom ſüßwinkenden Haus entfernt,

Fromm durch Zeichen und Flehn, fromm mit Gelübden ruft,
Und vom krummen Geſtad nimmer das Antlitz kehrt:
So mit bangem Gefühl inniger Zärtlichkeit
Sucht dich, Cäſar, das Vaterland.

Denn nun wandelt der Stier ſicher die Flur hindurch;
Ceres nähret die Flur ſegnend mit Fruchtbarkeit;
Durch befriedetes Meer fliegen die Schiffer hin;
Und untadliche Treue gilt.

— — — — — — — — —

Froh verlebet den Tag jeder auf eignen Höhn,
Und vermählet dem Baum bräutliche Reben dort;
Froh dann kehrt er zum Wein, und bei dem feſtlichen
Nachtiſch preiſet er dich als Gott.

Dich mit vielem Gebet ehret er, dich mit Moſt,
Aus den Schalen geſprengt; und bei den Laren ſteht
Deine Gottheit, wie einſt Grácia Kaſtors war
Eingedenk und des Hercules.

Daß Horaz die Oden an den Auguſt mehr der beſtehenden Verhältniſſe willen als aus innerm Drange dichtete, iſt nicht zu bezweifeln, daß er aber den Stoff zu ſeinem Lobe nicht wie ein niedriger Schmeichler aus der Luft griff; daß er ſich vielmehr an eine herrſchende Stimmung anſchloß, die er ausſchmückte und als Dichter ausſchmücken durfte, dafür bürgt ſeine Denkweiſe.

Und mit allen dieſen Verdienſten ſoll Auguſtus nichts geweſen ſein, als ein Heuchler, alle dieſe Liebe des römiſchen Volks, die ſich bei mehr als Einer Gelegenheit ziemlich ſtürmiſch Luft machte, ſoll er ſich erworben haben als ein leidlicher Schauſpieler! Er ſoll es ſogar am Ende ſeiner Laufbahn ſelbſt eingeſtanden haben mit jener Frage: ob er den Mimus des Lebens gut geſpielt! Aber wem, der nicht ſchon mit dem ausgebildeten Vorurtheil von der ſteten Hypokriſie des Mannes zu dieſer Stelle kommt, würde es einfallen, ſie ſo zu deuten? Welcher Unbefangene würde einem Sterbenden, der ſo viele Mühe darauf gewandt, ſich einen guten Ruf zu bilden, die Abſicht unterſchieben, ein Verdammungsurtheil über ſein ganzes Leben auszuſprechen und dadurch den Erfolg jener Mühe wieder zu zerſtören? Die einfache und natürliche Deutung jener Frage liegt ſo nahe, daß es ohne dieſes Mißverſtändniß kaum nöthig ſcheinen dürfte, darauf hinzuweiſen. Unzählige Male haben Alte und Neuere

das Leben mit einem groſsen Drama verglichen, ohne dabei an die Verwandlung des Schauſpielers in eine ihm fremde Natur auch nur entfernt zu denken. Und ſo wollte denn auch der ſterbende Fürſt nur ſagen: habe ich die mir vom Schickſal in dem groſsen Weltdrama angewieſene Rolle gut durchgeführt? Die ihm zugefallene Rolle war die der Weltherrſchaft; und ſollte denn dem Auguſtus bei einem Rückblick auf ſeine Regierung nicht auch eingefallen ſeyn, daſs er ſich derſelben auf eine für die Zuſchauer weit läſtigere Weiſe hätte entledigen können? und daſs er daher nicht unwürdig des Beifalls ſey, zu dem er mit den Schluſsverſen einer griechiſchen Komödie aufforderte:

— — Hat gefallen und befriedigt dieſes Spiel;
Schenket insgeſammt ihm Beifall, klatſchend mit Gewogenheit.

Und warum ſoll ſich Auguſtus entſchloſſen haben, eine Rolle, die ihm ſehr läſtig ſeyn muſste, weil ſie ſeiner Natur ſo ſehr widerſtrebt haben ſoll, vierundvierzig Jahre hindurch auf ſich zu nehmen? Wir hören, ſeiner eignen Sicherheit wegen; es war die Furcht, die ihn zu einem wohlthätigen Fürſten machte. Aber ſind denn die guten Fürſten immer die, die am ſicherſten geſtellt ſind? Wird der Fanatismus, der begeiſterte Republicanismus ſie mehr ſchonen als andre? Dem letztern iſt vielleicht der beſſere Fürſt grade der verhaſstere, wie in den Tagen ſcharfer Par-

teiung jedes Extrem weit lieber das ihm ſchroff entgegengeſetzte aufkommen ſieht, als Billigkeit und Mäßigung, denn gegen dieſe die Vernünftigen und Wohlmeinenden einzunehmen iſt ſchwer, während Uebertreibung, leidenſchaftliche Heftigkeit und Willkühr wider ſich ſelbſt die ſchneidendſten Waffen ſchmieden. Hier pflegt der politiſche Haß den Gegner zu erwarten, und wenn er ſich getäuſcht ſieht, wird ſeine Feindſchaft nur erbitterter. Auguſtus wäre daher ein ziemlich kurzſichtiger Politiker geweſen, wenn er durch eine wohlthätige Regierung den Grimm ſeiner politiſchen Widerſacher zu entwaffnen geglaubt hätte: und wenn es wahr wäre, was Montesquieu ſagt, daß er, Herr und Meiſter geworden, nur aus Staatskunſt an der Wiederherſtellung der Ordnung gearbeitet habe, um die Römer das Glück, von einem Einzigen regiert zu werden, empfinden zu laſſen; ſo müßte man geſtehen, daß er dadurch weit mehr für die Gründung und Feſtſtellung der Alleinherrſchaft überhaupt, als für ſeine eigne Sicherheit geſorgt haben würde. Aber abgeſehen von der Frage, wem eine ſolche Heuchelei am meiſten zu gut gekommen wäre, iſt dieſe Unterſchiebung ſchlimmer Motive gewiß eine Behauptung, mit welcher der gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber gar nicht behutſam genug verfahren kann. Denn wenn die Durchführung einer beliebigen Hypotheſe hinreichte, ſie zu rechtfertigen; wie Viele wären dann wol in der

Weltgeschichte, die von Verunglimpfungen dieser Art verschont blieben, Verunglimpfungen, deren sich allerdings Zeitgenossen und spätere Beurtheiler schon oft genug schuldig gemacht haben. Es sind dadurch größeren und reineren Gemüthern als Augustus Flecke angesprützt worden, an denen noch lange zu waschen ist, ehe sie für befangene Augen verschwinden. Der Schluß von einzelnen Handlungen, bei welchen die selbstsüchtigen Triebfedern auch noch so klar vor Augen liegen, bleibt immer nicht nur ein übermäßiger Rigorismus, sondern wird sich in vielen Fällen auch als ganz grundlos erweisen. Gerechtfertigt kann diese Ansicht nur seyn, wenn von der schlimmen Absicht auch das scheinbar Gute durchdrungen und vergiftet ist, was man in den Regierungsmaaßregeln des Augustus schwerlich wird nachzuweisen vermögen. Soll aber die Heuchelei so künstlich durchgeführt seyn, daß auch diese Spuren der bösen Absicht verwischt sind, was kann alsdann dem Historiker an der Auffindung, was der Welt am Vorhandenseyn derselben liegen? Zufrieden, gut regiert zu werden, ist ihr dieses haarscharfe Unterscheiden der Motive gleichgültig, welches, wenn die Sachen auf diese Spitze gestellt werden, auch nur dem möglich ist, der Herz und Nieren prüft.

Doch der Beweis für den Ungrund jener Behauptung kann noch näher geführt werden. Wäre es wahr, daß Augustus bei seiner scheinbaren Sorge für

das Beſte des Volks nur ſich im Auge gehabt; ſo müßte er vor Allem gefallſüchtig, er müßte ein Demagog auf dem Throne geweſen ſeyn, eine Rolle, welche dem Uſurpator in einer Republik allerdings ſehr nahe liegt. Sueton [1]) führt aber mehrere Handlungen des Fürſten an, wo er ſich dem Begehren des Volks ſo wenig fügſam zeigt, daß er vielmehr die ungeſtüme Gier deſſelben mit Würde und Feſtigkeit zurückwies, woraus der wahrheitsliebende und billige Schriftſteller mit Recht ſchließen zu dürfen glaubt, daß Auguſtus ein Fürſt geweſen, der das Heil des Volkes ſeiner Gunſt vorzog [2]). Eben ſo wenig ſchmeichelte er den eigentlichen Werkzeugen ſeiner Macht, den Soldaten, durch Nachſicht, ſondern hielt unerſchütterlich auf die Strenge der alten Mannszucht, und ſtellte die wankende und erſchlaffte wieder her. Doch es ſey ſogar, daß er in Allem, was er Heilſames für Rom that, nie eine Spur von Wohlwollen in ſeiner Seele fühlte, es ſey, daß er aus der Saat guter Handlungen keine Frucht ärndten wollte, als die Gewähr des Lebens und der Herrſchaft: ſollen wir es ihm denn gar nicht anrechnen, daß er dieſe Gewähr eben hierin ſuchte, während ſo viele Uſurpatoren und Tyrannen vor und nach ihm ſie nur in den Blutſtrömen zu finden

1) Octav. cap. 42.

2) Saluber magis quam ambitiosus princeps.

glaubten, welche sie aus quälendem Argwohn unaufhörlich vergossen? Mit seinem Alter wachsen Argwohn und Furcht nicht, werden nicht ängstliche Sicherheitsmaaßregeln getroffen und gehäuft, wir lesen nicht, daß sein Kranken- und Sterbelager von schreckenden Gespenstern, welche scheidende Tyrannen so oft verfolgen, umstellt gewesen sey.

Nehmen wir also doch einfach und unbefangen das Gute als gut, und lassen wir uns durch das Auffallende und Seltsame jener Seelenverwandlung nicht stören! Mag sie ein psychologisches Räthsel seyn, die Geschichte hat wol einen andern Beruf und andere Dinge zu thun, als solche Räthsel zu lösen. Sie lernt das Wunderbarste aller Dinge, das Menschenherz, in zu mannichfaltigen Gestalten kennen, als daß sie sich durch seine Widersprüche irre machen lassen sollte. Und doch ist es vielleicht so gar schwer nicht, den frühern und den spätern Octavian wenigstens in einige Uebereinstimmung zu bringen.

Er war nicht ganz ohne Gemüth, doch seine Leidenschaften, die unter einer kalten Hülle und bei einer seltenen Selbstbeherrschung, so lange sie noch unbefriedigt waren, in seinem Innern nur um so heftiger glühten, waren stets mächtiger als jede gemüthliche Regung, aber auch wo es die Erreichung eines wichtigen Zieles galt, stets der Herrschaft des Verstandes unterworfen. Die Leidenschaften, die ihn in

seinen jüngeren Jahren am meisten erfüllten, waren Rachsucht und Ehrgeiz. Um seinen Großoheim zu rächen, nicht nur an seinen Mördern, sondern auch an denen, die sich über seinen Fall am meisten gefreut, noch mehr, um die wirksamsten Gegner seiner künftigen Größe aus dem Wege zu räumen, war er grausam bis zur höchsten Unbarmherzigkeit. Aber diese Grausamkeit, die nicht aus der Lust einer völlig verderbten und verwilderten Natur am Bösen entsprang, trat bald hinter den Ehrgeiz zurück. Nach der Beendigung des perusinischen Krieges fand er einen fernern Terrorismus zwecklos, und in dem Maaße, als er von Nebenbuhlern befreit ward, wurde er milder und gütiger gegen das Volk [1]). Als nun sein Glück fortfuhr, zu ersetzen, was ihm an hervorstechender und fortreißender Kühnheit gebrach, als Antonius besiegt war und er allein stand; da lag auch das Ziel des Ehrgeizes nicht mehr jenseits weitaussehender Kämpfe. Entschlossen, die große Gunst des Glücks zu benutzen, die Stelle, auf die es ihn gehoben, nicht für den Schatten einer abstracten Tugendrepublik, die weder Kern noch Wesenheit mehr hatte, hinzugeben, wagte er sich nach kurzer Ueberlegung an die Lösung der schwierigen Aufgaben: absterbende und sich auflösende Verfassungsformen zu beseitigen, ohne sie zu zerstören,

1) Appian. de bell. civ. V, 130. Dio Cass. XLIX, 15.

und die tiefen, dem Reiche durch so viele Kriege geschlagenen Wunden durch eine zweckmäßige Verwaltung zu heilen. Was die Welt bedurfte, konnte ihm nicht entgehen, und ihr nächster Vortheil, die Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse gingen mit seinem Vortheil und der Befriedigung seiner Ehrbegierde Hand in Hand, einer Begierde, die nicht bloß nach äußerer Ehre und Macht strebte, sondern auch nach dem Ruhme der Wiederherstellung des Friedens [1]). Und wie der reine Verstand an der Erforschung, Zergliederung, Bildung eines Kunstwerks eine Freude findet, welche man von Gemüth und Liebe ganz abgesondert denken kann, so betrachtete Augustus den Staat und seine Verwaltung, so fand sein Geist hier eine Beschäftigung und Befriedigung, die weit über dem bloßen Machtbesitz stand, auf dessen Erhaltung die gewöhnlichen Tyrannenkünste sich beschränken. Sieht man seine Regierung von dieser Seite an, so darf

1) Man hat daher auch gar keinen Grund, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seines Angelöbnisses zu setzen: Ita mihi salvam ac sospitem rempublicam sistere in sua sede liceat, atque eius rei fructum percipere, quem peto, ut optimi status auctor dicar: et moriens ut feram mecum spem, mansura in vestigio suo fundamenta reipublicae, quae iecero. Sueton. Octav. c. 28. Freilich gab es Leute, die sich einen ganz andern optimus status dachten, als er.

man, um ihre Weſenheit und Art zu erklären, weder zu einer gänzlichen Umwandlung ſeiner Natur, noch zu einer bloßen, mühſam durchgeführten Täuſchung ſeine Zuflucht nehmen.

Die Löſung jener beiden Aufgaben erforderte ein bedeutendes Maaß von Geiſt und Klugheit, ein ſolches war aber auch dem Auguſtus zu Theil geworden. Ein ſehr feiner, durchdringender Verſtand, der die Verhältniſſe ſchnell überſchaut und die rechten Mittel, ſie zu behandeln, mit Sicherheit findet, war das Hervorſtechende ſeines Weſens. Dafür zeugt ſeine ganze Geſchichte, dafür zeugen die wenigen Ueberbleibſel aus ſeinen Briefen und ſonſtigen Schriften [1]). Ohne dieſe

1) Dieſer Verſtand und Geſchmack, der ſich in ſeinen Schriften offenbart, iſt von den Alten ſehr gelobt worden, und wer ſelbſt Geſchmack hat, wird nicht anſtehen, ihren Urtheilen beizutreten, wenn er die Fragmente durchgeht, die zuerſt Rutgers geſammelt, dann Johann Albert Fabricius vollſtändiger herausgegeben hat. Geiſt und treffender, ſchlagender Witz leuchtet auch aus ſeinen Scherzreden hervor. Er dichtete zuweilen während des Badens Epigramme, die allmälig zu einem ganzen Buche erwuchſen, von welchen uns indeß nur Eins aufbehalten iſt, und zwar ſeiner Obſcönität wegen, indem es Martial (XI, 21.) ganz anführt, um die eigne durch das Beiſpiel des berühmten Fürſten zu entſchuldigen. Obſchon dieſes Sinngedicht daher in einer anſtändigen modernen Geſellſchaft nicht

Eigenſchaft iſt die Regierung eines Staats, in welchem mehrere Menſchenalter hindurch Alles ſo aus den Fugen gekommen war, gar nicht denkbar. Viele Schriftſteller aber, nicht zufrieden, den Charakter des Auguſtus, gegen den ſich allerdings ſo Vieles mit gutem Grunde ſagen läßt, herabgewürdigt zu haben, verkümmern ihm auch dieſes Lob, indem ſie alle Regierungsmaaßregeln, welche den unläugbaren Stempel der Einſicht tragen, nur ſeinen beiden berühmten Gehülfen, dem Agrippa und dem Mäcenas zugeſchrieben wiſſen wollen. Aber denen, welche ſich das Bild von zwei Miniſtern, welche zum Ruhme und für den Namen ihres Herrn mit unermüdetem Eifer wirken, ausgemahlt haben, hat ſich die Vorſtellung eines gebornen Herrſchers und moderner Zuſtände untergeſchoben, welche auf eine alte Republik gar keine Anwendung findet. Sie ſcheinen an Ludwig XIV. und ähnliche Fürſten gedacht zu haben, ohne zu erwägen,

---

zu produciren iſt, ſo hat doch Rutgers vollkommen Recht, wenn er ſagt, daß es durch die Schönheit ſeines ungeſchmückten Ausdrucks das Verlangen des Leſers nach den verlorenen rege mache. Merkwürdig iſt dieſes Epigramm übrigens auch in hiſtoriſcher Beziehung, indem es auf eine geheime, aber wahrſcheinlich ſehr wirkſame Urſache des peruſiniſchen Krieges anſpielt und in den letzten Worten gleichſam den Anfang des Krieges ſelbſt bezeichnet.

daß nur weil der Fürſt in einer durch alte Inſtitutionen begründeten Wahlmonarchie, noch mehr der aus einem alten ſeit Jahrhunderten im Beſitz des Thrones befindlichen Königsgeſchlecht ſtammende, auf einen von allen ſeinen Unterthanen ganz verſchiedenen Platz geſtellt iſt, das höhere Talent ſich ihm zu perſönlichem Dienſte verpflichten kann, ohne dadurch an der vollen Bedeutung ſeiner That etwas einzubüßen, während in allen anderen Verhältniſſen eine ſolche freiwillige Unterordnung des Begabteren nur um der Geſetze und des Wohles des Vaterlandes willen, nie einer Perſönlichkeit zu Liebe geſchieht. Wie aber käme jener Gedanke, jene Vorſtellung nach Rom zu einer Zeit, wo nur eben die erſten Fundamente zu einer Monarchie gelegt wurden? Warum ſollte ein ſo fähiger Feldherr wie Agrippa alle Zwecke des Octavian mit ſo vieler Kraftanſtrengung gefördert, warum einen feigen, nur in Verſtellungskünſten geſchickten Jüngling zur Herrſchaft über die Welt verholfen haben? Warum wäre denn der Gedanke in ihm nicht aufgekommen, ſich ſelbſt an den Ort zu ſtellen, wohin er einen andern ſchob? War etwa die Erblichkeit der Gewalt in Rom ſo alt und hergebracht, daß die Legionen nur für den Erben des großen Julius, und wenn er noch ſo unbedeutend geweſen wäre, hätten ſtreiten wollen? Nein, nur Eigenſchaften des Geiſtes nicht gewöhnlicher Art können es geweſen ſeyn, welche die Bereit-

willigkeit des Feldherrn, die Anhänglichkeit der Soldaten schufen und erhielten. Der feine Verstand, die überlegene Klugheit des Octavianus imponirten beiden, und hielten sie wie mit Zauberbanden an ihn gefesselt.

Wol war in Rom Alles zur Alleinherrschaft reif, wol waren, wie Tacitus sagt, die trotzigsten Republicaner durch Krieg und Aechtung gefallen, während der Rest der Edlen das Sichere dem Gefährlichen vorzog. Aber wenn die Frucht auch reif war, so hing sie doch noch ziemlich hoch, man mußte sich zu ihr emporzuschwingen vermögen, um sie zu pflücken und in die Tasche zu schieben. War die Welt auch in dem halben Menschenalter, seitdem Cäsar über den Rubicon gegangen, um Vieles gefügiger geworden, war auch kein Pompeius mehr vorhanden und Antonius in Lüsten untergegangen; so waren doch die Römer noch nicht so entartet, daß sie nicht Kraft genug mehr besessen hätten, um einen bloß listigen Schleicher bei Seite zu schieben, sammt einigen Gehülfen, denen sogar der Muth fehlte, für sich selbst hervorzutreten. In einem von Factionen zerrissenen Staate, wo die verschiedenartigsten Versuche, zu einer festen bürgerlichen Ordnung zu gelangen, fehlgeschlagen sind, mag es geschehen, daß die mit der Erbschaft eines hohen Namens geschmückte Mittelmäßigkeit von einer zahlreichen Partei ihres Vortheils wegen emporgetragen wird, be-

ſonders von einer ſolchen, die nicht kühne Streiche vollführen, ſondern zwiſchen zwei Extremen behutſam hindurchſchlüpfen will. Aber kein ſolcher Zuſtand, keine ſolche Partei waren im damaligen Rom. Die beſtehende Staatsverfaſſung war kraftlos und hinfällig, aber keine revolutionäre Richtung dagegen war verbreitet, vielmehr Anhänglichkeit für die alten Formen vorhanden. Weſentliche Veränderungen bedurften daher nicht nur vieler Klugheit, ſondern auch einer beſonders ſichern, feſten Hand.

Als Octavianus an dieſes Werk ging, trat ihm gewiß mit aller Stärke die Wahrheit deſſen vor die Seele, was Tacitus dem Galba zum Piſo Licinianus ſagen läßt: „Du wirſt Menſchen zu beherrſchen haben, welche weder völlige Unterwürfigkeit noch völlige Freiheit zu ertragen vermögen“ [1]). Wer Oberherr eines ſolchen Volkes ſeyn wollte, mußte es durch Formen zu ködern und zu bethören wiſſen. Daß ein ſittlich reines Gemüth vor einem Plane zurückgeſchreckt wäre, der eines ſolchen Blendwerks zu ſeiner Ausführung bedurfte, kann keine Frage ſeyn, allein zu dieſen Gemüthern gehörte Auguſtus nicht, ſolche Bedenklichkeiten machten ihn in der Ausführung ſeiner Abſichten nicht irre.

---

1) Histor. I, 16.

Er vermied nicht nur den Königstitel, ſondern lehnte auch bei einer ſpätern Gelegenheit die Würde eines immerwährenden Dictators ab, obgleich die beſtändige Dictatur ſchon dem ältern Scipio angeboten worden war [1]), zu einer Zeit, wo das Volk doch gewiß noch nicht entfernt daran dachte, ſich ſeiner Freiheiten für immer zu entäußern. Damit ſchützte er ſich gegen die übeln Wirkungen verhaßter Namen, deren Einfluß in der Geſchichte allerdings ſchon oft wirkungsreich genug geweſen iſt. Indem er nun ſo die Titel und Zeichen einer Gewalt von ſich wies, die er doch in der That beſaß und zu behalten gedachte, ging er ohne Zweifel auf Täuſchung aus, aber von welcher Art war dieſe Täuſchung? Hier ſcheint mir ein Punct zu ſeyn, über welchen, ſo wie über die Grundlage, welche Auguſtus ſeiner und ſeiner Nachfolger Macht in der weitern Entwicklung der Verhältniſſe geben wollte, die gewöhnlichen Vorſtellungen der Berichtigung bedürfen.

Auguſtus, ſo lautet dieſe gangbare Meinung, ließ die alten Magiſtraturen nicht nur beſtehen, um vermittelſt derſelben dem Volke das Blendwerk des fortdauernden Freiſtaats vorzumachen, ſondern auch, um ſich ſelbſt aus dieſen Namen eine abſolute Gewalt zuſammenzuflechten, indem er ſich die conſulari-

1) Livius XXXVIII, 56.

ſchen, tribuniciſchen, cenſoriſchen und andere Befugniſſe übertragen ließ; er nahm die alſo conſtruirte Staatsgewalt immer nur auf eine beſtimmte Zahl von Jahren an, um das Volk von Zeit zu Zeit mit dem Gaukelſpiel einer beabſichtigten Abdankung zu täuſchen. Wäre dem ſo, wäre alles dieſes nichts als ein völlig weſenloſer Schein geweſen, ſo muß man geſtehen, es laſſe ſich kaum eine plumpere und gröbere Täuſchung denken, und der Gebieter ſo vieler Legionen hätte mit einem Volke, welches in ſolche Fallen ging und dann mit Recht albern geſcholten zu werden verdient, ſehr überflüſſige Umſtände gemacht.

Um mit dem letztern Puncte anzufangen, ſo war die Uebernahme der oberſten Regierungsgewalt auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren und die jedesmalige Erneuerung derſelben, wie ſehr man auch das ſcheinbare Sträuben des heiß Begehrenden durchſchaute, keineswegs ein ganz gehaltloſes Gaukelſpiel, von der Art etwa, wie es Bonaparte trieb, als er auf der Leiter zum Kaiſerthron mit athemloſer Haſt von einer Stufe zur andern eilend, bei dem Empfange der Senatsbotſchaft, die ihn zum Conſul auf Lebenszeit ernannte, den Ueberraſchten ſpielte und doch die Antwort an die Deputation aus der Taſche zog und ablas [1]).

1) Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate, S. 157.

Auguſtus hingegen ſah ſeinen Vortheil und den Triumph ſeiner Staatskunſt darin, die oberſte Gewalt von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem als eine freie Gabe des römiſchen Volks zu empfangen, die nicht Furcht darbot, ſondern ein lebhaft gefühltes Bedürfniß, ohne daß man dadurch die Republik ſchon ganz und gar zu Grabe zu tragen glaubte. Denn die Römer hatten noch politiſchen Verſtand genug, um einzuſehen, daß der monarchiſchen Gewalt, ſo lange ſie auf einer derſelben Perſon mehrmals wiederholten förmlichen Uebertragung beruhe, für ihre ſichere und feſte Fortdauer noch des ſehr weſentlichen Erforderniſſes verfaſſungsmäßiger Rechtsbegründung bedürfe, daß ſomit unter veränderten Umſtänden und beſonders ſo lange ihr nicht eine gewiſſe politiſche Verjährung vieler Menſchenalter im Wege ſtand, die dem Rechte nach noch beſtehende Republik ohne alle revolutionäre Verletzung einer wohlerworbenen und anerkannten Herrſchergewalt wieder ins Leben zurückgerufen werden könnte. Wenn wir das römiſche Volk der außerordentlichen Gewalt des Fürſten ſo wenig abgeneigt ſehen, daß es die Fortdauer derſelben als den ſicherſten Schutz gegen neue Unordnungen und Frevel ſogar dringend verlangt; ſo wird der beſſere und edlere Theil deſſelben ſich darum nicht minder nach einer klaren und offnen Anordnung der verworrenen Staatsverhältniſſe geſehnt haben, die eine Gewähr der bürgerlichen Freiheit ent-

hielten, und die so dachten, werden sich an jene erneuerten Uebertragungen als an einen Hoffnungsanker gehalten haben. Diese Uebertragungen erschienen als Acte der Volkssouveränetät und zwar als solche, wie sie in den Uebergangsperioden zur Monarchie, mit der sie sich gar nicht mehr vereinigen lassen, allein noch möglich sind.

Irriger noch ist ohne Zweifel die Vorstellung, Augustus habe durch die Vereinigung der wichtigsten republicanischen Magistraturen in seiner Person schon allein monarchische Gewalt gewonnen und vermittelst dieser Vereinigung das römische Reich beherrscht. Denn in der Verbindung der Magistraturen, so verfassungswidrig und verfassungszerstörend sie auch seyn mochte, lag immer noch nicht die gesammte Regierungsgewalt, es fehlten alle die Befugnisse, die in der Republik dem Senate und den Comitien zustanden, wozu besonders die Gesetzgebung gehörte. Es ist dies eine so einleuchtende Wahrheit, daß sie von denen, welche den Gegenstand nur etwas genauer ins Auge fassen wollten, unmöglich verkannt werden konnte. Nur hätte man sie nicht so einseitig anwenden sollen, indem man ein System darauf gründete, welchem zufolge die durch die Gesetze sanctionirte kaiserliche Gewalt in der That eine ziemlich beschränkte war, die aber durch Usurpation stets überschritten wurde und dadurch in die ungemessenste Willkühr und wildeste Tyrannei aus-

artete. Dieſes Syſtem iſt von Niemand ſorgfältiger ausgebildet worden, als von dem Abbé de la Bléterie [1]). Daß die Kaiſer durch Uſurpationen der mannichfaltig-

1) Die Abhandlungen dieſes Gelehrten über das römiſche Staatsrecht der Kaiſerzeit, welche in den Memoiren der Akademie der Inſchriften vom 19ten bis zum 27ten Bande ſtehen, ſollten als Einleitung zu einem Werke über Diokletian und die große durch dieſen Fürſten bewirkte Verfaſſungsänderung, welches er ſchreiben wollte, dienen, ſind aber eben ſo wenig vollendet worden, als jenes Werk erſchienen iſt. Sie zeichnen ſich bei überflüſſiger Weitſchweifigkeit, wie man ſie in den Arbeiten franzöſiſcher Gelehrten aus jener Zeit ſchon kennt, durch Gelehrſamkeit und manche ſcharfſinnige Combination aus, würden aber noch weit belehrender ſein und zu ſichrern Ergebniſſen führen, wenn der Verfaſſer nicht ſo bemüht geweſen wäre, jede Thatſache in ein der einſeitigen Anſicht, die er vertheidigt, günſtiges Licht zu rücken. Dieſe faßt er an einer Stelle (Mémoires T. XXI. p. 300.) folgendermaßen zuſammen: L'Empereur étoit, à proprement parler, un senateur Patricien, Généralissime des armées, et revetu de plusieurs autres emplois magistratures et dignités dont l'assemblage lui donnoit de fait une puissance infinie, quoique de droit elle fût subordonnée à toutes les loix, excepté celles, dont la nation l'avoit dispensé. Was in dieſer Behauptung wahr und was unrichtig darin iſt, wird ſich aus dem Obigen ergeben.

ſten Art über die ihnen vom Senate eingeräumte und beſtätigte Gewalt ſtets hinausgingen, und daß man daher beides mit vollem Rechte einander entgegengeſetzt, kann keinem Zweifel unterliegen; es iſt nur dabei überſehen worden, daß jene Gewalt ſelbſt wiederum von einer doppelten, durchaus verſchiedenartigen Natur war. Der eine Theil derſelben iſt republicaniſcher Art und gründet ſich auf jene Verbindung mehrerer der vorzüglichſten Magiſtraturen, der andere liegt in einer davon getrennten außerordentlichen Gewalt, welche zunächſt in dem Oberbefehl über ſämmtliche Legionen und in unmittelbarer Gewalt über einen Theil der Provinzen beſtand, aber dabei nicht ſtehen blieb, ſondern allmälig durch Befugniſſe und Vorrechte mancher Art, welche der Senat dem Fürſten ertheilte, immer mehr vergrößert wurde, und in dieſer Zuſammenſetzung zu einer Macht anwuchs, welche in alle Kreiſe der Staatsregierung eindrang und die republicaniſchen Formen zwar nicht völlig verdrängte, ihnen aber auf allen Puncten überlegen war. Aber das, was die Kaiſer vermöge der ihnen dadurch zugewachſenen Gewaltfülle thaten, muß noch ſtreng von ihren Uſurpationen geſchieden werden. Diejenigen, deren Frevel mit ſo blutigen Zügen in die Tafeln der Geſchichte eingeſchrieben ſind, überſchritten jede Gewalt und jedes Befugniß; diejenigen, die ſich ſtreng innerhalb der Gränzen der ihnen allmälig zugeſtandenen Befugniſſe hielten, übten

dennoch eine Macht, welche die der vereinten Staatsämter der Republik bei weitem überragte.

Eine ſolche außerordentliche Gewalt war nicht neu, Sulla und Cäſar hatten ſie beſeſſen, aber Niemand hatte ſich ihrer noch zugleich mit ſo vieler Vorſicht und ſo vieler Wirkſamkeit zu bedienen gewußt als Auguſtus. Er ließ ihr gegenüber die ordentliche Gewalt der republicaniſchen Einrichtungen ſtehen, von der er ſich einen bedeutenden Theil zueignete, ohne ſie ganz zu abſorbiren, aber darin lag ſeine Schlauheit und die Täuſchung, die er unterhielt, daß er das Verhältniß beider Gewalten zu einander abſichtlich unbeſtimmt ließ. Dadurch warf er den Römern das Netz über den Kopf, worin er ihre Freiheit vollkommen verſtrickte und fing. Weit entfernt, ſich der republicaniſchen Amtswirkſamkeit als des vorzüglichſten Mittels zur Herrſchaft zu bedienen, wollte er vielmehr auf der Grundlage der Machtmittel, die er in Provinzen und Heeren beſaß, ſich eine Gewalt erbauen, welche die Schranken, in denen die republicaniſchen Formen ihn hielten, allmälig niederriß, und eine Regierung vorbereiten, welche nicht vermittelſt des Anſehns jener Formen beſtehen ſollte, ſondern vermittelſt ihrer Schmälerung und Herabwürdigung, womit eine kluge Schonung ihrer äußern Ehre und des ſie umgebenden Schaugepränges gar wohl verbunden ſeyn konnte. Indem er die imperatoriſche Macht ſich in

den Staatsorganismus allmälig hineinbilden und damit verschmelzen ließ, drängte er die republicanische ihn lästig beengende immer mehr zurück. Der Baum, dessen Wurzeln verfaulten, starb ab, die Zweige und Blätter verdorrten, ohne daß es des geräuschvollen und gefährlichen Schauspiels des Umhauens bedurft hätte.

Verwickelter wurde die Aufgabe und wird die Beurtheilung dieser sehr ins Feine gehenden Verhältnisse dadurch, daß ein Theil der außerordentlichen Gewalt allerdings in der Verknüpfung und der Dauer der republicanischen Aemter lag und auch in dieser Gestalt zu demselben Zwecke wirkte. Es gehörte dahin besonders die tribunicische Gewalt, auf welche auch die folgenden Kaiser großen Nachdruck legten. Sehr natürlich, denn seit geraumer Zeit waren die republicanischen Bestrebungen ganz zu aristokratischen geworden, nur von den letztern waren Reactionen zu fürchten, daher gegen sie das Tribunat als die naturgemäßeste Waffe erschien. Aber die Hauptsache lag ganz außer dem Kreise der alten Staatsformen. Und so wenig ging Augustus darauf aus Beides zu vermischen, daß er es vielmehr schon im Ursprunge auseinander hielt. Als er im Anfange seines siebenten Consulats, im Jahre 727, die Alleinherrschaft, wie sie ihm nach dem Siege bei Actium thatsächlich zugefallen war, niederlegen zu wollen vorgab, und dann, scheinbar durch die Bitten des Senats überwältigt,

die oberste Leitung der Republik auf zehn Jahre übernahm, kann diese damals geschehene Uebertragung nur auf die nicht in den Magistraturen liegende Gewalt gedeutet werden. Denn Consul war er auf gewöhnliche Weise für das laufende Jahr, mit der tribunicischen Macht wurde er erst vier Jahre später förmlich bekleidet [1]), so wie auch der Uebertragung der Sittenaufsicht, welche die censorischen Befugnisse in sich schloß, zu andern Zeiten besonders gedacht wird. Dio Cassius [2]) knüpft freilich an jene feierliche Einsetzung des Fürsten die Aufzählung der republicanischen Aemter, deren Macht auf die Kaiser überging, und dies scheint ein Hauptanlaß zu dem gerügten Irrthume

---

1) Ueber die Zeit, wann Augustus die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit erhielt, finden wir abweichende Angaben. Dio läßt sie ihm ein Mal nach der völligen Besiegung des Antonius übertragen (LI, 19.) und dann wieder im Jahre 731 bei einer gleich näher zu erwähnenden Gelegenheit (LIII, 32.). Mit der erstern Angabe scheint Tacitus Annal. I, 2., mit der andern derselbe Schriftsteller das. I, 9. übereinzustimmen. Aber an der Richtigkeit der zweiten Bestimmung beider kann kein Zweifel seyn, da die Zahl der Jahre zusammentrifft, wahrscheinlich fand 731 eine förmlichere Uebertragung Statt, da der erstere Senatsbeschluß während der Abwesenheit Octavians gefaßt war und also die Annahme des Dargebotenen fehlte.

2) LIII, 17.

geweſen zu ſeyn. Allein zu geſchweigen, daß Dio, worauf wir ſpäter noch zurückkommen, in der Kaiſerzeit nur mit großer Vorſicht zu gebrauchen iſt, will er hier auch gar nicht ein Mal ſagen, daß jene Befugniſſe durch den Senatsſchluß auf den Kaiſer übergegangen ſeyen.

Hätte Auguſtus die Fülle der durch ihn ins Leben gerufenen Fürſtenmacht aus den alten Aemtern entſtehen laſſen wollen, ſo müßte er nothwendig dahin getrachtet haben, ſich im Beſitze derſelben zu befeſtigen und ihn ganz an ſeine Perſon zu knüpfen. Statt deſſen ſehen wir ihn bemüht, ſich des wichtigſten dieſer Aemter zu entledigen, ja ſogar, als ihm dies nicht ſogleich gelingen will, ſein ganzes Verhältniß zum Volke auf eine nicht unbedenkliche Spitze treiben, ehe er nachgiebt.

Als er nämlich im Jahre 731 das Conſulat, welches er ſeit der Schlacht bei Actium in ununterbrochener Reihe bekleidet hatte, zum elften Mal verwaltete, legte er es vor Ablauf der gewöhnlichen Zeit nieder und übergab es dem L. Seſtius, einem ehemaligen Waffengefährten und Freunde des Brutus, der dieſe Anhänglichkeit noch immer nicht verbarg, und alſo ohne Zweifel auch ſeine republicaniſchen Geſinnungen nicht. Der Senat erweiterte dagegen ſogleich die Macht des Fürſten auf außerordentliche Weiſe, beſonders durch die Ertheilung oder vielmehr feierliche

Erneuerung der lebenslänglichen tribunicischen Gewalt und durch die Bekleidung mit der proconsularischen in allen Provinzen, mit der Oberhoheit über die jedesmaligen Statthalter derselben. Im nächsten Jahre, in welchem Augustus am Consulate gleich vom Anfang keinen Theil nahm, zeigte sich die Natur in Unwetterschäden, Ueberschwemmungen, Hungersnoth und Seuchen besonders feindselig, und das erschreckte und geplagte Volk meinte die Ursache des Götterzorns darin zu finden, daß der Wiederhersteller des Friedens nicht Consul sey. Es wollte ihm daher die Dictatur aufnöthigen, er aber zerriß sein Gewand und bat fußfällig, ihn mit der unumschränkten Gewalt zu verschonen. Bald nachher verließ er Rom und ging nach Sicilien. Das Consulat für das folgende Jahr hatte er wiederum abgelehnt, und nun sah die Hauptstadt Auftritte wie in den stürmischen Zeiten der Republik. Zwei Bewerber machten einander die eine noch unbesetzte Consulnstelle streitig, und ihre Anhänger erfüllten Rom mit Aufruhr und Zwietracht. Alle Bitten an den Augustus, zurückzukommen und durch sein persönliches Ansehn die Ruhe wiederherzustellen, blieben vergeblich. Er sandte statt seiner den Agrippa, den er eben zu seinem Schwiegersohne gemacht hatte. Aber dieser konnte das ihm übertragene Geschäft nicht völlig zu Stande bringen und mußte es aufgeben die Wahl eines Stadtpräfecten, über die sich ein neuer

Tumult erhoben hatte, zu bewerkstelligen. Augustus aber, als lägen ihm die Angelegenheiten der Provinzen weit mehr am Herzen als die Ruhe in Rom, entfernte sich immer weiter von der Hauptstadt, ging nach Griechenland, von da nach Samos, und im Anfange des Jahres 734 nach Asien hinüber, wo er sich mit Anordnungen für die Provinzen und die sogenannten Verbündeten eifrigst beschäftigte, und von den stolzen Parthern die Feldzeichen und Gefangenen, die sie dem Crassus und Antonius abgenommen hatten, zurück erhielt. Indeß kam wiederum ein neues Jahr heran, für welches C. Sentius Saturninus zum Consul bestimmt war und die Amtsgenossenschaft dem Augustus vorbehalten, der sie auch diesmal ablehnte. Es wurde deswegen eine neue Wahl nothwendig, bei welcher sich, trotz der altväterlichen Strenge und großen Standhaftigkeit, welche Saturninus zeigte[1]), die Ausschweifungen dergestalt erneuerten, daß sie bis zu Mordthaten stiegen. Die Ausdehnung der consularischen Gewalt, welche der Senat dem Saturninus mit der in solchen Fällen gewöhnlichen Formel übertrug, verweigerte dieser anzunehmen. Als man sich hierauf in völliger Rathlosigkeit aufs Neue an den Augustus wandte, ernannte er einen der an ihn Abgesandten,

1) Mit diesen Ausdrücken lobt seine Amtsführung Velleius II, 92.

den Q. Lucretius Cinna Veſpello zum Conſul, und kehrte ſodann nach Rom zurück, wo der Senat neue Vorrechte auf ihn häufte. Das Conſulat nahm er erſt im vierzehnten Jahre nachher wieder an und verwaltete es während ſeiner ganzen nachfolgenden Regierung überhaupt nur noch zwei Mal.

Dieſe ganze Begebenheit, über deren innern Zuſammenhang uns die oberflächliche Darſtellung des Dio Caſſius keinen Wink gibt, muß auf den erſten Blick als räthſelhaft erſcheinen, ſie iſt es aber noch weit mehr, wenn man der erwähnten Hypotheſe huldigt. Wenn Auguſtus in der That darauf ausging, das Reich unter republicaniſchen Formen als Monarch zu beherrſchen, wie konnte er muthwillig die lange Reihe von Conſulaten unterbrechen, die das Volk in ſeinem Beſitze zu ſehen ſich glücklich ſchätzte und damit doch ſeinen heißeſten Wünſchen auf das bereitwilligſte entgegengekommen ſeyn muß?

Die Anhänger jenes Syſtems ſind indeß um eine Antwort auf dieſe Frage nicht verlegen. Der Abbé de la Bléterie meint, der Fürſt habe die Römer fühlen laſſen wollen, daß Alles, was ſie bisher für ihn gethan, ihrer eignen Sicherheit wegen noch nicht genug ſey. Was er zur Vollendung ſeiner Gewalt noch bedurfte, das ſollten ſie genöthigt ſeyn, ihm von freien Stücken anzubieten, und dieſes ſey geweſen — das Conſulat, aber nicht das gewöhnliche jährliche,

ſondern das immerwährende, welches ihm der Verſicherung des Dio Caſſius zufolge jetzt in der That ertheilt wurde. Damit erreichte er, wie der Abbé weiter ausführt, ſeinen Zweck um deſto vollkommner, weil dies immerwährende Conſulat nicht bloß die gewöhnliche conſulariſche Macht in ſich begriff, ſondern auch die in den Zeiten der Republik bei beſondern Gefahren ertheilte außergewöhnliche. Und dieſer Gewalt habe Auguſtus, haben alle ſeine Nachfolger, auf die ſie übergegangen, ihre eigentliche Autorität in Rom verdankt, daher ſich mit dieſem Jahre 735 auch die Scene ſehr geändert habe, erſt von da an habe Auguſtus mit wahrer monarchiſcher Gewalt gehandelt und regiert.

Seltſam doch in der That, daß er, dieſer ſchlaue, feine Politiker, mit ſeinem eignen Werke ſo wunderlich geſpielt und dadurch ſo weſentlich zu ſeiner eignen Entlarvung beigetragen haben ſoll. Er will den Römern die Fortdauer des Freiſtaats durch die Magiſtraturen, die er bekleidet, vorheucheln, und ſie machen ihm das ſo bequem, ſie wollen es gar nicht beſſer, als ihn alljährlich zum Conſul haben. Und er ſoll nun mit ſo plumpen Händen dazwiſchengefahren ſeyn? Warum mußte es denn grade das immerwährende Conſulat ſeyn, welches doch der Vorſpiegelung des Freiſtaats ſo ſehr entgegenwirkte? Geſetzt, es wäre erwieſen, wovon jedoch in den Quellen kein

Wort steht, daß es jene außergewöhnliche Ausdehnung für besonders dringende Fälle ein für alle Mal in sich geschlossen habe, wäre denn diese nicht bei drohenden Anzeichen von dem willigen Senate immer mit Leichtigkeit herbeizuschaffen gewesen?

Augustus soll seine Macht gänzlich auf Rom haben gründen wollen und doch seinen Einfluß dort auf die gefährliche Spitze einer schlauen Berechnung gesetzt haben, die so leicht fehlschlagen konnte? Er muß dann wie ein Meister magischer Künste in Griechenland und Asien verweilt haben und in der Hauptstadt grade das nöthige Maaß von Tumult haben aufkommen lassen und nicht mehr, grade so viel, als er ohne Anwendung von Heeresgewalt dämpfen zu können mit Sicherheit wußte. Wie aber, wenn sich erweisen läßt, daß er einer solchen Berechnung gar nicht allein getraut hat? Wenn er vielmehr selbst auf den Fall gedacht und eine Maaßregel dafür in Bereitschaft gehabt hat, wenn er mit den Römern in eine ernste Opposition geriethe? Es spricht dafür ein Plan, mit dem er sich beschäftigte, von dem uns freilich kein alter Geschichtschreiber etwas aufbehalten hat, und der daher auch von den Späteren ganz unbeachtet geblieben ist, für den aber die Absicht bürgt, in welcher Horaz eine seiner Oden gedichtet hat.

Es ist die dritte des dritten Buches, welche zu

den berühmteſten und gefeierteſten des Dichters gehört. Im Eingange preiſt er in wenigen Strophen die Gerechtigkeit und Beſtändigkeit als Tugenden, die zu einem Sitze unter den Göttern führen, durch welche ſich Herkules, Pollux und Romulus zum Olymp emporgeſchwungen. Nun ſind aber alle folgenden Strophen von einer langen Rede der Juno erfüllt, in welcher ſie ihre Einwilligung zur Aufnahme des Romulus in den Götterkreis gibt, ja dazu, daß in der Folge die Römer, die Sprößlinge Troja's, zu Gebietern des Erdkreiſes werden, jedoch unter der ausdrücklichen, mehrmals eingeſchärften Bedingung, daß Ilium nicht wieder zu neuer Herrlichkeit emporſteige. Dies iſt beſonders im Schluſſe des Gedichtes ausgedrückt:

Doch ſo bedingt ſey Romulus tapfrem Volk
Dies Loos geweiſſagt, daß ſie der Ahnen nicht
Zu eingedenk, voll Selbſtvertrauens
Wieder erbaun die zerfallne Troja.

Verjüngt ſich Troja gegen der Götter Wink,
Von neuem ſtürzt es dann in Verderb und Graus,
Indem das Siegerheer ich ſelber,
Jupiters Gattin und Schweſter führe.

Entſtände drei Mal durch des Phöbus Kraft
Die ehrne Mauer, drei Mal zertrümmerten
Sie die Argiver, drei Mal gefangen
Weinte das Weib dann um Mann und Kinder.

Doch nicht geziemet scherzender Leier dies!
Wohin, o Muse, strebest du kühnen Sinns?
Halt ein, von Götterrede meldend,
Großes in kleinem Gesang zu schmälern.

Das schroffe Abspringen des Dichters von dem ersten Gedanken, auf den er gar nicht wieder zurückkommt, zu einem Gegenstande ganz anderer Art, den er so ausführlich behandelt, hat die Ausleger sehr beschäftigt. Das Wahre hat der Scharfsinn Tanaquil Fabers entdeckt. Er schließt aus der ganzen Structur der Ode mit Recht auf eine Bedeutung, welche der Dichter absichtlich in ein gewisses Dunkel gehüllt hat, und findet den Schlüssel dazu in dem Nachdruck, welchen Juno auf das Verbot, Ilium nicht wiederherzustellen, legt. Schon vom Cäsar lief das Gericht um, daß er Italien verlassen und den Mittelpunct des Reiches nach Alexandria oder Ilium verlegen wolle, was die Römer natürlich mit Schrecken erfüllte. Dies wissen wir aus Sueton [1]); daß Augustus auf den Gedanken zurückkam, lernen wir aus dieser Ode, welche Horaz in keiner andern Absicht schrieb, als um ihn von einem Vorsatze zurückzubringen, dessen Verderblichkeit er durch die Götterwarnung andeutet. Diese nicht bloß höchst sinnreiche, sondern auch ohne Zweifel allein richtige Lösung des Räthsels versetzt Dacier in ein so

1) Caesar c. 79.

freudiges Erſtaunen, daß er ausruft, er wiſſe nicht, wer mehr geprieſen zu werden verdiene, ob Horaz, weil er dieſe Ode gemacht, oder le Fevre, weil er das Geheimniß und die Kunſt der Wendung nach mehr als ſechzehn Jahrhunderten aufgefunden. Sannadon, derſelben Annahme folgend, verſucht hiernach die Zeit, in welche das Gedicht fällt, zu beſtimmen, und ſetzt es richtig in die Jahre 733 oder 734, aber er weiß keinen andern Grund dafür anzugeben, als den oberflächlichen und ungenügenden, daß Auguſtus ſich damals in Aſien aufgehalten. Es müſſen wol andere Dinge auf ihn gewirkt haben, um ein ſolches Vorhaben aufkommen zu laſſen, als der zufällige Aufenthalt in der Provinz. Ich glaube, daß der Beweggrund, auf den ich ſchon hingedeutet habe, der tieferliegende und der wahre iſt. Nur in dieſem Wendepunct der Verhältniſſe, nur während der damaligen Spannung konnte Auguſtus an eine Verlegung des Regierungsſitzes in den Orient denken, zu welcher ſich zu keiner andern Zeit irgend ein ſcheinbarer Antrieb auffinden läßt.

Mit allem dieſem würden wir indeß den Auguſtus nur der unerklärlichſten Inconſequenz zeihen, wenn er nachher dennoch das dauernde Conſulat angenommen hätte. Wie ſehr muß aber die entgegengeſetzte Argumentation zuſammenſtürzen, wenn ihr die Grundlage, auf die ſie Alles baut, eben dieſes dauernde Conſulat der Kaiſer, entzogen werden kann. Dio Caſſius

bezeugt nun zwar allerdings mit ausdrücklichen Worten, daß es damals eingeführt worden ſey [1]), aber trotz dem wage ich die Behauptung, daß es nie irgendwo anders exiſtirt hat, als in dem abſichtlich unwahren oder abſichtslos ungenauen Berichte dieſes Schriftſtellers. Die Gründe, auf welche ich dieſe Meinung ſtütze, ſind folgende:

Erſtens: Die Stelle des Dio iſt die einzige, welche von einer ſolcher fortwährenden conſulariſchen Gewalt der Kaiſer redet. Kein anderer Schriftſteller erwähnt ihrer, oder ſpielt auch nur darauf an [2]), ein Stillſchweigen, welches namentlich beim Sueton ſchwer zu erklären wäre, da er alle Ehren und Würden, die Auguſtus je bekleidet, im ſechsundzwanzigſten und den folgenden Capiteln der Biographie deſſelben nach einander aufzählt und dabei über die Unterbrechungen in ſeinen regelmäßigen Conſulaten ſehr genau iſt. Eben ſo wenig iſt auf einer Münze oder Inſchrift etwas davon zu finden, während auf denſelben nichts häufiger bezeichnet wird, als die fortwährende tribuniciſche

1) LIV, 10.

2) Ich meine nicht, daß Jemand die 105te Juſtinianiſche Novelle, wo allerdings von einem iugis et indesinens consulatus der Imperatoren die Rede iſt, anführen wird, um aus dieſen Worten für die Zeit des Auguſtus etwas zu beweiſen.

Gewalt der Kaiſer [1]). Nun iſt es aber ſehr bedenklich, eine ſolche Thatſache auf das Zeugniß des Dio allein in die Geſchichte aufzunehmen, eines Schriftſtellers, deſſen Genauigkeit ſchon oft mit gutem Grunde angefochten worden iſt, dem auch die Unbefangenheit, mit welcher er in der ältern römiſchen Geſchichte beſſern Quellen als den gewöhnlich gebrauchten nachging, in der Kaiſerzeit gänzlich fehlt [2]). Einem aufmerkſamen Leſer wird ſein Beſtreben nicht entgehen, die Kaiſergewalt, wie ſie ſich zu ſeinen Zeiten ausgebildet hatte, als eine im Weſentlichen der Ueberzeugung und dem Willen des römiſchen Volkes gemäße darzuſtellen. Wenn er daher auch nicht abſichtlich verfälſcht, ſo bedient er ſich doch gern ſolcher ins Kurze ziehender allgemeiner Ausdrücke, welche ſeinem Syſteme förderlich ſind. Ja, wenn man die Stelle und die zunächſt folgenden Worte genauer anſieht, ſo erſcheint es zweifelhaft, ob nicht der Schriftſteller ſagen will: es ſey dem Auguſtus jetzt auch die der conſulariſchen Stellung ſehr ähnliche Befugniß ertheilt worden, immer zwölf Faſces zu führen und in der Mitte der beiden Conſuln auf

1) Eckhel Doctr. num. vet. V. VIII, p. 395.

2) Ueber ſein unfreies Urtheil die Imperatoren betreffend, vergl. Ulrici Charakteriſtik der antiken Hiſtoriographie S. 244.

einem curuliſchen Stuhle zu ſitzen [1]). Derſelbe Dio ſagt vom Cäſar, daß er die lebenslängliche tribuniciſche Gewalt erhalten habe [2]), was zufolge einer gleich anzuführenden Stelle des Tacitus notoriſch ungegründet iſt. Da fügt er denn auch ſelbſt ein „ſo zu ſagen" (ὡς εἰπεῖν) hinzu und beſchränkt dieſes angebliche dauernde Tribunat auch gleich ſelbſt durch eine nähere Beſtimmung, die ihrer Art nach der in der obigen Stelle ſehr ähnlich iſt. Wie leicht kann auch da ein ſolches „ſo zu ſagen" geſtanden haben und ausgefallen ſeyn. Dem Sinne des Schriftſtellers wenigſtens dürfte es völlig gemäß ſeyn.

Zweitens: Tacitus ſagt, Auguſtus habe den Namen der Tribunengewalt erfunden, um den Titel

---

1) *Τὴν ἐξουσίαν τῶν ὑπάτων διὰ βίου ἔλαβεν, ὥστε καὶ ταῖς δώδεκα ῥάβδοις αἰεὶ καὶ παντα χοῦ χρῆσθαι, καὶ ἐν μέσῳ τῶν αἰεὶ ὑπατόντων ἐπὶ τοῦ ἀρχικοῦ δίφρου καθέζεσθαι.* Nach dem Zeugniſſe des Sueton Cap. 37. hatte er (ohne Zweifel ſchon früher) gefordert, daß, ſo oft er Conſul wäre, man ihm ſtatt eines Amtsgenoſſen zwei geben ſolle, dabei aber allgemeinen Widerſpruch gefunden. Hier hätten wir, der äußern Form nach etwas dieſem Begehren Aehnliches. In beidem liegt aber offenbar die Abſicht, in das ordentliche Conſulat etwas Außergewöhnliches zu bringen und das Anſehn deſſelben dadurch zu vermindern.

2) XL, 20.

eines Königs oder Dictators zu vermeiden, und doch auch der Benennung nach über alle anderen Gewalten hervorzuragen [1]). Wie könnte dieſes ſeyn, wenn er auch die immerwährende conſulariſche Gewalt beſeſſen hätte, da das Conſulat bekanntlich nach der Abſchaffung des Königthums als die unbedingt erſte und glänzendſte Würde im Staate betrachtet wurde?

Drittens: Wenn neben dem angeblichen immerwährenden Conſulate der Kaiſer ein jährliches Namenconſulat beſtand: ſo kann man es wol allenfalls noch begreiflich finden, daß Auguſtus und ſeine Nachfolger ſich von Zeit zu Zeit auch mit dieſem bekleiden ließen, um auch in dieſer Reihe nicht zu fehlen: wie ſie aber dadurch, wenn ſie zugleich ſtete Conſuln waren, ſey es ſich ſelbſt einen Zuſatz an Würde, oder der Würde ein höheres Anſehen verſchaffen konnten, iſt unbegreiflich. In dieſem Sinne aber ſind die Ermahnungen des jüngern Plinius an den Trajan, das Conſulat doch nicht allzubeſcheiden abzulehnen, ſon-

---

1) (Ut) appellatione aliqua cetera imperia praemineret. Um die für ihn hierin liegende Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, will de la Bléterie nach einem frühern Vorſchlage ſtatt praemineret geleſen wiſſen praemuniret. Eine jener Vermuthungen, mit welcher der Text der Alten verfälſcht werden ſoll, um eine falſche Meinung aufrecht zu erhalten.

dern öfter anzunehmen, geſchrieben [1]). Nimmt man das immerwährende kaiſerliche Conſulat an, ſo müſſen dieſe pomphaften Worte nicht bloß als leer, ſie müſſen als völlig ſinnlos erſcheinen.

Läßt man hingegen dies täuſchende Trugbild fahren, überzeugt man ſich, daß Auguſtus nach ſeiner Rückkehr aus Aſien auf eine ganze Reihe von Jahren vom Conſulate völlig ſchied; ſo erſcheint Alles zuſammenhängend und erklärlich. Er glaubte, daß das Ziel, nach welchem er ſtrebte, nie zu erreichen ſeyn würde, ſo lange das Volk die Vorſtellung hegte, der Fürſt, um den Staat zu leiten, müſſe nothwendig Conſul ſeyn, während er gerade nicht als Conſul gebieten wollte, ſondern trotz dem, daß es Conſuln gab, denen er einen gewiſſen Kreis von Befug-

1) Im 56ſten und den folgenden Abſchnitten des Panegyricus. Man höre nur, wie der Redner ſich S. 60 ausdrückt: Parum est, ut in curiam venias, nisi et convocas; ut intersis senatui, nisi et praesides; ut censentes audias, nisi et perrogas. Vis illud augustissimum consulum aliquando tribunal maiestati suae reddere? Ascende. Vis constare reverentiam magistratibus, legibus auctoritatem, modestiam postulantibus? Adi. Quod enim interesset reipublicae si privatus esses, consulem te haberet tantum an et senatorem; hoc nunc scito interesse, principem te habeat tantum an et consulem.

niſſen überließ, um die alte Republik noch ſchwach fortathmen zu laſſen. Darum trat er die Würde grade an einen Republicaner ab, wogegen der Senat, der ſeinen Plan und Zweck entweder errieth, oder von ſeinen Vertrauten bearbeitet wurde, ihm dafür einen Zuwachs an außerordentlicher Macht zutheilte. Aber das Volk begriff ihn nicht, er ſollte durchaus wieder ſein Conſul ſeyn. Da ging er nach Aſien, und ſetzte ſich in die Verfaſſung, die Römer, wenn ſie darauf beharrten, den Kern der Gewalt in den republicaniſchen Formen zu finden, durch die Errichtung einer öſtlichen Hauptſtadt anſchaulich zu belehren, daß dieſer Kern auf die Machtmittel der Heere und der Provinzen übergegangen ſey. Von dem neuen Sitze des Reiches aus würde er nach den Verhältniſſen ſeiner Zeit gethan haben, was drei Jahrhunderte nach ihm bei einer ganz andern Geſtalt der Dinge Diocletian und Conſtantin thaten. Die gänzliche Umgeſtaltung der Regierungs- und Verfaſſungsformen, die bei der Ausführung dieſes Planes unvermeidlich geweſen wäre, würde ihm freilich weit ſchwerer geworden ſeyn, als jenen ſpätern Fürſten. Es würde einen Kampf gekoſtet haben nicht mit republicaniſchem Geiſte und republicaniſcher Kraft, aber mit republicaniſchen Vorſtellungen und Gewohnheiten. Aber es kam nicht dazu. Die Römer legten ihm nicht das Conſulat, ſondern die Entſcheidung über daſſelbe entſcheidender als

je zu Füßen, ſo daß er nun nach Gefallen, und wie er es den Umſtänden am angemeſſenſten fand, bald als republicaniſche Obrigkeit, bald als wahrer Gebieter verfahren und ſomit der geräuſchloſen Auflöſung der alten Formen immer näher kommen konnte.

In dem Gefühl dieſer erlangten Sicherheit begann Auguſtus nun eine viel willkürlichere Regierung. Er bahnte ſich dazu den Weg durch die bedeutende Vermehrung ſeiner außerordentlichen Befugniſſe, die er ſich als Preis ſeiner Rückkehr hatte zahlen laſſen, nachdem er den Dictatortitel ſo ſorgfältig vermieden hatte. Dio Caſſius zählt ſie auf, und ſelbſt dem angeblichen immerwährenden Conſulat, welches darunter vorkömmt, liegt, wie ich ſchon bemerkt habe, gewiß einige Wahrheit zum Grunde. Der Schriftſteller fügt hinzu, man habe vom Auguſtus auch noch verlangt, daß er die im Staate nöthigen Verbeſſerungen vornähme und Geſetze gäbe, wie er ſie für gut fände [1]), deren Befolgung man ſchon im Voraus beſchwören wollte. Dio wird hier wol eben ſo wenig ſtreng beim Wort zu nehmen ſeyn, als bei ſeinem dauernden Conſulat, aber auch dieſe Angabe möchte nicht ganz ohne hiſtoriſchen Grund ſeyn. Man muß wol die beiden Anträge zuſammennehmen, und ſonach

1) *Διορθοῦν πάντα αὐτὰ καὶ νομοθετεῖν ὅσα βούλοιτο ἤξιουν.*

den allgemeinen Ausdruck auf ſolche Geſetze beſchränken, welche nothwendig ſchienen, um Uebelſtänden und Unordnungen, wie ſie eben in Rom vorgekommen waren, vorzubeugen und zu begegnen. Die fehlende geſetzgebende Gewalt war gewiß die größte und fühlbarſte Beſchränkung der beginnenden imperatoriſchen Macht. Wie ſie allmälig zum Beſitze derſelben gelangten; was man unter dem königlichen Geſetze, welches ſpätern Rechtslehrern zufolge dieſe Befugniß zur Geſetzgebung enthalten haben ſoll, zu verſtehen hat, iſt einer der dunkelſten die Verfaſſung des Kaiſerreichs betreffenden Puncte [1]). Darüber aber kann

1) Es kann hier nicht der Ort ſeyn, näher auf dieſe ſchwierige Frage einzugehen. Doch mag es nicht überflüſſig ſeyn zu bemerken, daß die Meinung, welcher beſonders Beaufort ſo vielen Eingang verſchafft hat, daß nämlich die lex regia nichts ſey als eine Erfindung des Tribonian, ſeit der Auffindung des Gajus wenigſtens nicht mehr in dem Sinne gelten kann, daß frühere Rechtslehrer eine geſetzgebende Gewalt der Kaiſer ganz ignorirt hätten. Denn Gajus I, 5, ſo ſchwankend, ja ſchielend auch ſeine Ausdrücke ſeyn mögen, ſagt doch etwas der bekannten Stelle in den juſtinianiſchen Inſtitutionen, wo von der lex regia die Rede iſt, ziemlich Aehnliches. Damit hätten wir denn einen ziemlich ſichern Haltpunct über die Lage der Sache im Zeitalter der Antonine. Die Praxis war ſo mächtig geworden, daß man auch in der

wol kein Zweifel obwalten, daß die Kaiſer auf alle Weiſe darnach getrachtet haben werden, ſich dieſer Gewalt zu bemächtigen, und daß ſie, lange vor der förmlichen Erreichung dieſes Zieles, ſchon der That nach Herren und Meiſter der Geſetzgebung geweſen ſind, nicht allein durch ſchroffe Willkür, ſondern beſonders auch durch geſchickte Benutzung der vielen Wege, welche ihnen ihre außerordentliche, in alle Zweige der Regierung und Verwaltung eingreifende Gewalt, eröffnete.

Theorie für ſie ein Unterkommen ſuchte, und jene Ungenauigkeit des Ausdrucks mag nicht abſichtslos geweſen ſeyn. Ich bringe hiermit eine Stelle des Dio Caſſius (LII, 15) in Verbindung, von der ich nicht weiß, ob ſich ihrer Jemand für dieſe Unterſuchung ſchon bedient hat. Dort ſagt nämlich Mäcenas in der bekannten Rede, in welcher er den Auguſtus zur Einführung der monarchiſchen Regierung räth: es ſolle Alles, was der Fürſt nach gepflogener Ueberlegung mit ſeinen Räthen für gut finden würde, Geſetzeskraft haben (ἵνα καὶ νόμος εὐθὺς ᾖ πᾶ νῦ, τι ἂν βουλευσαμένῳ σοι μετὰ τῶνὁμ οτίμων ἀρέσῃ). Nun ſind aber die Einrichtungen, welche Mäcenas dort beſchreibt und vorſchlägt, keine anderen als die, welche zur Zeit des Geſchichtſchreibers galten, und man kann daraus wol mit Sicherheit ſchließen, daß im Anfange des dritten Jahrhunderts die geſetzgebende Gewalt der Kaiſer wenigſtens im Herkommen vollkommen feſt begründet war.

Auguſtus, ſagt Tacitus im Eingange der Annalen, trat, als er nach Beſiegung aller Gegner den Triumvirnamen abgelegt hatte, als Conſul auf, und begnügte ſich zum Schutze des Volks mit der Tribunengewalt; dann aber, als er das Heer durch Geſchenke, das Volk durch Getreideaustheilungen, Alle durch die Süßigkeit der Ruhe gewonnen hatte, ſtrebte er allmälig höher, und riß die Gewalt des Senats, der Magiſtrate, der Geſetze an ſich. Tacitus iſt ein Schriftſteller, bei dem Alles Bedeutung hat, bei dem man über keinen angedeuteten Gegenſatz hinwegſehen darf. Er unterſcheidet hier zwei Perioden in der Regierung des Auguſtus. Die zweite iſt diejenige, wo er um ſich griff und ſeine Befugniſſe erweiterte. Und die erſtere? Wodurch bezeichnet er dieſe? Worauf legt er hier den Nachdruck? Auf die Leitung der Geſchäfte durch republicaniſche Aemter und Formen. Dies aber muß der gewöhnlichen Annahme zufolge als ganz unerklärbar erſcheinen. Denn wie unlogiſch wäre es und wie ſchielend, das als charakteriſtiſches Merkmahl der erſten Periode anzuführen, was auch in der zweiten Grundlage der Regierung geblieben ſeyn ſoll. Nimmt man dagegen an, daß im Fortgange ſich dadurch der ganze Stand der Dinge änderte, daß die außerordentliche Gewalt die regelmäßige in den Hintergrund drängte, daß Auguſtus aufhörte auf das Conſulat Gewicht zu legen; ſo iſt die Bezeichnung

des Gegenſatzes klar und ſcharf, und Alles erſcheint im rechten Lichte.

Es iſt ganz unglaublich, daß Auguſtus einen Zuſtand der Unbeſtimmtheit, ein liſtiges Verſtecken des eigentlichen Regierungsprincips, wie er ſie zu der ſchwierigen Begründung der Alleinherrſchaft nöthig erachtet, für etwas Anderes gehalten haben ſoll, als für einen Durchgangspunct, daß er die ſtete Fortdauer dieſer Verhältniſſe gewünſcht und erwartet habe. Vielmehr glaubte er gewiß, daß bei einer fernern Verfolgung des von ihm eingeſchlagenen Weges die Zeit nicht mehr fern ſeyn könne, wo die vollkommene Verflüchtigung und Auflöſung der republicaniſchen Formen und des Intereſſes für ſie das Ende des läſtigen Doppelſpiels herbeiführen werde; und er traute ſeinen Nachfolgern die Einſicht und das Geſchick zu, den rechten Augenblick zu erkennen, wo ſie es ohne Aufſehn und Widerſtreben in ein feſtes, förmliches Monarchenthum würden übergehen laſſen können. Aber der bösartige Heuchler, der nach ihm kam, fand dieſes verſteckte Spiel ſeiner Natur eben ſo angemeſſen, als für die Uebung ungemeßner Willkür bequem, und ſeine und ſeiner Nachfolger Unthaten erweckten das Andenken an den Freiſtaat, das ſchon ſtumpf zu werden begann, zu neuer Sehnſucht. Von den Thoren und Frevlern, die nach dem Tiberius den Weltthron ſchändeten, konnte eine feſtere Anordnung und Be-

gründung der Verfaſſung am wenigſten erwartet werden, vielmehr wurden durch ſie die Verhältniſſe faſt auf den Punct von Cäſars Ermordung zurückgeſchoben, weil die Nothwendigkeit ihren Gräueln zu ſteuren zu neuen Appellationen an die rohe Gewalt der Heeresmaſſen führte. Dadurch kam alle Entſcheidung in deren Hände, und der Schwerpunkt der von ihnen ausgehenden höchſten Gewalt mußte nothwendig ganz außerhalb eines auf friedlichen Verhältniſſen ruhenden Staatsorganismus fallen. Darum behielt das römiſche Reich Jahrhunderte hindurch den vom Stifter der Alleinherrſchaft weder gewollten noch vorausgeſehenen Charakter eines krankhaften Nothſtaats, welcher den Geiſt des ertödtenden Despotismus, den er beförderte und immer wieder von neuem entwickelte, auch auf die monarchiſchen Formen übergehen ließ, die ſich unter den allerungünſtigſten Verhältniſſen erſt dann bildeten, als das Reich, unter äußern und innern Uebeln aller Art erliegend, ſchon ſeiner Auflöſung entgegenging.

IV.

Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter.

Von

Wilhelm Wachsmuth.

Die Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs iſt mehr als einmal Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit und Bearbeitung vaterländiſcher Geſchichtſchreiber geweſen. Das verdiente ſie; nicht um der Ausbrüche rohen Frevelmuthes willen, von denen ſie erfüllt iſt, ſondern wegen ihres geiſtigen Gehalts. Dringt der forſchende Blick zu den Gründen des wilden Tobens der empörten Menge, ſo wird ihm neben den niedrigſten Leidenſchaften auch Ahnung, Bewußtſein und ſelbſt gereifte Erkenntniß von ewigen Menſchenrechten begegnen. Eigenthümliche Bedeutſamkeit hat jene ſtürmiſche Bewegung wegen ihres Zuſammenhangs mit der Verkündigung evangeliſcher Freiheit durch die Herolde der Kirchenreformation und die dazu geſellte demokratiſche Aufgeregtheit, welche die erſten acht Jahre der deutſchen Reformation hindurch währte und in dem Bauernkriege ihren Niederſchlag fand. Daß jedoch nicht die Reformation zuerſt das Fragen und Streben nach Freiheit im Staatsleben bei den ihrer

am meisten Entbehrenden weckte, zeigt sich genugsam schon aus den Bauernunruhen, die im Bereiche einiger Jahrzehnde jener vorausgingen und die als Vorspiele zur Geschichte des Bauernkrieges pflegen angeführt zu werden: nimmt aber der Geschichtsfreund einen Stand- und Gesichtspunkt zur Rückschau in weitere Ferne, so gewahrt er eine gliederreiche Kette von Erscheinungen, die von ähnlicher Grundlage aufgestiegen und sich ankündigend, in ähnlicher Richtung sich bewegend und mit ähnlichem Ausgange schwindend vergegenwärtigen, daß das Wort Freiheit in jeglicher Zeit, in allen Sprachen und Zungen einen süßen, lockenden Klang gehabt hat, und daß auch nach Jahrhunderten der Unterdrückung das Gefühl des Grimmes über unverdiente Knechtschaft sich nicht gänzlich aufzehrt, daß aber dem Streben nach Freiheit gar oft Verirrung zugemischt gewesen ist, am meisten bei Denen, die am fernsten vom Genuß derselben gestanden haben, daß Mißverstand und Entwürdigung des köstlichsten Kleinodes aller politischen Begriffe von ziemlich gleichem Alter ist mit der Beugung des Rechts und dem Mißbrauche der Gewalt und daß beide dieselbe Mutter des Verderbnisses haben, die Eigensucht. Es ist nicht unbefriedigend, was nach Raum und Zeit zum Theil weit auseinander liegt unter gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzustellen und in den zerstreuten Erscheinungen das Gleich-

artige der Veranlaſſung, des Fortgangs und Endpunktes aufzufaſſen. Dabei kommt es an nicht ſowol auf einen umſtändlichen Bericht von den einzelnen Handlungen, in denen ein Aufſtand ſich erfüllt hat, als auf den Sinn, der dabei ſich ausſprach, auf das, was verweigert oder begehrt wurde.

Außerhalb des Gebietes unſerer Aufgabe liegt die Geſchichte des Alterthums: jedoch mag es vergönnt ſein nachzuweiſen, daß die Schattenſeite der Geſchichte der Geſittung, ſchnöde Herabwürdigung des Lebensberufes, welcher vorzugsweiſe als Wurzel der geſammten Geſittung zu ſchätzen iſt, des Ackerbaues, und Erhebung eines Herrenſtandes über den der Landleute, auch dort anzutreffen iſt, und daß wiederum Beſtrebungen der letztern, zu ihren natürlichen Rechten zu gelangen, nicht mangeln. Dies nun finden wir am augenfälligſten grade bei dem Volke klaſſiſcher Humanitätsbildung, bei den Griechen. Wenn das Chriſtenthum im Mittelalter keineswegs den Sklavenhandel gänzlich zu tilgen vermochte, ſo begnügte im griechiſchen Alterthum die heidniſche Inhumanität ſich nicht mit dem Sklaventhum, das in der Ueberlegenheit der Griechen über die Barbaren und im Menſchenhandel ſeine Begründung und Nahrung hatte, ſondern der Grieche verſchmähte auch nicht, ſeines eigenen Stammes Verwandte in Knechtſtand herabzudrücken. Zu geſchweigen der Peneſten Theſſa-

liens und der Klaroten Kreta's, wo entweder in dem Herren- oder in dem Knechtstande das griechische Volksthum nicht lauter und vollständig war, bieten die Periöken von Sikyon und Epidauros und die Heloten und Periöken Sparta's uns Beispiele hellenischer Bevölkerung, die mit Eroberung ihrer Landschaften durch Einwanderer hellenischen Stammes in Unterwürfigkeit unter diese, ihre Stammverwandten, geriethen. Es bildete sich ein Gegensatz der Begriffe Politä, Bewohner der Stadt und Vollbürger des Staats, und Periöken, Umwohner der Stadt und Halbbürger. Auch Ekelnamen gab es für die Landleute, Konipodes (Staubfüßler), weil sie mit bestäubten Schuhen zur Stadt kamen, und Katonakophoren, weil ein Tyrann, oder wahrscheinlich der übermüthige Herrenstand in Sikyon, das Landvolk zwang, Schafpelze als auszeichnende Tracht anzulegen [1]). Gegenstreben des gedrückten Landvolkes konnte am wenigsten da fehlen, wo die Erinnerung an das geraubte, natürliche und heimische Recht sich am regsten erhielt. Dies war bei den messenischen Heloten Sparta's der Fall, und der dritte messenische Krieg kann, nach dem Zustande, aus welchem die Heloten sich erhoben, geschätzt, ein Aufstand leibeigener Bauern

1) Des Verfassers hellenische Alterthumskunde Bd. 1, 161, 286. Bd. 4, 596.

genannt werden, hatte aber freilich zum Hebel die Erinnerung an ehemaliges Beſtehen eines meſſeniſchen Staates und Volksrechtes. —

Anders war der Grundton im römiſchen Leben; Patricier und Plebejer ſtanden nicht wie Städter und Landvolk einander entgegen; Quinctius Cincinnatus führte den Pflug gleich einem Plebejer; auch die ſpätere Nobilität verſchmähte nicht das Ackergeräth; M. Atilius Regulus begehrte von ſeiner Befehlshaberſchaft im erſten puniſchen Kriege entbunden zu werden, damit er ſeinen Acker beſtellen könne [1]); noch ſpäter iſt Cato Cenſorius Vertreter der hinſchwindenden alten Vertrautheit des römiſchen Adels mit dem Ackerweſen, und niemals wurde Urbanität ein politiſcher Gegenſatz gegen Ruſticität. Darum bietet auch die Geſchichte der gracchiſchen Unruhen uns keineswegs Bewegungen des Landvolkes; vielmehr war Ausſtattung des gemeinen Mannes in Rom mit Ackerbeſitz eine der Hauptfoderungen der Gracchen. Die Geſchichte des römiſchen Freiſtaates hat wol Sklavenkriege, aber keine Bauernaufſtände. Dagegen ſcheint die Kaiſergeſchichte von einem ſolchen zu erzählen zu haben; in der Zeit Diocletians, im J. 287 n. Chr., empörten ſich in Gallien die hart gedrückten und durch Beſteuerung und Frevel der Obrigkeiten ganz erſchöpften

1) Valer. Maxim. 4, 4, 6.

Landleute, Bagaudae genannt, aber hier ist der Charakter eines Bauernstandes aus Mangel des Gegensatzes eines Herrenstandes nicht bestimmt ausgeprägt; oder sollte sich annehmen lassen, daß von der altkeltischen schroffen Absonderung der Druiden und Ritter von der Plebs damals noch eine Nachwirkung vorhanden gewesen sei [1]? Die Berichterstatter haben keine bestimmte Ansicht davon zu fassen vermocht; späterhin ist selbst versucht worden, das Christenthum als den bewegenden Geist desselben geltend zu machen und die zwei Hauptführer der Bagauden als Christen darzustellen [2]; dies aber ermangelt aller gediegenen Begründung.

Für die hieher gehörigen Erscheinungen, welche die Geschichte des Mittelalters darbietet, ergibt die Einheit der Ideen bei deren Auffassung, Auswahl und Zusammenstellung sich nicht aus dem Begriffe des bloßen Wohnens und Lebens auf dem Lande, ländlicher Beschäftigung und Lebensweise, sondern aus dem damit und mit seinem Gegensatze verknüpften Rechtsverhältniß. Ein von diesem hergeleitetes Sprichwort lautet: „Wer kein Edelmann ist, ist ein Bauer;" setzt man zu „kein Edelmann" „und kein Pfaff," so drückt sich die Doppelheit aus, mit

1) Dahin geht Gibbon's Ansicht, Cap. 13.

2) Du Chesne Hist. Franc. scr. 1, 662.

der wir es zu thun haben, nämlich zwei Stände der Geehrten und Bevorrechteten im Gegensatze eines Standes der Belasteten und Verachteten; der Stand der Freien ist aus der Mitte zwischen jenen und diesen weggeschwunden, es gibt nur Ueberfreiheit und Unfreiheit, Vorrecht und Minderrecht; wer nicht die Waffenehre oder Priesterweihe hat, den drückt die Unehre des Bauernstandes. Es gilt also Stand gegen Stand. Das städtische Bürgerthum bleibt außer dem Bereiche unserer Auffassung; wie es sich aus dem Knechtthum emporgehoben und von einem Standpunkte höherer Ansprüche und Ausrüstung seine Freiheit behauptet habe, ist eine höher gestellte und reicher gefüllte Aufgabe als die vorliegende.

Die thatsächliche Grundlage der Zusammengesellung der Begriffe Bauernstand und Knechtstand bildete sich zuerst aus in den Staaten germanischer Gründung. Eine pelasgische Urzeit, wo die Deutschen den Acker mit eigner Hand gebaut hätten, kennt die Geschichte so wenig als eine aus der Wurzel des ursprünglichen Volksthums entsprossene Abneigung der Deutschen vom Ackerbau; freilich ward wol die eigentliche Ackerarbeit von hörigen Laten (Lassen, Liten) geübt, während der freie Mann Jagd, Krieg und Raubfahrt betrieb und in Versammlung und Gericht über Angelegenheiten der Gemeinde und ihrer Genossen tagte; aber daß der Sinn für Werth des Acker-

baues auch den deutschen Stämmen nicht mangelte, die nach ihrer Einwanderung in Deutschland nicht sobald zu vollständiger Seßhaftigkeit gelangten, beweist die Einrichtung des öffentlichen Wesens bei den Sueven, von der Cäsar berichtet, daß ein Theil des Volkes zum Kriege auszog, ein Theil daheim den Acker baute, doch ohne daß Privateigenthum an Aeckern bestand [1]). Hauptgrundsatz des altdeutschen Rechtswesens aber, nachdem Seßhaftigkeit sich vollständig ausgebildet hatte, war, daß nur der Besitzer von Grund und Boden volle Geltung in der Gemeinde habe. Ganz fremd mag damals der Pflug auch der Hand des Freien nicht geblieben sein. Eine Entfremdung davon trat aber ein bei den Gefolgschaften und pflanzte sich fort, als diese nach den Niederlassungen im Römerreiche Gutsherren geworden waren und in den ehemaligen Inhabern der besetzten Güter einen Dienststand zur Unterlage eines gesteigerten öffentlichen Lebens erhalten hatten; als ferner die ausschließliche Beschäftigung mit den Waffen durch das Beneficienwesen bedingt und genährt und der Stand der Leudes dadurch und zugleich durch die Gunst des königlichen Lehnsherrn gehoben wurde, die zerstreuten Nichtbeneficiaten aber selbst säumig wurden in der Pflicht, die Waffen in der Wehrmannei zu führen

1) Bell. Gall. 4, 1. woraus 6, 22 zu beschränken.

und in den Volksgerichten das Recht zu weiſen; als ſie trägem Genuß des erworbenen Gutes ſich hingaben und vergaßen, daß die ſüße Frucht der Freiheit immer eine harte Schale haben will. Dies nebſt dem Chriſtenthum ward darauf dem Innern Deutſchlands, den ſkandinaviſchen Reichen und den öſtlichen Grenzlandſchaften Deutſchlands zugebracht und über Stammgenoſſen eben ſo wohl als über fremde Völker geltend gemacht. So kam es denn im geſammten chriſtlichen Europa, ſo weit das Beneficienweſen reichte, dahin, daß dem freien Grundbeſitzer, der nicht in den Lehnsverband trat, ſeine Geltung als Genoß des Staatsvereins ohne Nutzen war, daß Geiſt, Kraft und Bewußtſein der Freiheit von den Hufen der Gemeinfreien überging auf die Vaſallengüter, oder von der Kirche gegen die Mahnung und Gewöhnung zu chriſtlicher Demuth und die Gunſt, unter dem Krummſtabe zu wohnen und durch gute Werke und Dienſt gegen die Kirche Frieden auf Erden und im Himmel gewinnen zu können, eingetauſcht wurde, und daß grade Die, welche dem heimiſchen Grund und Boden am nächſten und vertrauteſten geblieben waren, in dem daran geknüpften Rechte am empfindlichſten gefährdet, mit Steuern und Frohnden belaſtet und zum Knechtſtande herabgedrückt wurden.

Ehe noch dies Verderbniß altgermaniſchen Staatsweſens in dem Frankenreiche ſich vollſtändig ausge-

bildet hatte, und während Karl der Große eifrigst bemüht war, die alte Waffenpflichtigkeit der Wehrmannei in der Form eines Zwangsdienstes als Heerbann geltend zu machen, aber durch den damit verknüpften Druck die Zahl der Freien sich nun noch rascher verminderte, wurden die Sachsen, in deren Einrichtungen sich die von Tacitus gezeichneten Zustände urgermanischen Volks- und Staatswesens vergegenwärtigen, dem Frankenreiche unterworfen und mit dem Christenthum das Lehnswesen, das in beiden dargestellte Herrenthum, die Pflichtigkeit, der Kirche Zehnten zu geben, und Rohheit, Uebermuth und Anmaßung fränkischer Lehnsmannen dahin verpflanzt. Dies brachte ein halbes Jahrhundert später einen Aufstand hervor, der als älteste Empörung deutscher Bauern in dem von uns angenommenem Sinne anzusehen ist.

I. Die Stellinger.

Nach einunddreißigjährigem Widerstande hatten die Sachsen dem Schwert Karls des Großen und dem Kreuze sich gebeugt; im Frieden zu Selz im J. 803 gelobten sie beständige Treue im Christenthum, Darbringung des kirchlichen Zehnten und willige Folge-

leiſtung, wenn der König des Frankenreichs ſie zu den Waffen riefe. Der Krieg gegen die Sachſen war von Karl mit der ganzen Macht der fränkiſchen Stammlande geführt worden; in dieſer aber bildete die Lehnsreiterei, die furchtbare Frankenſchar, die Hauptwaffe; von dieſer und der Menge, die, nach Lehnsgütern trachtend, im Gefolge des Königs einherzuziehen pflegte, war eine gewiß nicht geringe Zahl im Sachſenlande angeſiedelt worden; der Sachſen waren ja zu wiederholten Malen viele Tauſende fortgeſchleppt worden nach den königlichen Gütern am Main und Rhein, unzählige ſächſiſche Krieger waren unter dem Schwerte gefallen im Gewürge der Schlacht, viertauſend und fünfhundert gefangene Sachſen hatte Karl bei Verden enthaupten laſſen; die Haushaltungen waren durch den Krieg zu Grunde gerichtet, ganze Landſtriche nach dem Hinſchwinden der alten Bevölkerung nur kümmerlich bewohnt: da war viel zu vertheilen; aus einer glaubhaften Nachricht läßt ſich überdies ſchließen, daß Karl mit grauſamer Härte den Kindern Derer, die nach mehrmaliger Wiederholung des Krieges die Waffen gegen ihn getragen hatten, das Erbtheil von dieſen vorenthielt und wol Manches davon als eingezogenes Gut an Franken gab [1]). Nun aber war der

1) Vita Ludov. Pii b. Pertz 2, 619: Quo etiam tempore Saxonibus atque Frisonibus jus paternae he-

Krieg, wenn auch mit der ganzen Fülle volksthümlicher Kraft, mit jahrhundertaltem Grimme der Sachſen gegen die Franken, mit ſchwungvollem Eifer für heimiſches Recht und Götterthum, für Odin und Freia, doch unter Aufgebot der ſächſiſchen Edelinge geführt worden: von eben dieſen wurde der Friede zu Selz 803 geſchloſſen [2]). Nun trat, wie es ſcheint, eine neue Ordnung der Dinge ein in Sachſen; bis dahin hatten Edelinge, Frilinge und Laten als drei Stände, Adel, Freie und Unfreie, aber durch heimatliches Herkommen einander nahe verbunden, gemeinſam den Franken widerſtanden: hierauf aber fügten ſächſiſche Edelinge ſich ein in das fränkiſche Lehnsweſen und wurden, losgeriſſen von dem heimiſchen Boden, von den Erinnerungen an den angeſtammten Verkehr mit den Frilingen und Laten, den Ihrigen entfremdet und dem fränkiſchen Fürſtenhauſe und Vaſallenthum verbunden. So kam denn, ſtatt des alten und dem Volke gewiß werthen Adels der Edelinge, oder eines aus der Mitte der Frilinge emporgewach-

---

reditatis, quod sub patre ob perfidiam legaliter perdiderant, imperatoria restituit clementia. — Post haec easdem gentes semper sibi devotissimas habuit.

2) — huc omni Saxonum nobilitate
Collecta —
Poeta Saxo. b. Pertz 2, 261.

ſenen und dieſen immer noch angehörigen Standes, ein dem Volke entgegentretender Herrenſtand der domini auf, deſſen Gegenſatz nun natürlich leicht und gern als Knechte bezeichnet wurde [3]). Ludwig des Frommen Herſtellung des Erbrechts, das Karl der Große aufgehoben hatte [4]), vermochte nicht die Gemüther des Volks zu ſühnen, noch zur Ausfüllung der Kluft zwiſchen dem neuen Lehnsadel und dem Volke zu wirken. Der kirchliche Zehnten, den Sachſen von Karl mit dem Chriſtenthum zugebracht, blieb Gegenſtand des Anſtoßes für die damit belaſtete Menge, in der die Sehnſucht nach dem opfer- und genußreichen Heidenthum friſch und lebendig war; daß die Lehnsherren frei von dem Zehnten waren, mehrte den Mismuth; das chriſtliche Kirchenthum erſchien als dem Herrenweſen günſtig und der Freiheit nicht minder als dem alten Glauben entgegen. So war die Stimmung, als Lothar, Ludwig des Frömmlers älteſter Sohn, von ſeinen beiden Brüdern Lud-

---

3) *Domini* b. Nithard 4, 2. Annal. Xantens.: Eodem anno per totam Saxoniam potestas *servorum* valde excreverat super *dominos* suos. Pertz 2, 227. Die Annal. Fuld. a. 842 nennen es validissimam conspirationem *libertorum*! legitimos dominos opprimere conantium.

4) S. S. 293, N. 1.

wig und Karl bei Fontenailles, wo sächsische Lehnsmannen auf beiden Seiten gefochten zu haben scheinen [5]), im J. 841 geschlagen und des größten Theils seiner heimischen Kriegsmannschaft verlustig, mit ruchlosem Sinn die Normannen auffoderte in die Landschaften seiner Brüder einzufallen und den sächsischen Freilingen und Laten — die Edelinge scheinen nach der Schlacht ungetheilt sich den jüngern Brüdern angeschlossen zu haben [6]) — entbot, sie sollten, wenn sie ihm beiständen, volle Freiheit haben, zum Heidenthum zurückzukehren und nach altem heimischen Rechte und Brauche zu leben. Das fand Gehör. Frilinge und Laten erhoben sich in Masse, nannten sich Stellinga (Hersteller), jagten fast sämmtliche Herren fort, mit ihnen ohne Zweifel auch die christlichen Priester, die ihnen so gut als die Lehnsinhaber für lästige Herren galten, stellten das Heidenthum her und lebten nach dem noch nicht vergessenen Brauche der heidnischen Zeit [7]). Daß

5) Nach Nithard 4, 2 trat im Anbeginn des Krieges ein Theil des sächsischen Adels zu Lothar, ein anderer zu Ludwig.

6) Prudent. Trecens. (Ann. Bertin.) b. Pertz 1, 438: Hludowicus partim terroribus partim gratia Saxonum quidem complures etc. — suae subjugat ditioni.

7) Nithard 4, 2. Prud. Trecens. a. a. O.

Gräuel von ihnen geübt worden ſeien, wird uns nicht erzählt; es genügte aber den Ergrimmten ſchwerlich, die verhaßten Zwingherren über die Grenze zu führen [8]). Nicht alſo zog ein ſächſiſches Heer, aufgeboten von den heimiſchen Edelingen und geführt von einem Heretog, gegen den verhaßten Frankenſtamm; die Loſung war: Freiheit daheim, die Bewegung gegen das dort aufgeſtiegene Herrenthum gerichtet; es hieß nicht Stamm gegen Stamm, ſondern Stand gegen Stand, Gemeinfreie mit ihren Ackerknechten gegen die Königsmannen und die Prieſter [9]). Damit iſt der Charakter jener Bewegung ausgeſprochen, und darum nennen wir ihn den älteſten Bauernaufſtand der Geſchichte des Mittelalters, wobei denn allerdings auch die äußerliche Lebensgeſtaltung der ſächſiſchen Frilinge und Laten den Namen Bauern rechtfertigt, inſofern das altgermaniſche Landleben dort weniger als in irgend einer andern deutſchen Landſchaft umgeſtaltet worden war. Ludwig vermochte

8) Annal. Xantens. a. a. O.: Multa irrationabilia commiserunt. Et nobiles illius patriae a servis valde afflicti et humiliati sunt — iſt freilich kein vollgültiges Zeugniß.

9) Prudentius Trecensis a. a. O.: qui et Christianam fidem pene reliquerant et sibi (Hludowico) *suisque fidelibus* tantopere obstiterant.

nicht im ersten Jahre des Aufstandes die Empörten insgesammt zum Gehorsam zu bringen [10]); im folgenden Jahre aber, 842, wurde er ihrer mächtig. Ob die Stellinga widerstanden, ob sie wacker zu behaupten suchten, was sie nach dem Drange des Herzens ergriffen hatten, wissen wir nicht; es wird keiner Schlacht, keiner großen Anstrengung Ludwig's gedacht. Mit seinen Lehnsmannen durchzog er das gesammte Sachsenland, stellte Christenthum und Herrenthum wieder her und verhängte Strafe. Hundertundvierzig Stellinga wurden enthauptet, vierzehn an den Galgen gehangen und unzählige durch Verstümmelung der Glieder geschwächt [11]). Ludwig übte die Gewalt nach dem Maaße, das damals dem Herrn gegen den Knecht gegeben zu sein schien, nobiliter heißt es in den Quellen [12]). Im J. 850 hielt Ludwig eine Versammlung an der Weser und besserte

---

10) Die Stelle S. 296, N. 6 läßt auch hierauf sich deuten.

11) Prudent. Trecens. a. a. O.

12) Nithard: *nobiliter* — legali tamen caede compescuit. Annal. Xantens. b. Pertz. 2, 227: Servos Saxonum superbe elatos *nobiliter* afflixit et ad propriam naturam restituit. Die Richtigkeit der Erklärung von nobiliter wird bewiesen durch den ebenmäßigen Gebrauch von augustaliter, d. i. ut Imperatorem decet (S. du Fresne) in der Zeit Karl's des Kahlen.

auf dieser die Gesetze der Sachsen [13]); im Zusammenhange mit der obigen Unruhe hat dies sicherlich gestanden, aber wer kann Näheres angeben? Wurde das Herrenthum noch gehoben? Oder wurden ihm Schranken gesetzt?

Befestigung des Christenthums in den sächsischen Gauen ist, was am meisten als eine Frucht jenes Sieges ins Auge fällt; das Lehnswesen und des gemeinen freien Landmanns Hörigkeit wurde aber niemals allgemein; in Westfalen behauptete auf einzelnen Höfen sich bis in neuere Zeit urgermanische Freiheit, längs der Nordküste aber wohnten noch Jahrhunderte lang mit ungefährdetem Erbgute freier Väter friesische Stämme. Der Grimm der Sachsen konnte bald nach dem Aufstande der Stellinga in andern Richtungen austoben. Wie mächtig der Wehrkrieg der Sachsen gegen die heidnischen Normannen und die Angriffskriege gegen die heidnischen Slaven der Mittel- und Niederelbe wirkten, die Sachsen mit Eifer für das Reich, dem sie nun angehörten, zu erfüllen, liegt offen vor in der vaterländischen Geschichte; eine lohnende Aufgabe aber für Den, welcher die bäuerlichen Verhältnisse Niedersachsens in der Folgezeit beachtet, ist die Erörterung des Wesens der

13) Goldasti constitut. imperial. 1, 191. Aber kann man sicher trauen?

Wehrmannei, die Heinrich I. gegen die Ungern aufbot, und die lehnsartige Gestaltung derselben durch ihn, ferner des erneuerten Gegensatzes zwischen dem Stamme der Sachsen, ohne Unterschied der Herren und der Gemeinen, gegen die Franken, der in Heinrich's IV. und V. Zeit zu blutigen Kriegen führte: von einem zweiten Bauernkriege in dem nördlichen Deutschland gibt aber erst die Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts zu erzählen.

Bei den Slaven der Mittel- und Niederelbe siedelten Deutsche, besonders Sachsen, sich an als Herren; die Slaven wurden Knechte; Jahrhunderte lang dauerte ihr Widerstreben; mehrmals schüttelten sie im Aufstande das Herrenjoch ab und führten blutige Kriege für die Freiheit. Der Deutsche mochte das als Empörung seiner Ackerknechte schätzen: die Slaven, groß und gering und von heimischen Fürsten angeführt, kämpften aber für Nationalität: daher liegt dies außer dem Bereiche unserer Darstellungen.

---

2. Die Bauern im Thurgau und Aargau.

Wie das Meer seine Anwohner zur kühnen Fahrt einladet und im Kampfe mit den Elementen Freimuth

nähren und Freiheit behaupten lehrt, und daher das mittelalterliche Deutschland Landschaften mit freien Mannen an der Nordküste zu rühmen hatte, so zeigt dasselbe des Gebirges stählende Kraft für Herz und Sinn des freien Mannes am Nordabhange des Gotthards um die Gestade des Waldstätterſees und nordwärts von diesem bis in die Gauen des Schwarzwaldes; wahrlich ein stattlicher Doppelsaum freien und regen Volkslebens der Nord- und Südmark, während das letztere in dem übrigen Deutschland gleichwie in dem gesammten germanisch-romanischen Europa in Lehnsformen zu erstarren und zu erlahmen begann. Jedoch hier ist nicht die Rede von der lange ungestört gebliebenen und dann nach kurzer Unterdrückung mit den Waffen erkämpften und behaupteten Freiheit der Eidgenossen, sondern von dem vergeblichen Streben ihrer nördlichen Stammgenossen, die von den Urvätern ererbte Freiheit zu behaupten. Das ist zuvörderst der Aufstand der Landleute im Thurgau gegen den Adel und Klerus im J. 992, bedeutsam weder durch die Menge der Theilnehmer noch durch weite Verbreitung, aber als ein Glied der weitreichenden Kette von Bewegungen, die in jener Zeit aus dem Streben der Zwingherren und dem Gegenstreben der Freisassen hervorgingen und meistens mit dem Siege der erstern endeten, oder als Denkmal,

daß nicht überall das Joch mit zahmer und zornloser Ergebung willig angenommen wurde [1]).

In den schönen Thälern der Thur und Murg wohnten wackere freie Landleute vom Alemannenstamme; auf den stolzen Höhen umher erhoben sich Burgen des Adels; auf den lieblichsten Stätten waren Stifter und Klöster erbaut; Herrschlust war zu Hause hinter geistlichen und weltlichen Mauern. Weit und breit waltete der Krummstab des Bischofs von Constanz und des Abts von St. Gallen, auch in die Thäler der Thur und Murg hinein; die Aebte von Reichenau und Rheinau, die Grafen von Kyburg, Tokenburg, Winterthur, und eine Menge edler Herren begehrten Raum für ihr Herrenthum; die Freiheit des Landmannes, vielfältig verkümmert, war im Unterliegen. Da traten die freien Landleute des Thurgaus zusammen und schworen einander zu, von ihren Rechten und der Waffenehre nicht lassen zu wollen, Frohnden und Zinsen zu verweigern, sonst aber zu leisten, was der rechten Obrigkeit gebühre. Unter den Gefährdeten und Bedrohten scheinen aber auch Männer gewesen zu sein, die, wie späterhin Arnold von Winkelried, in jener Zeit, wo das Ritterthum noch in der Wiege lag und Ritterbürtigkeit eine unbekannte Größe im Reiche

1) Das folgende nach J. v. Müller G. d. Eidg. 1, 274 u. J. A. Pupikofer Gesch. des Thurgaus 1, 84.

der Begriffe war, den Lehnsmann um nichts höher achteten als ſich ſelbſt. Heinrich von Stein war der Wortführer in den Verſammlungen und bei einer Sendung an die Zwingherren. Deren Antwort brachte die Bauern in die Waffen und Gewaltthaten miſchten ſich ſchon unter die Rüſtnugen; von den Klöſtern hatte beſonders Rheinau zu leiden. Auch die Herren rüſteten; gewaffnet zog heran zur Theilnahme am Streite Abt Adalbert von Rheinau. Bei Dießenhofen, unfern vom Einfluß der Schwarzach in den Rhein, kam es am 26. Aug. 992 zum Treffen; die Bauern ſtritten wacker, mehre Edelleute und der Abt von Rheinau wurden erſchlagen: doch aber gewannen die Herren den Sieg. Gänzliche Unterdrückung des Landvolkes war die Folge. Ueber achthundert Jahre vergingen nachher, ehe des Thurgaus Landſaſſen Menſchen- und Bürgerrecht erlangten.

Von Anmaßung, Liſt und Gewalt des Adels hat auch der benachbarten Landſchaften Geſchichte zu erzählen [2]); es gab ja überhaupt im geſammten Weſteuropa nur wenige glückliche Bergeſtätten der Volksfreiheit: das Andenken an einen ebenfalls unglücklichen Kampf hart gefährdeter Freiſaſſen gegen ihre Unterdrücker hat ſich in der Urgeſchichte des Hauſes Habs-

2) Aus den Actis Murensib. b. Herrgott Genealog. diplomat. aug. gent. Habsburg. J. v. Müller. 1, 252.

burg erhalten; die Begebenheit fällt in dasselbe Jahrzehend als das Treffen an der Schwarzach. Graf Guntram, Ahnherr der Habsburger, sein Sohn Lanzelin und Enkel Radbod wandelten die Gaben, welche freie Männer von Wohlen und Muri, im heutigen Aargau, ihnen für Schirm und Schutz zu bringen gewohnt waren, in Zwangszinsen um und legten neue Lasten dazu auf [3]). Manche Freie wurden von Haus und Hof vertrieben, weil sie nicht Knechte sein wollten. Es sammelte sich, als Graf Lanzelin alt und betagt war, eine zahlreiche Schar der Gekränkten, Unterdrückten und Ausgetriebenen, ihre Güter wieder zu besetzen; aber Radbod zog ihnen entgegen, zerstreute sie und baute nun ein Herrenhaus zu Muri. Seine Gemahlin Ida, die darauf Muri zum Witwensitz bekam, ward gequält von dem Gedanken an das geschehene Unrecht; es gut zu machen baute und begabte sie das Kloster Muri; dies die Ruhestätte ihres Gewissens und des Jammers der Beraubten.

---

3) Act. Mur.: Ista vero intricata est ratio census ut vix aliquis possit se inde expedire, sicut omne quod ex malo et avaritia solet esse.

3. Die Bauern der Normandie.

Im Jahre 912 kam zwiſchen Karl dem Einfältigen von Frankreich und dem Normannen Hrolf der Vertrag von Saint-Clair an der Epte zu Stande, nach welchem das Küſtenland des nördlichen Frankreichs, das von der Zeit an Normandie heißt, als Herzogslehn des weſtfränkiſchen Königs dem normänniſchen Seekönig abgetreten wurde. Die Normandie, faſt ein Jahrhundert hindurch unabläſſig von normänniſchen Raubſcharen heimgeſucht, war zur Einöde geworden, die meiſten Grundbeſitzer entflohen, die Aecker lagen wüſte: Hrolf, nun Herzog Robert, legte mit treffendem Blick und ſicherer Hand den Grund einer neuen Ordnung der Dinge und führte die Normandie, welche nur durch ſehr lockeres Band feudaler Abhängigkeit mit Frankreich verknüpft war, ein in die Reihe der europäiſchen Staaten. Seine erſte Sorge war Wiederbevölkerung des öden Landes; ſein Raubgefolge wurde der Kern der neuen Bevölkerung, wobei aus der Natur der Umſtände und einem Rückſchluß aus den folgenden Zuſtänden [1]) anzunehmen iſt,

---

1) Ein ausdrückliches Zeugniß Wilhelms v. Malmsbury von den Normands, die England eroberten: Matrimonia quoque cum subditis jungunt (Savile rer.

daß eine große Zahl derselben westfränkische Weiber zur Ehe oder Lust hatte oder seit der Ansiedlung nahm. Zugleich aber rief Robert zur Ansiedlung, wer nur Lust hätte [2]); gleich einem Asyl des Alterthums wurde die Normandie zur Sammelstätte güterarmer und hoffnungsvoller Abenteurer; außer diesen aber waren ein dritter und gewiß nicht unwichtiger Bestandtheil der neuen Bevölkerung die Ueberbleibsel der frühern westfränkischen Bewohnerschaft, die nun, vor Raub und Mord gesichert, aus dem Verstecke auftauchten oder aus den Fluchtstätten der Nachbarschaft heimkehrten. Robert ließ das Land ausmessen [3]) und vertheilte Grundstücke, wobei seine Mannen, die fideles, ohne Zweifel besseres Loos als die ehemaligen Besitzer oder die nichtnormännischen Ankömmlinge (der Grundstamm der nachherigen vilains und serfs) hatten, unter jenen aber die Angesehenen und beim Her-

---

Anglicar. scr. 31.), kann auch für Robert's Normannen gelten.

2) Dudo v. St. Quentin in du Chesne Scriptor. rer. Normannicar. 2, S. 85: Securitatem omnibus gentibus in terra sua manere cupientibus fecit. — Illam terram de suis militibus advenisque gentibus refertam restruxit.

3) Dudo a. a. O.: Funiculo divisit, nach skandinavischer Sitte. Ihre Glossar. v. rep. Du Fresne v. funiculus. Vergl. J. Grimm D. Rechtsalterth. S. 540.

zog Vielgeltenden, zum Theil wol von ſchon in der ſkandinaviſchen Heimat hochgeſtellt geweſenen Geſchlechtern, als ein Adel begründet wurden [4]). Damit ward die Doppelheit eines Standes der Herren und des gemeinen Volkes eingeführt; die Geſetzgebung ward Sache des Herzogs und ſeines adeligen Raths, dem Volke deſſen Beſchlüſſe nur verkündet [5]). Unter Robert's Sorgen und Anſtalten war die für den Ackerbau eine der vornehmſten; der Ackerbauer ſollte vor Gefährde der Perſon und der Habe ſicher geſtellt ſein; Robert gebot, das Ackergeräth auf dem Felde zu laſſen, und die Verbürgung des Friedens und der Sicherheit, geübt mit unerbittlicher Strenge gegen Entwendung [6]) und unterſtützt durch die eilende Hülfe, welche durch den Ruf Haro (clameur de haro) aufgeboten wurde, gelang ihm zur Bewunderung der Zeitgenoſſen und

4) Beides ergibt ſich aus Dudo a. a. O.: Coepit metiri terram verbis suis *comitibus* atque largiri fidelibus, nachher blos suis fidelibus.

5) Principum sancitas et decretas plebi indixit. Derſ. a. O.

6) Dudo a. O. Das bekannte Geſchichtchen, daß ein Bauerweib zum Schabernack ihrem Manne das Lederzeug vom Ackergeräth entwandte, dieſem, nachdem er bei dem Herzoge Hülfe geſucht hatte, es bekannte, der Bauer aber, weil er darüber ſchwieg, mit dem Weibe aufgeknüpft wurde.

der Nachkommen, die das Andenken an die Sicherheit der Habe mit Wundermärchen, z. B. daß er ein goldenes Armband aufgehangen und Niemand dieses zu berühren gewagt habe, feierten. Also herrschte der Gewaltige nun als Friedensfürst; aber Glück brachte das dem Volke nicht; das Feudalwesen, das hier, wie überall, einen kleinen Theil desselben über die Linie des Rechts hob und die Masse unter dieselbe hinabdrückte, wucherte unter den folgenden Herzögen zum Unheil für das Volk. Die Lehnsmannschaft schaute mit Anmaßung und Frevelmuth auf die übrige Bevölkerung, die sie als Fußgestell für sich achtete; die Besitzer oder Pächter von Bauergütern, vilains, wurden gern auf denselben Fuß behandelt als die hörigen Hof- und Ackerknechte, serfs. Dies war bei Besitznahme der Normandie durch die skandanavischen Raubscharen im nördlichen Frankreich eben so vollständig entwickelt gewesen, als beim Einzuge der Germanen in Gallien das Steuer-, Dienst- und übrige Druckwesen des römischen Kaiserreichs bei den Provincialen. Wenige Menschenalter, und auch bei der neuen Bevölkerung der Normandie war die Gemeinfreiheit durch das Lehnswesen in den Staub getreten. Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß die Normannen so schnell das erst in dem Lande der neuen Niederlassung angenommene Verfassungswesen bei sich ausbildeten; was bei den germanischen Völkern mehre

Jahrhunderte bis zur Reife bedurft hatte, vollendete ſich hier in Zeit weniger Jahrzehende und bei dauerndem politiſchen Gegenſatze gegen das weſtfränkiſche Nachbarvolk, von dem das Lehnsweſen zu dem neuen Bewohnern der Normandie überging; aber der Geiſt des Jahrhunderts eilte dieſen geflügelt voraus, und eine der hervorſtechenden Eigenſchaften der Normannen war große Gelehrigkeit, namentlich in Allem, was zur Nahrung und Befriedigung der Herrſchſucht diente. Freilich, dieſe Frucht des Lehnsweſens ernteten keineswegs die geſammten Normannen; auch von ihnen ſank wol Mancher in den Dienſtſtand herab, wie es zuvor freien Germanen geſchehen war und noch immer geſchah: dies um ſo leichter, da die Annahme des Chriſtenthums und die zum Erſtaunen raſche Einbürgerung der franzöſiſchen Sprache bei den Normannen ein gleichartiges volksthümliches Gepräge, welches längere Zeit nur den Bewohnern von Bayeux und der Umgegend fremd blieb, hervorbrachte, ferner eine Schar heidniſcher und freigeſinnter Normannen, zum Theil wol von der erſten Anſiedelung her, meiſtens aber ſpäter nachgekommen, die Normandie verließen und ſich nach alter Weiſe ins Abenteuer warfen. Kühnheit und Kraft entwichen keineswegs aus der Normandie, aber ſie konnten hinfort nur mit den Vorrechten eines Standes wohl gedeihen.

Nun geſchah es, daß der vierte Herzog der Nor-

mandie, Richard der Zweite (996—1026), mehr noch, als bisher geschehen, den Lehnsadel emporhob, alle Stellen am Hofe zu Rouen mit Edelleuten besetzte und nur Edelleute um sich haben mochte [7]). Einen gebildeten, wohlhabenden und angesehenen Bürgerstand, der dadurch hätte gekränkt werden mögen, gab es noch nicht; die Landleute aber, scheint es, standen der Hofgunst zu fern, um durch solchen Vorzug des Adels bewegt zu werden; dennoch läßt der Schlüssel zu den nun folgenden Bewegungen darin sich vermuthen. Die Sinnesart der Normannen, immer zum Uebermuthe geneigt, prägte vorzugsweise bei dem Lehnsadel sich aus; je höher die Gunst des Herzogs zu dessen Erhebung, um so frevelmüthiger dessen Weise im Verkehr mit dem Landvolke; die Bedrückungen nahmen zu mit der Geltung der Lehnsmannen bei dem Her-

7) Le Roman de Rou et des ducs de Normandie. Par Rob. Wace, poète normand du XIIIme siècle; publié p. Fréd. Pluquet. Rouen 1827. 48. B. 5957.:

Ne volt mestier de sa meisun
Duner se à gentiz hons nun
Gentil furent li capelain
Gentil furent li escrivain etc.
Li Chamberlenc è li Uissier
Furent tuit noble Chevalier etc.
Chescun se pena de noblesce,
E d'enur (honneur) fère è de largesce.

zoge, der nicht mehr, wie einſt Robert, das Ackergeräth auf dem Felde zu beſchützen für Herzogspflicht anſehen mochte. Alſo konnte grade in jener Zeit, — es war in den erſten Jahren des Herzogthums jenes Richard, der den Beinamen des Guten erhalten hat, weil er Denen, die ihm nahe ſtanden, beſonders auch dem Klerus [8]), reichlich auf Koſten Derer, welche damals ſo wenig in der Geſchichte und ihrer Namengebung, als im ſtaatsbürgerlichen Leben eine Stimme hatten, ſpendete — alſo konnte demnach ein raſch geſteigerter Druck bei dem Landmanne unerträglich werden. Wahrſcheinlich aber traf nun auch hier ein, was in Frankreich, Deutſchland und beſonders in Italien [9]) geſchehen iſt, daß auch niedern Lehnsmannen ihr Recht verkümmert wurde, häufiger aber, daß die noch im Genuß der Selbſtändigkeit gebliebenen vilains als serfs behandelt wurden; von ſolchen über die Maſſe in äußerer Ausſtattung und Geltung wie an Selbſtgefühl emporragenden Theilnehmern der gemeinſamen

8) Rom. de Rou 5939:

Mult s'entremist de Dex servir
E del service Dex oir.
Gent ama de religion,
Mult mist granst entencion
A clers et à muines amer etc.

9) Ich erinnere an den Muottakrieg der mailändiſchen Valvaſſores in König Konrad's II. Zeit.

Last und Gefahr mag die erste Aufregung hervorgegangen sein [10]). Denn so pflegt es bei Verschwörungen zu geschehen; von einer einzelnen Frevelthat, die des Volkes Wuth plötzlich entflammt und zum Ausbruche gebracht hatte, hat die Geschichte hier nichts überliefert.

Vor Allem verhaßt war dem Landvolke die Verkümmerung des freien Nießbrauchs von Forst und Wasser; herzoglicher und adeliger Bann verschiedener Art hatte Holzfällen, Jagd und Fischerei verpönt; am empfindlichsten aber ist Beschränkung des Lebens da, wo es der Natur am nächsten steht und am meisten auf diese angewiesen ist. Durch die gesammten Gauen der Normandie verbreitete sich die Gährung der Unzufriedenheit, und Besprechungen [11]), bittere Klagen über unverdiente Gedrücktheit und Kränkung, über Raub und Vorenthaltung Dessen, was dem gemeinen

10) Wace nennt 6075 vilains und vavassurs zusammen.

11) *Guilielmus Gemeticensis* (v. Jumieges Cap. 1080) B. 7. Cap. 2 gibt nur einen kurzen Bericht: — Nam rustici unanimes per diversos totius Normannicae patriae comitatus plurima agentes conventicula juxta suos libitus vivere decernebant. Ausführlich, allerdings mit poetischen Phantasiestücken, doch ganz nach der Analogie der wirklichen Zustände und der diesen im Einzelnen entsprechenden Ereignisse, Rob. Wace 5975—6118.

Manne ſo gut als dem Edelmanne gebühre, wurden mit Eifer gepflogen. In geheimen Verſammlungen reizten die Bauern einander auf; ihr Vieh, klagten ſie, werde ihnen genommen für Steuern, man biete ſie täglich zu Frohndienſten auf, nenne ſie Hurenſöhne [12]); ſie ſeien Menſchen ſo gut als die Herren (seigneurs), ihre Glieder nicht anders als jener, ihr Muth und ihre Rüſtigkeit nicht geringer, gegen Einen Ritter ſeien dreißig bis vierzig Bauern (paysans) auf-

---

12) *Wace:*

Chescun jur vunt à grant dolurs,
En paine sunt et en anhan (fatigue),
Aut an (l'autre an) fu mal è pis cel an.
Tute jur sunt lur bestes prises
Pur aïes (aides) è pur serviçes;
Tant i a plaintes è quereles,
E custumes viez è nuveles.
Ne poent (peuvent) une heure aveir paiz.
— — — — — — — —
Tant i a prevoz è bédels
E tant Bailliz viez e nuvels;
Ne poent aveir paiz nule hure;
Tantes choses lor metent sur
(Tant de choses ils mettent sur eux)
— — — — — — — —
A force font lur bestes prendre etc.
Filz a putain dient auquant (Einige, ital. alcuni).

zubieten und ihre Keulen und Knittel, Bogen und Aexte nicht zu verachten [13]). Darauf schworen sie einander zu, keinen Herrn mehr haben zu wollen, und freuten sich der Aussicht, dann frei ins Holz gehen, Bäume nach Willkür fällen, das Wild in den Forsten erlegen, die Fische in den Weihern fangen, und in alle diesem nach ihrem Willen leben zu kön-

---

13) *Wace:*

Nus sumes homes cum il sunt;
Tex (Tels) membres avum (avons) cum il unt,
Et altresi (gleichfalls, noch im Ital.) granz cors avum,
Et altretant sofrir poum,
Ne nus faut fors cuer sulement.
Alium nus (allions nous) par serement,
Nos aveir è nus desfendum
(Defendons nos biens et nous)
E tuit ensemle nus tenum;
E se nus voilent guerréier,
Bien avum cuntre un Chevalier
Trente u quarante païzans,
Maniables è cumbatans.
Malveis (mauvais) serunt se vint u trente
Bacheler de bele juvente,
Ki d'un ne se porrunt desfendre,
S'il le volent ensemle prendre.
A machues è a grant peus (pieux) etc.
Od (avec) la grant genz ke nus avum,
Des Chevaliers nus desfendum.

nen [14]). Groll gegen kirchliche Einrichtungen wird nicht mit ausgesprochen; das Heidenthum der Normandie war untergegangen, von einer Rückfälligkeit zu diesem wie bei dem Stellinga ist keine Spur; aber Feudaldruck kam ja auch von der Kirche! Von jeder dieser Versammlungen wurden zwei Männer erwählt, aus den gescheitesten und beredtesten, das Land zu durchwandern, zur gemeinsamen Sache durch Eidschwüre zu verpflichten und auf einer Hauptver-

---

14) *Wace:*

Einsi porum aler as bois
Abres trenchier è prendre à chois;
Es vivers (dans les viviers) prendre li peissuns,
Et as forez li veneisuns:
De tut ferum nos volentez
De bois, de ewes (eaux) è de pres.

Wace 6071 nennt das gesammte Treiben der Bauern: ke vilains *commune faseient.* Er schrieb etwa 150 Jahre nach jenen Bewegungen (c. 1150.), und damals erst entwickelte sich Recht und Geltung der nordfranzösischen communes: jedoch ist das Obengesagte nicht unbedingt für Anachronismus zu halten; das Streben nach Communalrecht ist entschieden älter als Ludwigs VI. und Sugers Ertheilung von chartres. Vergl. *A. Thierry* Lettres sur l'histoire de France und *Raynouard* hist. du droit municipal en Fr. vol. 2, ch. 9.

ſammlung mitten im Lande die gefaßten Beſchlüſſe zu befeſtigen [15]).

Bis zur That kam es nicht; die Verſchwörung hatte der Theilnehmer zu viele und zu unzuverläſſige, um geheim bleiben zu können; Herzog Richard bekam Kunde davon. Dieſer berief ſeinen Oheim, den wilden Raoul von Ivry, zum Rath. Raoul war gutes Muths und begehrte nur des Herzogs Lehnsreiter. Mit dieſen fuhr er über die Bauern, ehe ſie gerüſtet, verſammelt oder geordnet waren; Widerſtand in Maſſe wurde nicht geleiſtet; es ſcheint zu gar keiner Begegnung in Waffen gekommen zu ſein. Nun folgte ein hartes Strafgericht; der Dichter Wace erzählt entſetzliche Dinge [16]); vielleicht hat er poetiſch aus-

---

15) *Guilielm. Gemet.* a. a. O. Quae ut rata manerent, ab unoquoque coetu furentis vulgi duo eliguntur legati, qui decreta ad mediterraneum roboranda ferrent conventum. Wace bezeichnet die Abgeordneten als des plus kuint (connus, comptus?) è des miex parlanz.

16) *Wace:*

Raol fu mult de mal talent;
Nes' vout mener à jugement;
Tuz les fist tristes è dolenz:
A plusurs fist traire les denz,
E li altres fist espercer (pfählen),
Traire les oils (yeux), li puings colper.

ſchmücken wollen und von Strafen hier zuſammengehäuft, was ihm irgend als gegen Bauern üblich bekannt war; der ältere Wilhelm von Jumieges berichtet nur von Verſtümmelung an Hand und Fuß. Die Wahrheit gewinnt doch hier wol nur durch Abzug und Zulage; es wäre eitel, das Einzelne ermitteln zu wollen: daß die Bauern ſchwer büßten, iſt außer Zweifel. Ihr Muth ward auf Jahrhunderte

---

A tex i fist li guarez kuire;
(cuire, d. i. bruler les jarrets, die Knickehlen einbrennen, eine in Nordfrankreich im zehnten Jahrh. übliche Barbarei).
Ne li chaut gaires ki s'en muire.
(Il ne lui chaut — ital. cale, kümmert — guères, qui en meure)
Li altres fist tuit vifs bruilir,
E li altres en plumb builir (?);
Tuz les fist isi (ainsi) conréer (corriger).
Hidoüz furent à esgarder
Ne furent puiz en lieu véu,
K'il ne fussent bien cunéu.
La cumune remest à tant;
Ne firent puiz vilains semlant.
Retrait se sunt tuit è démis.
De ceo k'il aveient empris etc.

Darauf folgt noch, daß die Reichen um Habe und Gut gekommen ſeien, wie ſich von ſelbſt verſteht. Umſonſt war auch nicht das Würgen.

gebrochen; sie trugen wol noch schwereres Joch als zuvor.

Im J. 1066 zog Herzog Wilhelm der Bastard aus zur Eroberung von England; in seinem Heere war zu den heimischen Lehnsmannen und ritterlichen Abenteurern ohne Zweifel auch rüstiges Landvolk der Normandie gesellt. Nach Besiegung der Angelsachsen richtete der Sieger Lehnswesen ein und sein Kriegsgefolge stellte als Herrenstand sich über das besiegte Volk, nicht übel Willens, dieses zu einem Stande der Vilains und Serfs niederzudrücken; doch bildete dieses sich nicht vollständig aus. Wiederum ist in den Zusammenrottungen, Streifzügen und Waffenthaten angelsächsischer Outlaws gegen die normännischen Zwingherren nicht sowol der Gegensatz des Standes, als der Nationalität zu erkennen [17]). Einige Jahrhunderte später aber, als schon Normannen und Angelsachsen mit einander verschmolzen waren, wogten Empörungen des Landvolks auf, die weiter unten erzählt werden sollen.

17). Merkwürdig ist übrigens, daß in der Zeit, wo der Däne Kanut über England herrschte (J. 1017), ein Ceorla-cyng, Namens Eadwig, gegen ihn in Waffen stand. Eorl und ceorl sagen zwar nicht ganz dasselbe was Edelmann und Bauer im Sprichwort; aber bedeutsam ist doch, daß der angelsächsische Adel an jenem Kampfe nicht Theil genommen zu haben scheint.

4. Die Bauern in Jütland und Schonen.

Das Lehnswesen war im abendländischen Europa schon vollständig ausgebildet, die päpstliche Hierarchie in ihrem Höhestande, aus jenem das Ritterthum hervorgewachsen und durch mystisches Band mit der Kirche verknüpft, die Freiheit nichtritterlicher und nichtkirchlicher Staatsgenossen aber hatte schon eine neue Begründung ihres Daseins in dem städtischen Bürgerthum gefunden: da — in der Mitte des zwölften Jahrhunderts — gab es in Skandinavien, von Jütland bis Island hinauf, noch einen Stand freier Bauern (Odalsmänner, Bonden) [1]; in ihnen die Fülle der Macht des Reiches und der Muth des Bewußtseins voller Freiheitsrechte; sie vergegenwärtigen, wie zuvor die Sachsen, Leben und Recht der altgermanischen Freisassen. Doch von drei Seiten her, von Deutschland, England und Rom waren der Freiheit des Grundeigenthümers feindselige Mächte schon länger als ein Jahrhundert im Andrange; insbesondere nach Dänemark hin, zu welchem Reiche damals der Schauplatz der oben bezeichneten Begebenheit gehörte.

---

1) Tyge Rothe, Nordens Staatsverfassung, deutsch 1, 126. Ihre glossar. Sueo-Gothic. s. v. Od und Bonde N. 4.

Von der großen Empfänglichkeit der außerheimatlichen Normannen für das Lehnswesen hat der vorhergehende Abschnitt Kunde gegeben; nun zwar pflegen Kriegs- und Raubscharen eines Volkes, überhaupt jegliche von dem Mutterboden der Heimat gelöste Abenteurer anderer Sinnesart zu sein als das daheim gebliebene eigentliche Volk; aber das Lehnswesen hatte im Königthum und Kirchenthum seine Pflegschaft und im Heerwesen Wurzel und Anhalt: als die Dänenkönige zu Eroberungen auszogen, wobei nicht wie zuvor die Lust zum Seeraube Scharen von Wikingen zusammengesellte, auch nicht das Volk in dem Maße wie bei einem Wehrkriege betheiligt war, bedurften sie einer Mannschaft gleich den altgermanischen Gefolgen. König Kanut der Große, als Eroberer Herr von England und hier wie in Dänemark als König waltend, befreundet mit Kaiser und Papst und empfänglich für die Formen des weltlichen Lehnsstaats und des Kirchenthums, errichtete eine Schaar von Lehnskriegern, die Tinglith oder Hußkerle, die Pflanzschule des nachherigen dänischen Lehnsadels und Ritterthums; durch denselben und vermittelst angelsächsischer Kleriker wurde Ansehn und Macht der Kirche, die schon seit zwei Jahrhunderten mit dem Heidenthum in Dänemark kämpfte, vorbereitet. Das Band zwischen England und Dänemark löste sich bald nach Kanuts Tode († 1035); um so einflußreicher

aber wurde der Verkehr zwiſchen Deutſchland und Dänemark zur Befeſtigung und Ausbildung des Lehns- und Kirchenweſens auf den Grund von Kanuts Einrichtungen. König Suen Eſtrithſon (1044—1076), ein frommer Mann, ließ dem bremer Erzbiſchofe Adalbert freie Hand, biſchöfliche Diöceſen einzurichten; ſeitdem mehrten ſich die Anſprüche der Kirche an das Volk; es galt nun mehr als die einfache Ausſtattung der auf apoſtoliſche Entbehrung angewieſenen Pfarrer; König Suen ward unzufrieden mit Adalberts gebieteriſchem Weſen, und es begann Hader; doch der bewegende und fortſchreitende Geiſt war bei der Kirche.

König Kanut der Heilige (1080—1086), der Kleriſei blindlings ergeben, erhöhte ihren Einfluß, ſie fing an als erſter Stand des Reiches zu gelten. Derſelbe König überhäufte ſie aus eignem Gute mit Schenkungen; nun aber ſollte auch das Volk ſpenden; was ſchon Suen Eſtrithſon beabſichtigt hatte, der Kirche den Zehnten von den freien Grundbeſitzern zu verſchaffen, das verſuchte nun Kanut ins Werk zu ſetzen: im Jahre 1086 gebot er den Jütländern, der Kleriſei Zehnten von Ackerbau und Viehzucht zu liefern [2]); wer ſich weigerte, ſollte zu ſeiner Abfindung eine Steuer entrichten. Die Jüten ſahen die Lieferung der Zehnten nicht als eine Religionsſache, ſon-

2) *Saxo Grammatic.* 12, p. 218 sq. Stephanius Ausg.

dern als einen Schimpf an. Der König sandte zur Eintreibung des Zehnten Beamte nach Jütland; ihre Strenge und Ungerechtigkeit reizte den Unmuth der zehntverweigernden Bauern; es kam zum Aufstande, und Tosto und Horta, zwei der königlichen Beamten, wurden erschlagen. Die Gährung dauerte fort, denn König Kanut beharrte auf seinem Sinn. Kanut kam in Gefahr, den Empörten in die Hände zu fallen; er verließ Schleswig und begab sich nach Fühnen; die Jüten rüsteten zur Landung nach Fühnen. Als Kanut nun auf Seeland Sicherheit zu suchen gedachte, rieth ein Mensch, dem er vertraute, Blacco, mit tückischer List ihm davon ab, verhieß, das Volk zu beruhigen, und ließ sich von Kanut zu diesem Zwecke absenden, brachte aber das Volk von Odense in Waffen und führte es gegen den König. Als dieser seine Zuflucht nach einer Kirche genommen hatte, stürmte Blacco an der Spitze der Rasenden ins Heiligthum; König Kanut, der von einer geringen Zahl Getreuer eine Zeitlang beschirmt wurde, kniete vor dem Altare; der Ungestüm der Menge ließ nicht nach, die hölzernen Wände der Kirche stürzten unter Beilhieben nieder; den Tod brachte dem Könige ein durch ein Kirchenfenster geschleuderter Wurfspies. Nun versank das Volk in Schmerz und Reue, eine bald darauf unter König Olaf (Hunger) eintretende Hungersnoth wurde als Strafe des Himmels angesehen, und mindestens der

offene Widerstand gegen Zehntlieferung hörte in Jütland und Fühnen auf. Nicht aber der Groll gegen diese Leistung an die Kirche; noch war ja das Christenthum überhaupt nicht fest gewurzelt; wol nicht viel mehr als zur Zeit der Stellinga bei den Sachsen; in der friesischen Bevölkerung Südjütlands gab es noch im zwölften Jahrhunderte Heiden.

Indessen breitete das Kirchenthum seine bleiernen Formen auch über andere Landschaften Dänemarks aus; in Schonen, das seit dem neunten Jahrhunderte zu Dänemark gehörte und seit 1022 zu Lund ein Bisthum hatte, wurde die Lieferung des Zehnten im Anfange des zwölften Jahrhunderts ernstlich betrieben. Es folgte nun die Zeit, wo das dänische Reich unter der Regierung dreier Könige von großen Eigenschaften, Waldemars I., Kanuts VI. und Waldemars II., zu hoher Macht aufstieg, im Reiche aber der Rath und Freund der beiden erstern Könige, Bischof Absalon von Roskild, den Stuhl der Kirchengewalt auf den Schultern des freien Landvolks mehr und mehr befestigte, die allgemeine Beobachtung des Cölibats mit Eifer betrieb und bei aufrichtiger Ergebenheit gegen den König und rastloser Thätigkeit zu Mehrung und Ausbau des Reichs dem Volke die Hoheit eines Kirchenfürsten zeigte. In derselben Zeit geschah es, daß die genaue Befreundung jener dänischen Könige mit deutschen Königen und Fürsten dem

Lehnswesen und Ritterthum förderlich war, so daß in dieser Zeit statt der Hußkerle Kanuts schon eine förmliche Lehnsmannschaft, aber nicht bloß des Königs, sondern auch der hohen Geistlichkeit vorhanden war. Die Hoheit des dänischen Klerus hatte einen Zuwachs durch die Begründung eines Erzbisthums in Lund im J. 1104 bekommen; schon unter Erzbischof Eskil hatte Absalon großen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten in Schonen und Antheil an dem 1162 verbesserten schonenschen Kirchenrechte, in dem unter Anderm auch ein Zehntvertrag zwischen Erzbischof und Volk enthalten war, im J. 1178 ward er selbst Erzbischof von Lund, Primas von Dänemark und Schweden und Legat des apostolischen Stuhles. Die Bewohner Schonens waren durch langjährige Abhängigkeit von der dänischen Krone keineswegs der ihnen angestammten Rechte verlustig gegangen; Freiheit des Grundbesitzes und Geltung des freien Landmanns war im Verhältniß zum Königthum wenig geschwächt worden; das Nationalgefühl der Schonen war nicht vollkommen dänisch; aber eben so wenig theilten sie schwedischen Sinn im Gegensatze gegen Dänemark: sie hatten ein gewisses hohes Selbstgefühl grade daher, daß sie mit großen Landschaftsrechten und eignem Gesetzbuche in der Mitte der beiden Nachbarstaaten einer Art von politischer Selbständigkeit genossen. Dieser nun bereitete das Erzbisthum von Lund harte Ge-

fährde. Zehnten zu liefern hatten die Schonen unter Absalons Vorgänger Eskil eingewilligt, gesühnt mit der verhaßten Einrichtung waren sie aber noch nicht: nun zog Absalon die Sehne straffer an; zur Zehntpflicht kamen allerlei andere Leistungen, namentlich drückende Frohndienste; dies Alles ward dadurch kränkender, daß Absalon seeländische Verwandte und Lehnsmannen zur Erhebung seiner Gefälle und zum Aufgebote der Bauern zu Frohndiensten in Schonen anstellte. Je kleiner die Landschaft, um so empfindlicher die Gefährde durch Eindrang der Nachbarn und Erhebung derselben zu einem Herrenstande; die Schonen wurden schon durch die Gegenwart der Seeländer beleidigt. Nun wucherte aus dem Vertrauen der Letztern auf ihres Herrn Macht und Gunst Uebermuth hervor; die kirchliche Herrschsucht Absalons gestaltete bei ihnen sich zu vogtlichem Frevel.

Es war im J. 1180, als einige dieser Mannen der Kirche von schonenschen Bauern begehrten, daß sie Bäume und Blöcke aus dem Walde, wohin Zugvieh nicht gelangen konnte, durch Vorspann ihrer selbst fortschaffen sollten [3]). Dieses zwingherrliche Ansinnen

3) Der Anfang in Frevel der Obern, das Ende in Weh und Trauer der Niedern wird von Saxo Grammaticus, dem Verehrer Absalons, nicht mit erzählt; von jenem s. Chronic. inc. auct. bei *Langebek* script. rer.

brachte die Bauern in Harnisch, sie rotteten sich zusammen, fielen über die erzbischöflichen Güter her, zerstörten die Speicher und schleppten fort was sie konnten. Erzbischof Absalon war auf Seeland [4]; auf die erste Kunde von dem Aufstande fuhr er, dem jede Furcht fremd war, hinüber nach Schonen und berief das Volk zu einer Versammlung nach Lund. Hier konnte er nichts ausrichten; das Volk, zum Theil berauscht, ließ nicht ab zu toben. Absalon gedachte den Ungestüm in Einzelverhandlungen zu schwächen; er entbot die südlichen, östlichen und nördlichen Schonen jede zu einer besondern Versammlung. Die zuerst versammelten Südschonen schienen vor des gewaltigen Mannes Worte sich zu beugen; aber dennoch wurde von den Empörten gleich darauf eine große Bauernversammlung bei Hvitabeck [5] veranstaltet, in der Absalon zu erscheinen nicht für gut fand, seine Abgeordneten aber zum Theil durch ihr schwankendes, arglistiges oder feiges Benehmen Argwohn erweckten und üble Begegnung fanden.

Danic. 2, 621. Von Neuern s. Estrup's Leben Absalons, deutsch v. Mohnike in Chr. Frdr. Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie 2, 1, 150 fg. Münter's Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen 2, 343 fg.

4) Von nun an s. Saxo 15, 364 fg.

5) Ad Album Fontem.

Die Gährung brauſte abermals auf zum wilden Ausbruch. Die Bauern eilten nach der Inſel Sigoſtha [6]) zu, wo ſich Abſalon befand; kurz vor ihrem Ankommen war dieſer gewarnt worden und ſeine Mannen eilends darüber aus, eine Wagenburg und Verſchanzung aufzurichten. Abſalon ſcheute ſich Blut zu vergießen und verbot den Angriff mit ſcharfen Waffen auf die ſich ſammelnden Bauerſcharen. Als nun aber dieſe einen Hügel der Inſel gegenüber beſetzten, hob Abſalon ein Kreuz empor und hieß ſeine Mannen ihm folgen; die Bauern wichen vor dem kühnen Manne und ſeinem heiligen Bannerzeichen zurück; ſo viele von ihnen in die Hände von Abſalons Kriegsvolk fielen, wurden mit Schlägen gezüchtigt, ein Lehnsmann Abſalons aber, den ſein wildes Roß mitten unter die Bauern führte, in einem ſumpfichten Dickicht von dieſen erſchlagen. Die Gefahr Abſalons war nur beſeitigt, nicht aber gänzlich zerſtreut; er hatte Mühe, von der Inſel nach Lund zu entkommen; ſein Hof auf der Inſel wurde von den Bauern verwüſtet; er ſelbſt begab ſich nach Seeland. Bald folgten Abgeordnete der Schonen dahin nach; zunächſt erſchienen dieſe vor Abſalon, betheuerten dieſem, nur durch den Uebermuth ſeiner ſeeländiſchen Lehnsmannen und Verwalter

6) Nach Lagerbring's (2, 268) Vermuthung das heutige Ifron.

sei das Volk zum Aufstande gebracht worden, er möge diese entfernt halten, dann werde die Ruhe wiederkehren. Darauf trugen sie ihre Sache dem Könige Waldemar vor und gewannen dessen Vertrauen so weit, daß er ihren Rath befolgte, an die Aufrührer ein Schreiben mitzusenden, in dem freundliche und böse Worte mit einander gemischt waren. Hofften sie wirklich guten Erfolg, oder gaben sie dem Könige einen arglistigen Rath: der Aufstand wurde wilder als zuvor, und die Hauptbewegung scheint nun von den Mächtigern und Angesehenern, deren Stand durch Absalons Kirchenmannen herabgedrückt worden war, gekommen zu sein; durch ganz Schonen war Ein Sinn, Ein Muth. Doch auch jetzt ward nicht dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, nur der herrsch- und habgierigen Kirche galt es; gegen diese aber folgten nun Erklärungen und Maßregeln, die eben so sehr von Unbefangenheit des Sinnes der Schonen in kirchlichen Angelegenheiten als von ihrer wilden Entschlossenheit zeugen. Sie hoben alle dem Erzbischofe bisher zugekommenen Leistungen als Ungebühr auf; zur Besorgung des Kirchendienstes, meinten sie, würden die Priester auch ohne Erzbischof genügen; zuletzt begehrten sie Aufhebung der Verordnung des Cölibats. Absalon, heftiger Eiferer für das Cölibat, war am Herzen getroffen. Nach der Ernte führte König Waldemar ein Heer hinüber nach Helsingborg; Absalon

folgte ihm. Schon ſtand der König mit ſeinen gerüſteten Scharen am Lande, als Fiſcher der Küſte in Maſſe dem nachkommenden Abſalon die Landung verwehrten und Steine auf deſſen Schiff ſchleuderten. Erſt des Königs Zwiſchentreten zerſtreute ſie. Nun begann eine Verhandlung des Königs mit den zahlreich verſammelten Bauern und von dieſen wurden die frühern Beſchwerden über Abſalons ſeeländiſche Lehnsmannen und Kirchenvögte, zugleich aber die Verſicherung, daß ſie über den König ſelbſt nicht zu klagen und nicht gegen ihn ſich erhoben hätten, wiederholt. In Waldemars Heere war das jütländiſche Aufgebot, nicht Lehnsmannen, ſondern Bauern, wie aus der Angabe, daß Waldemar nach der Ernte auszog, ſich ſchließen läßt; bei den Jüten war der Zehnte verhaßt wie in Schonen, die Erinnerung an den großen Aufſtand ihrer Vorfahren deshalb wol eben ſo friſch als die Gewöhnung an die aufgezwungene Abgabe; ſie begannen zu murren und der Sache der Schonen zuzuſtimmen. Hochfahrend erklärten Abſalons Lehnsreiter, ſie getrauten ſich allein ihres Lehnsherrn Sache auszufechten; aber König Waldemar, bei aller Hinneigung zu dem hochverdienten Berather des Reichs doch wol nicht ohne geheime Eiferſucht auf die hochſteigenden Anſprüche der Kirche, ſprach gegen Abſalon den Wunſch aus, er möge den Zehnten aufgeben. Deſſen Antwort war verneinend. Waldemar unterhandelte nochmals

mit den Schonen, die Beschwerden dieser über Absalon mehrten und verbitterten sich, ihr Trotz wurde durch geheime Aufreizung von Seiten der Jüten gesteigert; Waldemar hatte nicht Lust, oder war nicht genug gerüstet, Gewalt zu gebrauchen; er fuhr zurück nach Seeland.

Als nun die Schonen in ihrer Zehntverweigerung beharrten und jede Art von Leistungen an das Erzbisthum unterließen, griff Absalon zu den damals so schreckbaren Waffen der Kirche, er verbot Uebung des Gottesdienstes. Als nun ruchbar wurde, daß die Kirche des heil. Laurentius zu Lund geschlossen werden sollte, sammelte das Volk in Waffen sich um diese; zwei Priester, von Absalon gesandt, stießen geistliche Drohungen gegen das Volk aus; diese wurden mit Schmähungen erwidert; das Volk erklärte, die Priester hätten ihren Unterhalt nur vom Volke, wollten sie nicht den Gottesdienst verrichten, so sollten sie das Land verlassen, verweigerten sie beides, so würde man ihnen ihren Unterhalt nehmen und selbst sich nicht scheuen, sie körperlich zu züchtigen. Die gesammte niedere Priesterschaft aber bewies festen Muth; zugleich mag indessen von mehren aus Schonen stammenden Mitgliedern derselben die Bahn zu neuen Unterhandlungen geebnet worden sein; jedoch die Plünderung und Verwüstung der Lehnsgüter in Schonen dauerte fort und König Waldemar entschloß sich nun

zur Gewalt der Waffen. Um die Faſtenzeit des Jahrs 1181 ſetzte er mit den aus Schonen vertriebenen Lehnsmannen und den ſeeländiſchen Scharen — Jütländer und Fühnen waren als unzuverläſſig daheim gelaſſen worden — von Helſingör hinüber nach Schonen, Abſalon mit ihnen nach Lund, um dort das heilige Salböl zum Oſterfeſte zu bereiten. Jetzt wogte die Empörung höher noch denn zuvor; die Schonen waren zum Aeußerſten entſchloſſen. Der Druck der Bewegung kam von den nördlichen Schonen und den Halländern; dieſe ſandten nach heimiſcher Weiſe das Zeichen zum Aufgebot der Landwehr, den Budſtock, umher und riefen auf zum Kampfe für die Freiheit. Waldemars Heer zog auf den Fluß Dyſia (jetzt Sax-aaen) [7]) zu, die Nord-Schonen ihm entgegen; an der Brücke trafen ſie zuſammen. Waldemar erhob ſich zur Schlacht; da trat Abſalon vor ihn bittend, er möge nicht die Schärfe des Schwerts, ſondern Knittel gegen die Verblendeten gebrauchen; Waldemar aber ſprach, er habe es mit Männern, nicht mit Hunden zu thun [8]). Es kam zur Schlacht, die Bauern zuerſt ſtürmten über die Brücke [9]) und drangen ein

---

7) *Langebek* zu Script. 2, 523. N. u.

8) *Langebek*, cum viris sibi, non canibus confligendum. *Saxo.*

9) So das Chronic. b. *Langebek.*

auf des Königs Heer. Sie stritten mit Muth und Geschick, lange blieb der Ausgang unentschieden; als aber Absalons Reiter durch eine Furth des Flusses gesetzt und dem Hintertreffen der Bauern in die Seite gefallen waren, lösten die Massen sich auf; eine Menge fiel unter dem Schwerte, eine Menge ertrank, Wenige entkamen.

Nun erst hatten die Ost-Schonen sich gesammelt; Waldemar bekam in Lund Nachricht von ihrem Anzuge. Lund und seine Umgegend wurde durch des Königs und seiner Gewaffneten Gegenwart in Pflicht und Ruhe gehalten; als aber Waldemar und Absalon die Gemeinde von Lund aufboten, am Streite gegen die Ost-Schonen Theil zu nehmen, erhoben die Lundener Gegenreden, begehrten Erlaß an Abgaben, und als sie darauf dennoch eine Strecke mitgezogen waren, hielten sie an und erklärten, ihre Pflicht sei, die Stadt zu schützen, sie könnten nicht weiter mitziehen. Nach langem Aufenthalte zog Waldemar weiter. Abermals sollte der Kampf bei einer Brücke, Getunga, beginnen; diesmal aber hatten die Bauern weniger Muth, oder mehr Berechnung als zuvor; sie häuften Steinmassen auf, dem Könige den Uebergang über die Brücke zu versperren. Als nun aber des Königs Reiter auch hier rasch durch eine Furth gesetzt und den Bauern nahe waren, überkam diese Schrecken und Angst; sie baten um Schonung und gelobten Gehorsam.

Absalon blieb nicht zurück in der Fürbitte für sie; der König ließ das Schwert ruhen und empfing den Schwur der Treue von den Schonen.

Als er nun von dem Erzbischofssitze aus das Land durchzogen und Geißeln empfangen hatte, waren doch nur die Leiber der Schonen, nicht ihr Wille bezwungen; auch jetzt erklärten sie, den Zehnten nicht geben zu wollen. Das machte den König bedenklich; er redete Absalon zu, vom Zehnten abzulassen, er mahnte an den Mord, der König Kanut den Heiligen wegen der Zehntforderung getroffen habe; umsonst: Absalon verstand zuletzt sich nur dazu, statt des Zehnten auf manche andere Einkünfte zu verzichten. Dies ließ Waldemar gelten, und Gewalt und Furcht machten der Schonen Widerstande scheinbar ein Ende. Den geheimen Grimm zu unterhalten, gab Waldemar reichliche Nahrung dadurch, daß er den begütertsten Schonen ihre Besitzungen nahm und an Absalon schenkte, wodurch dieser mehr erlangte, als er durch die obengedachte Verzichtung verloren hatte [10]).

Von Festigkeit und Dauer war die erzwungene Ruhe nicht. Es mag nicht außer Zusammenhange mit den erzählten Unruhen gestanden haben, daß im J. 1182 bei einer Heerfahrt gegen Pommern, die König Waldemar seinem Sohne Kanut und dem auch

10) So das Chronic. b. *Langebek* S. 622.

in den Waffen erprobten Absalon unterordnete, Absalon es verschmähte, die Jüten anzuführen, und darauf bei Verzögerung der Fahrt die Jüten sich empörten [11]). König Waldemar von Sorge erfüllt, ließ das gesammte Heer heimziehen. Er starb in tiefer Bekümmerniß den 12. Mai 1182. Sein Sohn und Nachfolger Kanut VI. zog zuvörderst gen Jütland, dort des Volkes Huldigung zu empfangen; Absalon begab sich nach Schonen, wo neue Unruhen ausgebrochen waren [12]). Ako Tubbenson hatte zur Rache der bei der Dysia-Brücke Erschlagenen [13]) gespornt. Absalon redete umsonst in einer Versammlung; das Volk mochte ihn nicht hören, es verließ die Versammlung. Eilends ritten nun kühne und unruhige Männer durch das Land und boten das gesammte Volk auf, zum Kampfe für die Freiheit nach sechs Monaten (?) [14]) an Einem Orte sich zusammenzustellen. Absalon begab sich zurück nach Seeland. Nun wandten die Schonen sich wie-

---

11) *Saxo* p. 371.

12) *Saxo* 16, 373 sq.

13) Die Niederlage ward Dysiâfal genannt. Chron. b. *Langebek* 2, 523.

14) Semestri spatio exacto. *Saxo*. Es scheint im Spätherbste, also in der Erwartung, daß König Kanut nicht vor dem Frühjahr angreifen würde, gewesen zu sein.

der zu Raub und Verwüſtung; die Wohnungen der Verwandten und Vertrauten Abſalons wurden niedergebrannt. Zahlreich ſammelten die Flüchtlinge ſich um Kanut und Abſalon; dieſe aber rüſteten. Die Häuptlinge des ſchonenſchen Aufſtandes faßten nun den Gedanken gänzlichen Abfalls von Dänemark. Sie riefen aus Schweden einen Sprößling des dortigen Königsſtamms, Harald, herbei, ihr König zu ſein; der zwar hatte nicht Schärfe des Sinnes noch Höhe des Muthes und ſtammelte beim Reden; doch ſtrömte das Volk ihm in hellen lichten Haufen zu; nur Lund ſchloß die Thore. Indeſſen hatten ſich eine Zahl königlicher und erzbiſchöflicher Mannen geſammelt und am Fluſſe Lumma gelagert; das Bauernheer im Geſicht wurden ſie, ehe noch alle ihre Streitgenoſſen zu ihnen geſtoßen waren, vom ungeſtümen Muthe fortgriffen zum Angriffe. Dabei fanden ſie, erzählt Abſalons Lobredner Saxo, mehr Widerſtand von dem heftig wehenden Winde, der auf ihre mächtigen Schilder drückte [15]), als von dem feindlichen Heerhaufen. Dieſer wurde auseinandergeſprengt; Harald und Ako entkamen nach Schweden.

Aber noch lag die Hoffnung der Bauern nicht gänzlich darnieder; ein drittes Mal traten ſie zuſam-

15) Noch mehr — clypeos cursitantibus decussit! *Saxo* 374.

men, einander zuredend, den gesammten Lehnsadel umzubringen. Es war nicht mehr offener Aufstand, sondern das Brüten einer Verschwörung. Jetzt kam Absalon mit der seeländischen Mannschaft und führte sie nach der Gegend, wo die verschwornen Bauern versammelt waren. Die Banner Absalons wehten zum Angriffe, aber Absalon wollte nicht Blut; dem Heere vorausschreitend, trat er in die Mitte der Bauern und setzte sich zu Gericht. Die Beschlüsse der Bauern erklärte er für nichtig, Harald für geächtet; die Bauern wagten nicht, die Waffen zu rühren; sie stellten sich, als hätten sie nichts Böses im Sinn gehabt, riefen bei den Urtheilssprüchen Absalons, von denen wir leider keine nähere Kunde haben, Beifall und gesellten sich zu den Scharen Absalons als diesem treu und ergeben.

So endete der Bauern Widerstand mit den Waffen; daß aber Absalon auch damals noch nicht zum Ziele gelangt war, und wenn auch im Genuß seiner Zehnten u. s. w., doch den Widerwillen der Schonen gegen das Cölibat ihrer Priester nicht hatte überwinden können, ist daraus zu entnehmen, daß Papst Clemens III. im J. 1185 den Bann über die Bauern soll ausgesprochen haben [16]). Dieser Widerstand dauerte bis in das dreizehnte Jahrhundert fort. Daß aber

16) Münter's Kirchengeschichte 2, 1037.

Absalons Eifer für Ausbreitung der Kirchenherrschaft und des ihr zugesellten Lehnswesens über den Stand der freien Landsassen wesentlich und hauptsächlich zum Untergange der ursprünglichen Freiheit des dänischen Bauers und zur Begründung seiner Hörigkeit gewirkt habe, kann dem aufmerksamen Beobachter der bald nachher eintretenden völligen Reife der Aristokratie des hohen Klerus und der Lehnsbesitzer nicht zweifelhaft sein [17]). In einer isländischen Sage hat ein bedeutsamer Ausdruck der Misschätzung und Feindseligkeit, von der der schonensche Bauernstand erfüllt gewesen sein mochte, sich erhalten. Sie lautet so: Absalon, begierig, einen Acker, dessen Ertrag halb der Kirche zu

17) Münter's Kirchengeschichte S. 348.: „Bis zur Periode der Waldemare war der dänische Bauer frei wie der Edelmann uud erschien bewaffnet in den Volksversammlungen. Dies aber misfiel dem Adel und der Geistlichkeit, die von päpstlichen Legaten unterstützt ward. Waffen, hieß es, erzeugten Schlägereien und Unordnung. Das Volk ward nun immer mehr zur Seite gesetzt. Der erbliche Lehnsadel ward immer mehr ausgebildet und der Unterschied zwischen Häuptlingen und dem geringen Volke seit Waldemar I. so deutlich, daß es kaum zu bezweifeln ist, daß Absalon und sein Geschlecht Haupturſachen dieser Veränderung, die nachher so verderbliche Folgen gehabt hat, gewesen sind. Der freie dänische Bauer sank herab, wenn nicht zum Leibeigenen, so doch zum Gutshörigen."

Lund, halb einem Bauer gehörte, ganz zu haben, schlug diesem vor, mindestens den Acker selbst statt der Einkünfte davon zu theilen und schritt nach dessen Einwilligung in Person zur Vermessung mit einem Tau nach skandinavischer Weise. Der Bauer spannte das Seil auf Absalons Geheiß straff, aber so straff, daß Absalon, der das andere Ende hielt, davon zur Erde fiel und das Blut von seiner Stirne floß. Nun kam der Bauer in Bann und verlor den Acker. In der Sterbestunde trug er dem Beichtpriester auf, Absalon vor Gottes Gericht vorzuladen. Dies geschah, Absalon stürzte sogleich todt zur Erde und — fuhr zur Hölle [18]).

5. Die Stedinger.

Bald nach dem Aufstande der schonenschen Bauern gegen ihren gewaltsüchtigen Erzbischof gelangte die päpstliche Hierarchie im Papstthum Innocentius des Dritten auf ihren Gipfelpunkt. Getragen von der Blindheit, dem Wahne und der Schwärmerei des Zeitgeistes sah sie ihren gefährlichsten Feind in den Zweifeln an ihrer Rechtmäßigkeit und an dem gültigen

18) Absalons Leben v. Estrup, deut. Ueb. S. 159.

Grunde des hierarchiſch geſtalteten Kirchen- und Staatsweſens. Dergleichen waren ungeachtet der Befangenheit und Verlorenheit des geiſtigen Lebens der Völker drohend emporgeſtiegen; in Doppelgeſtaltung, theils nüchterner Aufgeklärtheit theils myſtiſcher Sektirerei, griffen ſie die Anmaßungen des Papſtthums, das Verderbniß des Klerus, die gedanken- und gefühlloſe Abwartung der Kirchengebräuche und die im Abendlande eben damals aufkommenden neuen Dogmen an. Dazu gab es noch immer Ueberbleibſel des alten Widerſtandes gegen Zehntfoderungen und Cölibat der Prieſterſchaft. Da griff die Kirche zu ihren ſchärfſten Waffen; ſie erklärte ihre Widerſacher für Ketzer und überlieferte ſie dem Scheiterhaufen; ſie rief Kreuzheere auf zur Niederkämpfung der mannlich Gerüſteten, ſie ordnete Inquiſitionsgerichte an, geheime Ketzereien aufzuſpüren, und ſandte die von ihr neugewonnenen beweglichen Hülfsſcharen der Bettelmönche aus, bei den Völkern zu niſten und zu horchen, zu verketzern und verfolgen. Der Albigenſerkrieg iſt der blutige Proceß der Gährung, in dem die böſeſten Rüſtzeuge des Papſtthums angewandt wurden und aus dem noch böſere hervorgingen. Das iſt der geiſtige Hebel auch der Begebenheit, welche in der Geſchichte der Bauernaufſtände gegen ungebührliche Anmaßungen nun an die Reihe kommt. Wir haben es auch hier vor Allem mit dem Gegenſatze

gegen Zehnten und Lehnswesen zu thun, und mit einem norddeutschen Volksstamme, dessen ursprüngliche Freiheit erst wenig durch dergleichen verkümmert worden war; also nicht eigentlich mit Aufstand, sondern mit Abwehr. Die Geschichte des Stedingerkrieges, des Gegenstückes zum Albigenserkriege, fast gleichzeitig mit diesem [1]) begonnen und geendet, ist oft beschrieben worden [2]); es kann hier genügen, nur die Hauptmomente zu vergegenwärtigen.

Von allen deutschen Stämmen hatte altes Recht und alte Sitte am getreusten bewahrt der friesische, und das Selbstgefühl, gestärkt und getrieben durch den mühsamen Kampf gegen das immer dro-

---

1) Anfang des Albigenserkrieges 1209; Vergleich Raymunds von Toulouse 1229; Einsetzung der Inquisition 1229 u. 1233.

2) *Ubbon. Emmii* Rer. Fris. historia B. 9 u. 10. *Schmink* de expeditione cruciata in Stedingos. Marb. 1722. *Ritter* de pago (?) Steding et Stedingis. Viteb. 1751. T. D. Wiarda Ostfries. Gesch. 1, 191. G. A. v. Halem Gesch. d. Herzogth. Oldenburg 1, 187 fg. Fr. v. Raumer Gesch. d. Hohenstaufen 3, 683 fg. Hauptquellen sind Albert von Stade (in *Kulpis* Scrpt. rer. Germ.); Gottfried, Mönch im cölnischen Kloster Pantaleon (in Frehers Samml. n. A. v. Struve B. 1), Abt Emo's Chronik (v. 1204—1237, s. *Jo. A. Fabric.* Bibl. med. et infim. latin. 2, 94.

hende und oft verletzende Element, das ihre Küsten umgürtete, und durch weite Fahrten auf demselben, sprach sich nirgend so aus, wie hier in dem schönen Gruße „edler freier Friese“ [3]), mit der die friesischen Männer ihren Händedruck begleiteten. Sie waren Bauern in demselben Sinne wie die Schonen; Adel bei ihnen nur so weit, als Einzelne oder Geschlechter durch Besitzthum, Tapferkeit und Weisheit einer verdienten Geltung vor der Menge genossen; die Priester beweibt, ihre Gaben an die Kirche nur freiwillig, jeder Zwang darin ihnen verhaßt [4]). Zu ihnen gehörten die Stedinger, benannt von ihren Wohnsitzen am Gestade, auf der Grenze zwischen den Sachsen und Ostfriesen im Rustringergau zwischen der Ochte, Hunte, Jade und Weser, aber auch am rechten Ufer dieses Flusses, der damals noch in mehre Arme zertheilt minder tief als jetzt dem Meere zuströmte und zuweilen so seicht war, daß die Stedin-

3) Eala fria Fresena. Beim Trunke: Het gilt eele frye Frise! *Siccama* ad L. Fris. Tit. 1.

4) Wiarda Ostfr. Gesch. 1, 226 aus Emo. Priesterehe war bei den Ostfriesen noch im 15ten Jahrhunderte, was Aeneas Sylvius wußte und erzählt hat. Denn „de Priesteren ahne Ehefruwen wilden se nicht gerne bii sick liden up dat se andere lüden bedden nicht besudelen.“ Die geistlichen Obern ließen es bei dem unbändigen Volke geschehen.

ger auf Gaffeln von einem Ufer zum andern schreiten konnten [5]). Die Landschaft am rechten Weserufer hieß Osterstadermarsch; in ihr wohnte der bei weitem geringere Theil des Volks. Insgesammt konnten ihrer wol zwölftausend die Waffen tragen. Das Leben war bei ihnen mühsam und hart, aber die Mühe wurde reichlich gelohnt und Ansiedlungen freigesinnter Fremdlinge bei ihnen nicht selten. Ihnen zur Seite im Süden und Osten waren die Gebiete des Erzbischofs von Bremen und der Grafen von Oldenburg; die geistlichen wie die weltlichen Herren waren eifrigst bemüht, den freien Bauern Lasten und Schranken aufzudringen. Dies gelang den Erzbischöfen zuvörderst wol bei den zu wiederholten Malen an den beiden Weserufern angesiedelten Holländern [6]), denen angeschwemmtes oder auf andere Art den Erzbischöfen zustehendes Land unter Bedingungen der Zehntleistung ꝛc. überlassen wurde: auch die Altstedinger verstanden sich dazu, doch ohne in Erfüllung dieser lästigen und verhaßten Pflicht treu und gewissenhaft zu sein. Den ersten Gewaltkampf bestanden sie aber nicht gegen den Erzbischof, sondern gegen der oldenburger Grafen Versuche, bei ihnen Zwingherrschaft aufzurichten. Nördlich von der Hunte wur-

5) Wiarda 1, 86.

6) v. Halem 1, 189.

den zwei Burgen, zu Lienen und zu Lichtenberg, von den oldenburger Grafen erbaut und von der Burgmannschaft Frevel gegen Weiber und Töchter stedingischer Männer geübt. Die Stedinger brachen 1187 aus einem Walde hervor, zerstörten die Burgen, verjagten alle Adelsmannen und erbauten längs der bedrohten Grenze einen Steindamm, an dem ein Graben sich hinzog; zur Ein- und Ausfahrt wurde an einigen Stellen ein Brückenthor angelegt.

Während dieser Zeit begannen auch die Reibungen mit dem bremer Erzbischofe, der über die während der Fehde ausgebliebenen Zehnten Mahnungen an die Stedinger erließ, die gleichgültiger oder schnöder Erwiderung theilhaftig zu werden pflegten; offene Fehde aber wurde durch einen zwiefachen Frevel herbeigeführt. Ein Priester gab der Frau eines angesehenen Stedingers beim Abendmahl statt der geweihten Hostie den Beichtgroschen, der ihm zu gering gewesen war, in den Mund; der Ehemann der Entsetzten fand keine Genugthuung bei den Vorgesetzten des Priesters, rief seine Freunde und diese gesellten sich zu ihm und nahmen Theil an der Ermordung des Priesters. Als nun der Erzbischof des Mörders Auslieferung umsonst von den Stedingern verlangte, welche ihn nur nach heimischem Rechte, das Todtschlag mit Geld zu büßen gestattete, richten lassen wollten, und überdies die erzbischöflichen Abgeordneten

schimpflich behandelten, belegte er die Stedinger 1204 mit dem Interdicte: dafür hielten die Stedinger alle Zehnten zurück. Im J. 1207 begann der Kampf mit den Waffen. Erzbischof Hartwig that den ersten Angriff; sein Nachfolger Gerhard II., ein Graf von der Lippe, setzte die Fehde fort; mit ihm verbanden sich die Grafen von Oldenburg; den Stedingern brachten die übrigen Rustringer Hülfe. Zwanzig Jahre vergingen, ohne daß den Stedingern Muth oder Mark verkümmert worden wäre; sie wurden dann und wann geschlagen, aber rächten jede Niederlage; eine Menge oldenburgischer Edelleute wurden von ihnen getödtet; der Erzbischof baute eine Burg, Schlüter, die Bauern zogen aus und brachen sie; dagegen wurde Delmenhorst angelegt; sie aber bauten Wohnhäuser nahe zusammen längs ihren Deichen, um leichter einander beizuspringen; aber auch in Ausfahrten versuchten sie sich, auf deren einer sie selbst Oldenburg besetzten. Das Land lag wüste längs der beiderseitigen Mark; den Stedingern aber wuchs dennoch Zahl und Kraft durch Ansiedlungen wackerer Männer der Nachbarschaft. Als nun aber im Jahre 1230 Erzbischof Gerhard selbst mit seinem Bruder, dem Grafen von Lippe, ins Stedingerland einbrach, schien die Haderſache der Beilegung nahe zu sein; der Erzbischof ließ ab von den Waffen, die Stedinger versprachen oder leisteten, was er begehrte.

Indeſſen hatte der blutdürſtige Ketzermeiſter Konrad von Marburg ſeinen Stuhl des Entſetzens in Deutſchland aufgerichtet und war raſtlos thätig Ketzereien aufzuſpüren und zu ſchimpflichen Bußen die Geſtändigen, die Leugnenden auf den Scheiterhaufen zu bringen. Ihm lag daran, die norddeutſchen Biſchöfe zum Beiſtande in ſeiner mordſüchtigen Thätigkeit und den Papſt zum Schutzherrn ſeiner Frevel zu gewinnen. Das ihm höchſt willkommene Gerücht von Ketzereien der Stedinger, welches ſeine erſte Quelle in Bremen haben mochte, ward als Anklage gebraucht; übertriebene und mit den ſchändlichſten Lügen aufgeſchwellte Schreiben Konrads ſtellten dem Papſte Gregor IX., einem der wildeſten Ketzerverfolger, die Stedinger als in die gottloſeſte Ketzerei verſunken dar und nun erfolgte von Seiten des Papſtes Bann und Aufruf zu einer Kreuzfahrt gegen die Stedinger. Bei dieſen waren Verachtung pfäffiſcher Gemeinheit und Haß und Trotz gegen zwingherrliche Anmaßung der Kirche wol in nicht geringem Maße vorhanden; nach Beweiſen aber von ſolchen ketzeriſchen Verirrungen, als ihre Feinde ihnen Schuld gaben, wird umſonſt gefragt; die Bettelmönche waren die rechten Rüſtzeuge, Wahn und Trug zu ſchmieden und zu verbreiten. So erſcholl denn der Ruf zur Heerfahrt unter dem Kreuze in Norddeutſchland; die Menge glaubte vielleicht nicht den abenteuerlichen Mähren von der Ste-

dinger Verworfenheit, aber des Papstes Ablaß, wie immer so auch hier die Spende für Kreuzfahrt, und die Aussicht auf Beute und auf Ungestraftheit im Wüthen gegen Ketzer, lockten 1233 viele Tausende zur Waffenfahrt. Die Stedinger hatten einen mächtigen Beistand an Otto dem Welfen von Lüneburg kurz zuvor gewonnen; als aber dieser herangezogen war, des Erzbischofs Gebiet heimzusuchen und bis Stade Verwüstung brachte [7]), wurden so eindringliche Mahnungen der Kirche an ihn gerichtet, daß er sich zurückzog und die Stedinger ohne irgend fremde Hülfe den Kampf zu bestehen hatten. Zu den Kreuzfahrern dagegen gesellten sich noch bremische Bürger, durch Verheißungen des Erzbischofs auf Beute gelockt. Das Heer wandte sich aber nicht gegen den eigentlichen Kern des Stedingervolkes an der Hunte und Jade, sondern fiel ein in die osterstadische Landschaft, wo die Zahl der Bewohner gering war. Die Gegenwehr dieser hielt den Andrang nicht ab, vierhundert wurden erschlagen, die Gefangenen als Ketzer verbrannt. Der Zug gegen die Weststedinger wurde bis

7) Chronik des Franziscaner Lesemeisters Detmar 1, 110 — halp hertoghe Otto von Luneborg den stedinghern unde let sine lude bernen de land wende vor bremen. — Darna vor he sulven vor staden, dar brande unde vorede he in deme lande.

zum folgenden Jahre aufgeschoben; der Kreuzfahrer sollten zuvor sich noch mehr versammeln. Ein Versuch des Erzbischofs von Bremen, die Deiche der Stedinger zu durchstechen und das Volk in Noth und Tod zu bringen, mislang [8]). Im Frühjahr 1234 zogen Kreuzscharen heran, nicht blos Abenteurer, sondern zugleich Fürsten und Herren mit ihren Mannen; Herzog Friedrich von Brabant, zwei Grafen von Oldenburg, der Graf von Cleve, der Graf von Holland ꝛc. Ihre Zahl wird auf vierzigtausend geschätzt. Beim ersten Andringen des Heers ersahen die Stedinger ihren Vortheil und erschlugen den Grafen Heinrich von Oldenburg mit zweihundert seiner Leute. Zur Hauptschlacht stellten sich das Kreuzheer und die Stedinger am 28. Mai 1234 bei Altenesch. Drei streitbare und schlachtenkundige Männer, Bolke von Bardenfleth, Thammo von Huntorp und Detmar von Dieke, ordneten die Scharen der Stedinger zu einem Keil. Die Schlacht war heiß und blutig, die Stedinger stritten, Einer gegen Vier, mit Muth und Kraft; aber wie in der Schlacht der Schonen, so entschied auch hier gegen die Bauern ein Seitenan-

8) Daf. Do vor over de biscop van bremen uppe de stedinghor mit schiphen unde to grof ere dike, unde wolde se mit wateren drenken. Dar wart des biscopes volk en del slaghen.

griff der schweren Reiter. An sechstausend Stedinger blieben auf der Wahlstatt. Die Kreuzfahrer ergossen nun raubend und verwüstend sich über das Land [9]). Die Kraft des Heldenvolkes war gebrochen; die aus der Schlacht bei Altenesch Entkommenen waren zerstreut, zum Theil zu den Friesen geflüchtet; die Uebrigen unterwarfen sich. Sie fanden bei der Kirche zunächst Frieden und Lösung vom Interdict gegen Gelobung regelmäßiger Zehntabgabe. Aber nicht dadurch allein wurde ihre Freiheit beschränkt; das gesammte Land wurde von dem Erzbischofe von Bremen und dem Grafen von Oldenburg als erobert angesehen; außer den Strafgeldern, die sie den Stedingern aufgelegt hatten, theilten sie Land und Leute selbst unter sich. Die noch übrigen freien Grundbesitzer behielten wol größtentheils ihre Güter, aber als Meyer, mit Zins und Dienst belastet; eine große Anzahl verfallener Güter wurde an jüngere Söhne des oldenburgischen Adels und der Ritterschaft des Erzstiftes gegeben und diese nun als bevorrechteter Stand unter den Stedingern angesiedelt. Mehre von diesen haben nachher ihren Adel aufgegeben, und vollkommen ausgebildet wurde der Gegensatz zwischen Edelmann und Bauer dort nicht.

Daß die Streitbarkeit nicht von den Stedingern

---

9) Das. Dat land wart berovet al umme unde brand.

gewichen war, wird durch ihre bald nach dem Ketzerkriege erfolgte Theilnahme an einer Fehde zwiſchen zwei Bewerbern um den erzbiſchöflichen Stuhl zu Bremen bekundet, bei deren Ende 1260 die Stedinger ſchwuren, dem Erzbiſchofe, der geſiegt hatte, treu zu ſein. Der Gegenſatz der Stedinger gegen die Kirche ſcheint dadurch völlig erledigt worden zu ſein. Nicht eben ſo wars mit den Budjadingern, ihren Stammbrüdern, und deren Feindſeligkeit gegen die oldenburgiſchen Grafen, deren Herrengebot noch nicht zu ihnen reichte. Die oldenburgiſchen Grafen Moritz und Chriſtian, vereint mit Kriegsvolke aus Bremen, zogen gegen dieſe im J. 1368. Graf Chriſtian rief: Was vermag Bauernvolk gegen gerüſtete Ritter! die aber erſchlugen faſt die geſammte Schar, welche gegen ſie gezogen war. Damit iſt die Geſchichte ihrer Fehden nicht geendet; aber dieſe verlieren den Charakter des Gegenſatzes, der unſere Vorſtellungen bedingt; wir ſehen nicht blos Bauern, ſondern auch Seeräuber, und als ihre Gegner nicht blos Adel, ſondern auch bremer Bürger.

6. Die Pastorels (Pastoureaux).

Noch einmal begegnen wir auf unserem Wege einem Aufstande des gemeinen Volkes gegen die Klerisei, und zwar in dem Lande, wo am frühsten und am schroffsten sich das Lehnswesen zu dem unheilvollen Gegensatze zwischen Herrenthum und Knechtthum ausgebildet hatte, wo zur Ritterlichkeit des Lehnsadels der empörendste Uebermuth und zur Ausstattung des Klerus mit Pfründen und spitzfindiger Scholastik unchristliche Lieblosigkeit, zur Gedrücktheit des Landvolks aber grenzenlose Unwissenheit und zu hoher Erregbarkeit der Gemüthsart der gänzliche Mangel an Kritik und blindeste Fanatismus gesellt, und wo der letztere immerdar von den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft begleitet war — in Frankreich. Bisher hat in den Aufständen und den Wehrkriegen der Bauern klares Bewußtsein dessen, was sie wollten, nebst einer auf das Gefühl von Recht und Gebühr gegründeten Bestimmtheit ihrer Begehren sich nicht verkennen lassen; nun aber tritt das Fluten des rohen Frevelmuths der Menge mit Bethörtheit und Aberwitz, wüster Abenteuersucht und Gaunerei, als dunkle Schattenseiten derselben hervor; der Boden des gekränkten Rechts trägt, auch wenn die ersten Schößlinge fröhliches und gedeihliches Wachsthum verheißen,

faſt nur wildes und krüppelhaftes Gewächs. Dies iſt zumeiſt darin begründet, daß den nun folgenden Bewegungen länger beſtandene Knechtſchaft und Duldung zwingherrlicher Willkür vorausgegangen war, und die losgelaſſene rückſpringende Kraft eben ſo weit über die rechte Grenze der Freiheit hinauswogte, als ſie von derſelben nach den äußerſten Schranken der Unfreiheit hingedrängt geweſen war.

Drei große Kreuzfahrten nach dem heiligen Lande, mehrmalige Kreuzfahrten gegen die Albigenſer im ſüdlichen Frankreich, ein Kreuzzug der Kinder, Verfolgung, Beraubung und Ermordung der Juden bezeichnen die Aufgeregtheit der Franzoſen in dem Zeitalter der Schwärmerei und der darauf thronenden Kirchenmacht; das bei den nach Sprache und Sinnesart von ihnen verſchiedenen Provençalen aufgeflammte Licht war in Strömen von Blut erſtickt worden, die Inquiſition hatte in Toulouſe ihren erſten Sitz aufgeſchlagen, König Ludwig der Neunte, obwol von zartem und edlem Gefühl für Pflicht und Recht, war der Kirche zu Erniedrigung und Buße ergeben und von Eifer zu Vertilgung der Ketzer erfüllt: dennoch ward nun der Gegenſatz gegen die Kirche auch in Nord-Frankreich rege; die zu erzählende Erhebung des gemeinen Mannes iſt zugleich aber die letzte, in der die Kirche zum Hauptgegenſtande der Angriffe gemacht wird; ſie war ſeitdem nicht mehr in vorwärts-

schreitender Bewegung und nicht ihre Bedrückungen dem Landmann am meisten empfindlich. Von den bisherigen Aufständen scheint der folgende darin verschieden zu sein, daß nicht Bauern, sondern Hirten, pastorelli, pastoureaux [1]), die große Menge der Empörten ausmachten.

Ludwig der Neunte war nach seiner Lösung aus der ägyptischen Gefangenschaft als Pilgrim ins heilige Land gezogen; die Hoffnung, mit Heeresmacht den Muselmännern etwas abzugewinnen, war dahin; da verbreitete um die Osterzeit des Jahres 1251 von Flandern und der Picardie her [2]) gen Paris zu sich der Ruf, die Geringsten seien auserwählt, mit dem Könige das heilige Land zu erobern, der Adel und die Klerisei aber Gott misfällig und zur Demüthigung bestimmt [3]). Zu Hunderten und Tausenden wogten die Massen. Ein unbekannter Mann von etwa sechzig Jahren, genannt der Meister aus Ungarn, der französischen, deutschen und lateinischen Sprache mächtig und von eindringlicher und aufregender Beredtsam-

---

1) Fortsetz. Wilh. v. Nangis in franz. Spr. J. 1251.

2) Wilh. v. Nangis in d'Achery Spicileg. 3, 37.

3) Matthäus Paris 710. Durchweg hier Hauptquelle. Andere s. aufgeführt bei *du Fresne* Glossar. v. *Pastorelli* und Fr. v. Raumer, Hohenst. 4, 306.

keit [4]), erschien an ihrer Spitze, ist aber schwerlich als der erste Urheber der Bewegung anzusehen. Er gab vor, einen Brief von der Jungfrau Maria empfangen zu haben, worin der Aufruf an alle Hirten [5]) ergehe, das heilige Land zu befreien; die eine Hand hielt er immerdar fest geschlossen, in ihr hatte er, glaubte ihm das Volk, jenen Brief, und die Schließung der Hand selbst wußte er als durch übernatürliche Kraft bewirkt darzustellen [6]). Außer ihm fanden sich noch zwei Anführer. Mit Kreuzen bezeichnet, eine Fahne mit dem Bilde eines Lammes voran zogen die immer mehr anwachsenden Scharen durch das Land. Die Regierung war in der Hand der weisen Mutter Ludwigs, Blanka von Castilien; diese wehrte der Bewegung nicht, sie mochte etwas Gutes für ihren Sohn davon hoffen, dessen Unterstützung das Feldgeschrei der bekreuzten Menge war. Nun aber wurde dieses bald anders; der Meister aus Ungarn und die andern Führer reizten auf zum Haß gegen die Klerisei; umgeben von Bewaffneten hielten sie

---

4) Nach v. Raumer, Hohenst. 4, 306 war es ein entsprungener Cistercienser.

5) Pastores ovium et aliorum animalium. Matth. Par. a. O.

6) Manus suae indissolubilis clausura. Derf. a. O.

Reden über das Verderbniß derselben; die Dominikaner und Franziskaner seien Landstreicher und Heuchler, die Cistercienser seien nur auf Erwerbung von Grundstücken und Heerden bedacht, die schwarzen Mönche (Benediktiner) gefräßig und stolz, die Domherren halb weltlich und Schlemmer in köstlichen Speisen, die Bischöfe und ihre Dienerschaft gierig nach Golde und versunken in Genüssen, der römische Hof mit unaussprechlichen Gebrechen behaftet [7]). Das Volk hörte begierig darauf. Nun traten auch Priester der Pastorels auf, erklärten sich, wenn auch der gewöhnlichen Priesterweihe nicht theilhaft, für tüchtige und recht bestellte Diener Gottes, erlaubten Ehescheidung, Ehe innerhalb der von der Kirche verbotenen Grade, und ertheilten Ablaß [8]). Das Volk glaubte, sie besäßen Wunderkraft und die Lebensmittel nähmen bei ihnen nicht ab, sondern mehrten sich durch des Himmels Segen. Papst Innocentius IV. war um Ostern des Jahres von Lyon gen Italien gezogen, die öffentliche Meinung ihm, dem Verderber des edeln Friedrichs II von Hohenstaufen, nicht günstig; der französische Adel war kurz zuvor (1247) zu einem Bunde

---

7) Opprobria praedicavit irrecitabilia. Matthäus Paris 711.

8) Wilh. v. Nangis a. O.

gegen die unerträglichen Anmaßungen der Kleriſei zuſammengetreten [9]): der Geiſt der Feindſeligkeit gegen die Kirche, den das Treiben der Paſtorels ausdrückte, hatte eine Zeitlang freien Spielraum.

Indeſſen waren zucht- und heimatloſe Abenteurer, Frevler, Miſſethäter, Geächtete zu den Paſtorellen getreten; bei dieſen ſelbſt war der Kitzel zu Gewaltthätigkeiten erwacht, ſeitdem ſie ungehindert bei Paris hatten vorbeiziehen können; mit drohender Haltung zog eine Schar gen Orleans, eine andere gen Bourges, eine dritte nach der Garonne. Orleans war der Sitz eines reichen und mächtigen Klerus, und einer eben aufblühenden Univerſität, die, wie die pariſer, der Hierarchie nicht abgünſtig war; zugleich aber einer Bürgerſchaft, der der Sinn für Freiheit und Selbſtändigkeit nicht fremd geblieben [10]). Bei der Annäherung der Paſtorellen öffnete die letztere ihnen die Thore und die Stadt füllte ſich mit der tobenden Menge. Der Biſchof unterſagte allen Klerikern, den Reden derſelben beizuwohnen, bei Strafe des Bannes; mehr als dieſes hielt die Angſt vor den Paſtorels die meiſten

9) Matthäus Paris 628.

10) König Ludwig VII. hatte 1180 alle serfs in Orleans freigelaſſen. Recueil des anciennes lois françaieses. 1, 163.

Kleriker in ihren Wohnungen zurück: einige Studirende aber mischten sich unter die Menge, zu der einer der häretischen Priester predigte. Als dieser nun Schmähreden gegen die Klerisei ausstieß, rief einer der Studirenden Wehe über ihn als einen Häretiker; sogleich spaltete einer der Bewaffneten von dem Umstande des Priesters mit einem Beil ihm den Schädel, die Menge aber brach los, rief zur Ermordung der Priester, ergoß sich durch die Straßen, brach ein in die Häuser und erschlug der Priester fünfundzwanzig; eine noch größere Anzahl wurde verwundet. Die Bürgerschaft, als der Theilnahme schuldig oder verdächtig, ward darauf vom Bischofe mit dem Interdicte belegt. Die Schar, welche der Meister aus Ungarn selbst führte, war, ebenfalls mit Begünstigung von Seiten der Bürger, in Bourges eingezogen und hatte die Synagoge der Juden daselbst zerstört [11]). Jetzt, scheint es, kam Botschaft von der Königin Blanka, daß dem Unwesen gesteuert werden solle; die Pastorellen mochten überdies des Frevels viel in Bourges geübt haben; auch waren dem Meister einige Versuche, Wunder zu thun, mislungen; sie wurden von Bewaffneten aus Bourges verfolgt und ein Scharfrichter, der mit seinem Beil bewaffnet sich

11) Wilh. v. Nangis a. O.

unter die Menge miſchte, hieb den Meiſter aus Ungarn nieder [12]), worauf ſein Anhang ſich zerſtreute. Von Bordeaux hatte der Graf von Leiceſter die umher ſich lagernden Scharen zurückgewieſen. Auch dieſe und alle übrigen Haufen löſten nun ſich auf. Die Mannen der Königin, der Barone und Prälaten waren hinterdrein, der Bannfluch der Kirche begleitete ſie bei der Nacheile. Gehetzt und flüchtig irrten die Paſtorellen umher; gleich wüthigen Hunden wurden die eingeholten erſchlagen [13]). Und nun ließ der Klerus ſein geiſtiges Rüſtzeug der Verleumdung und Lüge gegen ſie ſpielen; der Meiſter aus Ungarn, hieß es, ſei von dem ägyptiſchen Sultan geſandt worden, dieſem unter Vorwand einer Kreuzfahrt Tauſende von

---

12) S. Wilh. v. Nangis a. O. und Matthäus Paris, der nur aufmerkſam geleſen zu werden braucht, um gegen Sismondi zu zeugen, bei dem (Histoire des Français, Vol. 7, 479) die Scene nach Paris verlegt wird und es dazu lautet: un bourreau aux ordres de la reine s'approcha du prédicateur et lui abattit la tête d'un seul coup au milieu de son discours, und der darauf die bereit geſtellte Ritterſchaft hervorbrechen läßt, was der Uebertragung eines Umſtandes aus der Geſchichte der Jaquerie (ſ. unten) hieher ähnlich ſieht.

13) Ceteri quasi fumus evanuerunt. Wilhelm von Nangis a. O.

Franzosen in die Hände zu spielen, man habe Briefe, die das besagten, und allerlei Gifte bei einem seiner Begleiter gefunden. Der Meister aus Ungarn sei derselbe Betrüger und Schwarzkünstler, welcher etwa vierzig Jahre früher die Kinder zur Kreuzfahrt aufgerufen und mit unwiderstehlicher magischer Gewalt aus den Armen ihrer Aeltern und hinter Schloß und Riegel hervorgelockt habe [14]). Mit solchen Zuthaten hat der Klerus die Geschichte der Pastorels der Nachwelt überliefert, deren Urtheil darüber nicht mehr zweifelhaft sein kann.

Was nun bei sämmtlichen oben erzählten Aufständen einen beklagenswerthen Anhang bildete, tieferes Herabsinken der Gedrückten, dasselbe kann auch von dem Zustande des gemeinen Mannes auf dem Land in Frankreich gelten. Die lieblose Sinnesart des Klerus zeigt sich auch hier in einer Begebenheit, die außer Zweifel in genauem Zusammenhange mit dem Aufstande der Pastorels steht. Das Domcapitel von Paris ließ im Jahre nach dem Aufstande sämmtliche Bauern des Dorfes Chatenay, seine Hörigen, die mit einigen Gefällen im Rückstande geblieben waren, nach Paris holen und in ein Gefängniß neben dem Kreuzgange der Kirche Notre Dame einkerkern.

---

14) Matth. Paris 710. 712.

Die ungesunde Beschaffenheit des Kerkers, die Geringheit des Raums für eine große Zahl Gefangener und die Schlechtigkeit der diesen gereichten Nahrungsmittel wirkten zusammen, daß mehre der Unglücklichen in den ersten Tagen der Gefangenschaft hinstarben. Davon erhielt Königin Blanka Kunde; sie sandte an die Domherren und begehrte, man möge die Bauern gegen Bürgschaft loslassen, sie selbst wolle dafür sorgen, daß der Kirche ihr Recht würde. Das Capitel erwiderte, auf seine Unterthanen habe Niemand zu achten und es könne, wenn es ihm beliebe, dieselben Hungers sterben lassen. Darauf ließ es die Weiber und Kinder der Bauern von Chatenay greifen und ebenfalls in die schon überfüllten Kerker werfen. Ein großer Theil dieser unschuldigen Schlachtopfer erstickte oder verhungerte bald nach der Einkerkerung. Blanka ward von dieser Schändlichkeit unterrichtet; sie begab mit Bewaffneten sich nach dem Gefängnisse; das Capitel drohte Jedem, der Hand daran legen würde, mit dem Bann, aber Blanka selbst that mit einem Stabe, den sie in der Hand trug, den ersten Schlag dagegen und ließ nun die Thür aufbrechen. Die hervortretenden Männer, Weiber und Kinder waren Bilder des Jammers und doch mehr von Angst über die Rache, die das Capitel an ihnen für die Demüthigung durch die Königin nehmen würde, als von Freude erfüllt. Die

letztere konnte erst aufkommen, nachdem Blanka die Lösung der Unglücklichen aus ihrer Hörigkeit bewirkt hatte [15]).

7. Die Jacquerie.

Zwischen dem Aufstande der Pastorels und der ebenfalls in Frankreich stattgefundenen Bauernempörung, die der Titel bezeichnet, liegt ein Zwischenraum von hundert und einigen Jahren. Die Hierarchie war von ihrem Höhestande herabgesunken, die Blüte des Ritterthums geknickt, eine Menge reicher, wehrhafter und stolzer Städte außer dem über Land und Leute ausgebreiteten Netze der feudalen Zwingherrlichkeit befindlich: aber des Landmanns Loos war immer noch nicht besser geworden, vielmehr lastete das Joch um so schwerer, je mehr aus der Zahl Derer, die es einst getragen hatten, durch Erlangung des städtischen Bürgerthums ausgeschieden waren. In der Mitte dieses Zeitraums geschah es, daß eine der noch übri-

15) *Filleau de la Chaise* Hist. de S. Louis L. 10, ch. 14. *Capefigue* Hist. constitutionelle T. I, p. 257 mit Bezug auf eine handschriftliche Biographie Blanka's.

gen Freistätten des Landmanns in Gefahr kam, sich der Herrengewalt hingeben zu müssen: die Landleute und Hirten am Waldstätterse sollten aus freien Genossen des Reiches Unterthanen des Hauses Oesterreich werden, wurden von österreichischen Vögten beeinträchtigt und das Wort Bauer mit Uebermuth und zum Schimpf der freien zum Theil ritterbürtigen Landsassen [1]) gebraucht. Jedoch der Aufstand der Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden und die zunächst folgenden Kämpfe der Eidgenossen gegen Oesterreich und den österreichisch gesinnten Adel und Klerus ermangeln bei alle dem des Charakters, welcher sie in den Bereich dieser Darstellungen bringen würde; es galt nicht sowol Stand gegen Stand als Reichsfreiheit gegen Erbpflichtigkeit bei einem einzelnen Fürstenhause; daß der hochfahrende Lehnsadel die Waldstätter als Bauern bezeichnete und zu behandeln geneigt war, ist eine Zumischung zweiter Hand; bei den Eidgenossen waren die Stoffe aus Land- und Stadtbewohnern, aus Freien und Ritterbürtigen von vorn herein gemischt [2]). Daher gehen wir sogleich über

1) „Die alten langverehrten Geschlechter (Attinghausen ꝛc.) nannten sie Bauernadel." S. Dies und Anderes Joh. v. Müller Gesch. der schweiz. Eidgen. 1, 606.

2) Nicht ganz so verhält sich's mit dem Aufstande der Appenzeller gegen den Abt v. St. Gallen, und der

zur Geschichte der Jacquerie, wo wir die bestimmtesten Umrisse eines Aufstandes der Landleute gegen den Adel finden.

Die Erhebung städtischen Bürgerthums aus dem Zustande vollendeter oder reifender Hörigkeit der Land- und Gewerbleute war in Frankreich nicht minder erfolgreich als in den Nachbarlanden gewesen. Faire commune war seit Ende des elften Jahrhunderts Ziel und Losung der Ortschaften, die wackere und aufstrebende Bewohner hatten; zwei Jahrhunderte später (1302, 10. April) berief Philipp der Schöne Abgeordnete der Städte zu der Versammlung der Reichsstände. Aber eben dadurch hatte auch in Frankreich die Belastung des unfreien Landvolks sich gemehrt. Die Grenze zwischen vilains und serfs hatte sich vielfältig verwischt zu Ungunsten der erstern. Ludwig IX. hatte bei großer Menschenfreundlichkeit doch des Landvolkes Zustand in nichts gebessert; keiner seiner nächsten Nachfolger that darin mehr als er. Die Nichtach-

---

Thalbewohner von Engadin ꝛc. im hohen Rhätien gegen ihre Zwingherren, woraus der Gotteshausbund entstand; doch mag es genügen, hier auf die Gründe dieser Aufstände hinzuweisen. Ueber die appenzeller s. Joh. Esp. Zellweger Gesch. des appenzell. Volkes 1, 205 fg. u. 295 fg.; über die letztern H. Zschokke's Gesch. d. Freistaaten der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien. (1798) 1817.

tung des Bauernſtandes wurde mit Hohn ausgeſprochen; vilaine parole, vilain fait, villanie war Bezeichnung des Ungeſitteten und Ungeſchlachten und Garſtigen [3]). Als nun unter Philipp dem Schönen die Kriege zwiſchen England und Frankreich begannen, häufte neuer Jammer ſich über das platte Land; Erpreſſungen der Gutsherren, Verſchlechterung der Münze und Ruchloſigkeit der nun üblich werdenden Söldnerſcharen richteten zu Grunde, was der raubende und verwüſtende Feind übrig gelaſſen hatte. Dagegen ſchwelgte und prunkte der Adel bei Gelagen und Feſten, grade in der Zeit am meiſten, wo dem Landmanne der letzte Nothpfennig abgepreßt wurde [4]). Deſſen Duldſamkeit ſchien die ausgedehnteſten Grenzen zu haben; zwar wird der Unruhen von Paſtorels zwiſchen den beiden oben bezeichneten Zeitpunkten ge-

3) Z. B. in Ludw IX. ordonnance contre le blasphème (1268). Recueil des anciennes lois fr. 1, 342.

4) Contin. alt. *Guil. de Nangis* in d' Achéry spicileg. 3, 114: Anno igitur 1356 fastus et dissolutio in multis personis nobilibus et militaribus quam plurimum inolevit; — hoc anno — magis se incoeperunt sumptuose deformare, perlas et margaritas in capuciis et zonis deauratis et argenteis deportare, gemmis diversis et lapidibus preciosis se per totum curiosius adornare et in tantum se curiose

dacht [5]), doch ſind nur unklare und widerſprechende Berichte davon erhalten. Der Adel ſpottete der Gutmüthigkeit und Einfalt des Landmanns; er nannte ihn Jacques bon homme [6]). Wiederum aber hatte Bewußtſein und Selbſtgefühl ſich bei dem letztern während der Noth dadurch geſteigert, daß er in ihr ſo oft auf ſeine eigene Stärke verwieſen wurde, und dadurch, daß der Werth rüſtiger Bogenſchützen, die

---

omnes a magno usque ad parvum de talibus lasciviis cooperiebant etc. unde populus communis multum lugere poterat et lugebat pecunias ab eo pro facto guerrae levatas in talibus ludis inutilibus et usibus positas et conversas.

5) *Du Fresne* Gloss. v. *Pastorelli.*

6) Cont. *Guil. Nang.* a. a. O. Ein Sprüchwort jener Zeit lautete: Oignez vilain il vous poindra, poignez vilain il vous oindra. Der Edelmann ſagte: Jacques bon homme ne lâche point son argent, si on ne le roue de coups; mais Jacques bon homme paiera car il sera battu. *Sismondi* H. d. fr. 10, 488. Anders und doch aus demſelben Tone klingt das couplet:

Jacques Bonshommes,
Cessez, cessez, gens d'armes et piétons
De piller et manger le bon homme,
Qui de long temps Jacques Bonhomme
Se nomme

Chateaubriand Etud. histor. 4. 188.

aus den Städtern und dem Landvolke genommen wurden, ſich beſonders bei den Engländern erprobt hatte. Die Schlacht bei Crecy 1346 ging hauptſächlich durch den ſchmählichen Uebermuth der Ritterſchaft gegen eigene und durch die Trefflichkeit der engliſchen Bogenſchützen für Frankreich verloren; die Schlacht bei Poitiers 1356, in welcher der franzöſiſche Adel abermals unterlag, gab dem Landvolke die Wahrheit zu erkennen, daß jener minder furchtbar im Kampfe gegen den Feind des Reichs als in der Mishandlung ſeiner zu Boden getretenen Landsleute ſei. König Johann und der größte Theil des Adels war gefangen; in Paris verſammelten ſich die Reichsſtände; die Abgeordneten des dritten Standes ſprachen Haß und Groll gegen die beiden bevorrechteten Stände aus und begehrten Rechnung über die bisher bezahlten Steuern [7]); der Geiſt der Umwälzung bekundete ſich in der Bürgerſchaft von Paris, an deren Spitze der entwurfreiche, umtriebſüchtige Prevot der Kaufleute, Stephan Marcel, ſtand; auf den Schlöſſern aber waltete dieſelbe Anmaßung als zuvor; die Bauern wurden geplackt, um die Löſegelder der bei Poitiers gefangenen Ritter aufzubringen. Söldnerbanden durchzogen das Land und brandſchatzten die Bauerſchaften. Da gohr es auf in den Herzen der Landleute, daß

7) *Froissart* (Paris 1573) 1, 188.

die adeligen Herren, die ihnen Schutz bringen sollten, das nicht vermochten noch wollten, daß sie vielmehr ihre ärgsten Bedrücker waren. Aus manchen Dörfern bei Paris flohen die Bewohner nach der Hauptstadt, um ihr Leben zu bergen [8]). Die Verwirrung des Landes nahm zu, als einige Edelleute den König Karl den Bösen von Navarra aus dem Gefängniß, wohin König Johann ihn gesandt hatte, befreiten, und dieser von Stephan Marcel in Paris als Parteiführer freundlich aufgenommen wurde.

Bald darauf, im Mai 1358, brachen die Bauern in Beauvoisis, wo Leibeigenschaft in den härtesten Formen bestand [9]), los. Nicht über hundert waren anfangs zusammen. Wenn vor hundert Jahren der Klerus Hauptgegenstand der Beschwerden der Pastorels gewesen war, so erscholl nun der Ruf, daß der Adel nichts tauge und das Königreich durch seine Feigheit und Ueppigkeit zu Grunde richte. Wer am heftigsten dergleichen ausschrie, fand den lautesten

8) Cont. *Guil. Nang.* S. 116.

9) Car li uns des sers sont si souget à leur Seigneur, que leur Sire puet penre quanques que il ont à mort et à vie, et les cors tenir en prison toutes les fois *que il leur plest, soit à tord soit à droit,* que il n'en est tenus à respondre fors à Dieu. *Beaumanoir* Coustumes de Beauvoisis ch. 45, p. 257.

Beifall bei der zuſtrömenden jauchzenden Menge [10]). Mäßigung, Beſonnenheit und Entwürfe zu conſtitutioneller Freiheit mangelten gänzlich; es iſt durchaus kein Funken höhern und edlern Feuers der Freiheit in dem Pfuhl der Leidenſchaft zu entdecken; die Anfänge und der Fortgang ſind nur eine Reihe gräuelvoller Ausbrüche des Grimmes, der nichts begehrt als Vertilgung Deſſen, was ihm im Wege geſtanden hat und drückend geweſen iſt [11]). Mit Knitteln und Meſſern bewaffnet drangen die Bauern gleich nach dem Beginne des Aufſtandes in das Haus eines Edelmanns, tödteten dieſen mit Weib und Kindern und zündeten das Haus an. Darauf ſtürmten ſie ein Schloß, banden den Edelmann an einen Pfahl, ſchändeten vor ſeinen Augen ſeine Frau und Töchter, ließen dann dieſelben mit ihm unter Martern ſterben und ſteckten das Schloß in Brand. Die Zahl der Bauern ſtieg bald auf 6000. Auch über Laonnois und Soiſſons verbreitete ſich der Aufſtand. An der

10) Honni soit celuy, par qui il demoura, que tous les Gentilshommes ne soient destruits, war der Lärmruf. *Froissart* 190.

11) Cont. *Guil. Nang.* 119 (wo übrigens vollkommen demokratiſche Geſinnung): Nam ipsi qui prius ut eis videbatur, quodam zelo justitiae hoc inchoaverant, quia domini sui eos non defendebant, sed opprimebant, converterunt se ad opera vilia et nefanda.

Spitze einer der Scharen stand ein Mensch aus Meaux, Wilhelm, genannt Karle [12]); Einfluß auf die Wüthenden zur Zähmung der blinden und gräßlichen Barbarei oder zur Fassung eines auf Recht und wahre Freiheit gerichteten Plans scheint er so wenig als irgend ein anderer Rottenführer geübt zu haben. Die Mordbrennerei dauerte fort; die Edelleute wurden ermordet, wenn sie den Bauern in die Hände fielen; ihre Weiber und Töchter hatten dasselbe Loos, aber erst nach Erduldung bestialischer Mishandlungen; die Schlösser gingen in Flammen auf. Wer von den Rasenden es am tollsten trieb, galt bei dem Haufen am meisten. Eine der Banden erwürgte einen Edelmann; darauf zerhackten sie den Körper, brieten die Stücke, zwangen Frau und Töchter des Gemordeten, vor deren Augen dies geschah, nachdem sie dem viehischsten Gelüst hatten unterliegen müssen, von dem Fleische des Gatten und Vaters zu essen, und weideten dann sich an den Qualen, mit denen sie ihnen den Tod gaben [13]). Der Aufstand verbreitete sich nun auch über Artois und gen Paris hin;

12) *Guil. Nang.* a. a. O.

13) *Froissart* 190. Je n'oseraye escrire les horribles faits et inconvenables qu'ils faisoient aux Dames, sagt derselbe von der Bestialität, die überhaupt geübt wurde.

gegen hundertundſechzig Schlöſſer und Burgen lagen in Schutt, weit und breit ſah man flüchtige Edelfrauen und Fräulein; der Bauern ſtreiften gegen 100,000 umher, noch immer ohne gemeinſame Leitung, ohne irgend eine Zumiſchung von Sinn für Recht und Menſchlichkeit. Ein Menſch aus Clermont in Beauvoiſis, der ſich mit dem Collectivnamen Jacques bon homme benannte, ſtand jetzt an der Spitze; wodurch er über die Maſſe ſich erhoben habe, iſt unbekannt. Wenn man die wüthigen Bauern fragte, warum ſie ſo hauſten, beriefen die meiſten ſich darauf, daß die andern es eben ſo machten [14]).

Die Edelleute ſandten umher nach Hülfe; an den Adel von Brabant, Flandern, Hennegau gingen Boten des Schreckens und der Angſt ab. Indeſſen zogen beherzte Ritter hie und da gegen Bauern aus; die in ihre Hände fielen, wurden aufgeknüpft; Barbarei ſchlug auch hier ihr Geſetzbuch auf; auch Dörfer, wo die Bauern ruhig geblieben waren, wurden angezündet, ſchuldloſe Ackerbauer beim Pfluge, Winzer bei der Arbeit in den Weingärten niedergemacht [15]). König Karl der Böſe zog aus gegen die Bauern, die um Paris ſtreiften, lockte ihre Häupter zu ſich und

14) — Qu'ils ne savoient, mais qu'ils faisoient ainsi qu'ils veoient les autres faire. *Froissart.*

15) Cont. *Guil. Nang.* 119.

ließ diese umbringen, plötzlich fielen dann seine Reisigen über die Bauern her und deren wurden über 3000 niedergehauen.

Eine höhere Bedeutung konnte der Bauernaufstand bekommen, wenn er durch Verständniß mit der pariser Parteiung unterstützt wurde. Sich die Bauern zuzugesellen lag wol nicht im Sinne Stephan Marcel's, des Freundes von Karl dem Bösen, noch Maillard's, seines Nebenbuhlers. Als nun aber mehre tausend Bauern auf Meaux zuzogen, in den Einwohnern des Orts sich die Lust, zu völliger Lösung von der Unterthänigkeit gegen den verhaßten Adel zu gelangen [16]), regte, und sie nach Paris sandten, um städtischen Beistand zu erlangen, machten sich gegen tausend Bewaffnete aus Paris auf, angeführt vom Gewürzhändler Pierre Gille und vom Münzwardein Jean Levaillant, und zogen gen Meaux [17]).

Im Schlosse (oder marché) von Meaux, das von der Stadt durch die Marne getrennt war, befanden sich gegen dreihundert Edelfrauen, zwei Herzoginnen, die von Orleans und von der Normandie;

16) Cont. *Guil. Nang.* a. a. O.; Froissart hat gar keine Ahnung von diesem Geiste der Commune.

17) *Capefigue* Hist. constitutionelle de la Fr. 2, 487, der dies von Stephan Marcel ausgehen läßt, wofür mir die Zeugnisse mangeln.

auch der Herzog von Orleans war unter ihnen. Sie hatten das Entsetzlichste zu fürchten, wenn die Bauern sich der Stadt und des Schlosses bemächtigten. Nun aber waren zwei der tapfersten Streiter der abendländischen Christenheit, der Graf von Foix und der Captal von Buch eben damals auf der Heimfahrt von einer Kreuzfahrt gegen die Litthauer; ihr Weg führte sie durch die Gegend des Aufruhrs; auf die Kunde von der Anwesenheit der Edelfrauen im Schlosse zu Meaux zogen sie dorthin; ungefährdet gelangten sie ins Schloß. Bald darauf kamen die Bauern und die Schar aus Paris. Die Einwohner der Stadt Meaux empfingen diese mit offenen Armen; in den Straßen wurde gezecht und gesungen; wol 9000 an der Zahl zogen nun Bauern und Bürger gegen das Schloß. Da öffnete sich das Brückenthor und daraus sprengten hervor der Graf von Foix, der Captal von Buch und ihre Reisigen, etwa sechzig an der Zahl. Ihr Angriff kam unerwartet, die schlecht bewehrten ungeordneten Massen wichen vor ihnen zurück und stürzten in wildem Fluchtgedränge übereinander, und zusammengepfercht in den Gassen der Stadt, wurden sie wie Schlachtvieh gewürgt; mehr als 7000 fielen unter Lanze und Schwert und Roßhuf der Ritter, deren Zahl sich während des Kampfes vermehrt hatte. Als das Blutbad beendet war, zündeten die Ritter die Stadt Meaux an; die Bürger, die sich vor den

Flammen retten wollten, wurden von ihnen zurückgetrieben, die gesammte Bevölkerung mußte kläglich verbrennen. Ebenso wurde gegen die Dörfer umher Rache geübt [18]). Der junge Enguerrand de Coucy zog mit reisigen Scharen im Lande umher, und ohne Gnade wurde jeder ihnen aufstoßende Bauer geschlachtet. Nirgends erscheint eine entschlossene und gut geführte Schar der Rebellen; sie fielen insgesammt ohne den Muth der Freiheit, weil der Sinn des Rechts ihnen fremd gewesen war; die Rache der adeligen Herren ging aber weit über das Maaß der Strafe hinaus und Jacques bon homme war nun noch empfindlichere Bezeichnung des gequälten Standes, der den Herren der Burgen und Schlösser und Stifter und Klöster zum Fußgestell diente. Aus eben diesem Stande aber, dessen rohste Banden in Meaux nicht die Kraft fanden, ihr Leben theuer zu verkaufen, erhob bald darauf in herrlichem Kampfe gegen die Engländer sich ein Held, dessen Gewaltigkeit nicht minder als die der ritterlichen Vorfechter beider Heere jener Zeit im Andenken erhalten zu werden verdiente. Der aristokratische Froissart hat nur an ritterlichen Waffenthaten seine Herzenslust; ein Mönch aber, dem

18) Auch hievon schweigt Froissart, diese ritterlichen Gräuel erzählt nur Cont. *Guil. Nang.* a. a. O. Vgl. S. 125.

Stande, aus dem er entsprossen, nicht entfremdet, erzählt mit Wohlgefallen von der Riesenkraft des Landmanns mit der Axt, Magnus Ferratus (le grand ferré), vor dem die Engländer wie Halme niedersanken [19]).

---

8. Die englischen Bauern im J. 1381.

Wat Tyler, Ball und Straw.

Das Ende des vierzehnten Jahrhunderts erscheint als eine Zeit der Auflösung und der gewaltsamsten Erschütterungen der gesammten Staaten Europas. Die rohsten Kräfte spielten; der Geist, nicht mehr durch das päpstliche Kirchenthum befangen, hatte noch nicht Läuterung und Füllung genug, nach Evangelium und Vernunft das Leben einzurichten; Wycliffe's Wort wurde eifrig gehört, aber eine Reformation konnte erst anderthalb Jahrhunderte nach ihm reifen. Europa war, als er auftrat, zu sehr von dem wilden Lärm der brutalen Gewalt erfüllt, als daß seine Stimme weithin hätte gehört werden und tief in die Herzen

19) Eine höchst ergötzliche Darstellung b. dem Cont. *Guil. Nang.* 123 fg., welche mitzutheilen aber hier nicht der Ort ist.

dringen können. Mit seiner Verkündigung antipapistischer Lehre ist allerdings aber die merkwürdige Bewegung, von der nun zu reden ist, eine der gewaltsamsten nach ihrem gesammten Ton, nach Aehnlichkeit des geistigen Dranges verwandt, wenn auch keineswegs als Wirkung von jener [1]).

Seit der Eroberung waren drei Jahrhunderte verflossen und der Gegensatz zwischen Angelsachsen und Normannen durch gemeinschaftliche Kriege gegen Schotten, Walen, Iren und Franzosen, durch gemeinsame Richtung gegen schlechte Regierungen, als Johanns und Heinrichs III., durch das Emporkommen der Angelsachsen in der Kirche und im städtischen Gewerbe, wobei Londons Verkehr und Reichthum vom höchsten Gewicht, ziemlich ausgeglichen worden; die aus zwiefachem Stoffe geeinte englische Nation hatte ihre Vertretung in dem Unterhause seit Simons von Montfort (Leicester's) Parlamenten 1258 und 1265 unveräußerlich gewonnen; aber auf dem Landbewohner lastete, nicht anders als im übrigen Westeuropa, das Joch des Herrendienstes, das villenage, boundage. Eduards III. Verordnungen (1339 fg.) zu Gunsten

1) Selbst der Papist Lingard (Hist. of Engl. 4, 236, 238 Note) kann die Anklage gegen Wycliffe so wenig erhärten, als Luther's Feinde die, daß seine Lehre den deutschen Bauernkrieg veranlaßt hätte.

der Hörigen hatten der Freiheit nur noch geringe Frucht gebracht [2]). Mochte nun auch bei dem engliſchen Adel nicht der ſchneidende und tief verletzende Ton des Uebermuths gefunden werden, der dem franzöſiſchen eigen war, ſo ward doch Zufriedenheit und Reſignation bei den Dienſtleuten um ſo ſeltener, je häufiger der gemeine Mann in der Theilnahme an Kriegen auf ſeine eigne Stärke verwieſen war und in der furchtbaren Heerſchar der Bogenſchützen zu den glorreichen Waffenthaten in Frankreich thätig mitgewirkt hatte. Es war nicht bloß in dem Adel höheres Nationalgefühl daraus erwachſen; auch der Landmann

2) *Froissart* 2, 122: Un usage est en Angleterre, que les Nobles ont grands franchises sur leurs hommes et les tiennent en servage, c'est à dire, qu'ils doivent *par droit* et par coustume labourer les terres des Gentilshommes, cueillir les grains, les amener à l'hostel, les mettre en la granche, les battre et les vaner, et par servage les foins fener et les mettre en l'hostel, et toutes telles choses et doyvent toutes ces choses faire et aussi couper le bois et le mener à l'hostel et doyvent iceux hommes tout ce faire par servage aux Seigneurs, et trop plus grande foison a de telles gens en Angleterre qu'en d'autres pays etc. Welche Redſeligkeit hier ſich ausnimmt, wie wenn einem gnädigen Herrn durch Aufzählung aller ſeiner Bannalrechte eine Herzensweide ſollte geſchafft werden.

theilte es, und hier richtete es sich eben so wohl nach oben als nach außen. Es blieb nicht bei bloßen Ahnungen, daß er von seinen Rechten weit zurückgedrängt sei; seine Sache bekam ihre Herolde, die mit lautem Rufe bei dem Volke sich Gehör verschafften. Während Wycliffe (seit 1360) gegen Unverschämtheit des römischen Hofs, Verderbniß des hohen Klerus, Unwissenheit und Gemeinheit der Bettelmönche [3]) in den Schranken stand, wovon das niedere Volk damals wenig berührt wurde, pflegte ein Priester in Kent, John Ball, mehr Vorläufer, als Anhänger Wycliffe's, das Volk nach der Messe um sich zu sammeln und zu ihm zu sprechen: Lieben Leute, die Sache kann in England nicht gut gehen, so lange es noch Edelleute und Leibeigene gibt, wir sind alle von Adam und Eva entsprossen ꝛc. [4]). Der Erzbischof von Canterbury ließ ihn zu wiederholten Malen ins Gefäng-

---

3) Damals hieß es: Hic est frater, ergo mendax.

4) Hier ist Froissart's Darstellung (S. 122) unübertrefflich. Thomas Walsingham, der Mönch von St. Albans, einer Abtei, die in dem Aufstande schwer heimgesucht wurde, berichtet, daß ein Lieblingswort John Ball's war:

When Adam delved and Evé span,
Who was then the gentleman.

S. Walf. b. Camden Angl. S. 275.

niß werfen, John Ball's Eifer blieb derselbe; ihn härter zu strafen, war sein Vorgesetzter zu gutmüthig. Daß dergleichen Saat nicht auf Felsboden fiel, läßt sich daraus erkennen, daß im Parlament um das J. 1379 Klage geführt wurde, eine Menge Landleute hätten sich Abschriften von Doomsdaybook verschafft, und deuteten nun daraus, was eigentlich Recht und Pflicht für sie sei.

Nach Eduards III. Tode (1377) führte während Richards II. Minderjährigkeit dessen Oheim Johann von Gent einige Jahre die Regentschaft; der Krieg gegen Frankreich dauerte fort; es mußten Kriegssteuern aufgelegt werden. Dies führte im J. 1380 zur Einrichtung einer Kopfsteuer, die von jedem mehr als funfzehnjährigen Menschen im Reiche gegeben werden sollte. Schon dies erzeugte eine böse Stimmung im Volke, die auch auf die ebenfalls zur Steuer angezogenen Mönche überging; mehr als dies aber die Härte, Unbilde und Plackereien bei der Erhebung derselben. Dazu wurden vorzugsweise Flamländer gebraucht; diese aber haßte das englische Volk [5]) wegen ihrer gierigen Geschäftigkeit, der Regierung in Sachen,

5) Den Nationalhaß theilt Walsingham, wahrlich kein Apologet des Aufstandes, S. 224: — hominum perfidorum Flandrensium, qui more Samaritanorum etc.

wo es Belastung des Volkes und Erpressungen galt, als Werkzeuge zu dienen. Am Montage in der Frohnleichnamswoche des J. 1381 erhob sich das Volk [6]) in Essex gegen die Steuerbeamten; an seine Spitze trat Jack Straw; wie ein Lauffeuer verbreitete Kunde vom Aufstande und Nachahmung desselben sich über die gesammte Grafschaft; die Bauern scharten sich, zogen mit Waffen einher, zwangen mit Drohungen und Mishandlungen die Zögernden und Abgeneigten zur Theilnahme an ihrem Werke und begannen Gewaltthat gegen ihnen verhaßte Personen. Fast zu derselben Zeit schlug die Flamme auf in Kent; was zu allen Zeiten ein nicht in Unsitte und Schlechtigkeit versunkenes Volk zu empören vermocht hat, gewaltsame Verletzung weiblicher Ehrbarkeit, hatte hier gezündet. Ein Steuereinnehmer begehrte die Steuer auch von der Tochter eines Dachdeckers, (Tyler) zu Deptford, Walter oder Wat; auf die Entgegnung, das Mädchen sei noch nicht funfzehn Jahre alt, beging er eine Unverschämtheit gegen dasselbe [7]); der

6) Walsingham sagt: Rustici, quos nativos vel bondos vocamus; Knyghton (b. Twysden Scr. rer. Angl. S. 2633.) Communes; *Froissart* (124.) le menu peuple, auch gelegentlich ces méchantes gens.

7) Knyghton 2635 erzählt als etwas mehrmals Vorgekommenes: puellulas, quod dictu horribile est, esursum impudice elevarunt.

Vater, welcher einſt als Waffenknecht einem Ritter nach Frankreich gefolgt war [8]) und den Trotz des Soldaten hatte, ſprang herbei und zerſchlug ihm mit ſeinem Hammer den Hirnſchädel. Das Volk ſammelte ſich um Wat Tyler zu deſſen Schutze und zog unter ihm aufrühreriſch durchs Land. Bald hatte auch hier die geſammte Grafſchaft ſich erhoben. Nicht anders ging es in Suſſex, Suffolk und in Norfolk; der Aufſtand wogte von den ſüdlichen Küſten Englands bis zu den Ufern des Humber; Todesfurcht zwang auch Edelleute, wie nachher den Götz, den Aufrührern ſich zuzugeſellen [9]). Wat Tyler's Banden zogen gen London; in Maidſtone war ein Gefängniß des Erzbiſchofs von Canterbury; dieſes wurde erbrochen, unter den

8) Froiſſart 126.

9) Froiſſart 128. Robert Salle, der Sohn eines Maurers, ob ſeiner hohen Tapferkeit zum Ritter geſchlagen und damals Stadthauptmann von Norwich, trat den Aufrührern kühn entgegen; ſie baten ihn, er möge ihr Anführer ſein, er aber verwies ihnen mit ſo harten Worten (merdaille gehört zu Froiſſart's Colorirung) ihr Treiben, daß ſie über ihn herfielen und ihn erſchlugen. S. Froiſſart S. 129, der dabei nicht gewahr wird, daß dieſes Ritters von niederer Herkunft Treue und Muth dem hohen Adel, welcher den König und ſich ſelbſt im Stiche ließ, keinen feinen Spiegel vorhält.

Gefangenen, die daraus gelöst wurden, befand sich der Prediger John Ball. Dieser trat nun neben Wat Tyler an die Spitze der Aufrührer von Kent und wiederholte, was ihn drei Mal ins Gefängniß gebracht hatte, seine Predigten von Freiheit und Gleichheit.

Der Aufstand hatte zunächst die Kopfsteuer gegolten, aber fast zugleich mit deren Verweigerung wurden Begehren der Empörten laut, die auf Befreiung von sämmtlichen Lasten und Unehren der Hörigkeit gerichtet waren. Dies zeugt von vorhergegangenem Nachdenken und Mismuth; ein Anderes war es mit dem, was während des Rausches der Empörung aus den trüben Hefen aufstieg und wozu besonders John Ball's Predigten verführen mochten, nämlich die Beschlüsse, nie einen König Namens Johann (gleich dem verhaßten Johann von Gent) leiden zu wollen, alle Edelleute, Richter, Anwälte, den hohen Klerus ꝛc. wegzuschaffen, nur die Bettelmönche übrig zu lassen, John Ball zum Erzbischofe von Canterbury zu erwählen, alle Urkunden in Schlössern, Stiftern und Klöstern zu vernichten, damit darauf nicht fernerhin Zeugnisse für Knechtstand des Landmanns hergenommen würden u. dgl. [10]). Manches von diesem blieb

10) Walsingham 248, 254. Froissart 122.

in der Gährung, ohne klar zu werden [11]). Leider aber entſprach die That faſt überall der wildeſten Uebermäßigkeit der Anſprüche und dem unheilvollen Wahn, daß zunächſt alles Hervorragende vertilgt werden müſſe; blinde Wuth trieb das Volk zu Mord und Brand. Edelleute, Richter, Steuereinnehmer und jegliche andere Art von Beamten fielen unter den Streichen der raſenden Bauern; die Ermordungen fanden meiſtens bei dem Halseiſen [12]) ſtatt; das Leben wurde wenigen andern Edelleuten geſchenkt, als die auf geſchehenes Geheiß ſich durch Kniefall vor den Bauern demüthigten [13]), oder, wie ſchon bemerkt, gemeinſame Sache mit ihnen machten. Der Regent, Johann von Gent, befand ſich an der Grenze Schottlands, eine zahlreiche Schar Ritter und Reiſiger, beſtimmt zu einer Unternehmung nach Portugal, in Plymouth; Hülfe für Thron und Ariſtokratie nirgends nahe und nirgends kräftig; jene Ritter ſtachen in See, ſo weit ſie konnten, ſobald die erſten Angſtboten zu ihnen gelangt waren [14]). Von Süden zogen die Bauern aus Kent

11) Zum Theil wahr ſagt Rapin Thoyras 8, 285: Vraisemblablement ces projets n'avoient été faits qu'en général et peutêtre le verre à la main pendant qu'ils étoient en marche vers Londres.

12) Collistrigium. *Walsingham.*

13) Walſingham 261.

14) Froiſſart 125.

und Sussex unter Wat Tyler und John Ball, von Norden die aus Essex, Suffolk und Norfolk unter Jack Straw und Litteſter nach der Hauptſtadt zu. Man ſchätzte die geſammte Zahl derſelben auf 100,000 Mann. König Richard, noch nicht zum Jünglinge gereift [15]), befand ſich im Tower. Hier traf zu ihm ſeine Mutter, die Prinzeſſin von Wales, die auf der Heimkehr von einer Wallfahrt nach Canterbury mitten unter die empörten Bauern gerathen und nur durch ihr freundliches und geſchicktes Benehmen Mishandlungen entgangen war. Wat Tyler's Haufen lagerte ſich auf der Haide bei Greenwich, Blackheath; von hier wurde der zum Mitziehen gezwungene Ritter John Mouton, deſſen Kinder derweile als Geißeln zurückbleiben mußten, an den König abgeſandt, dieſen zu einem Geſpräche mit den Bauern aufzufordern [16]). Deſſen Rath ſtimmte für Erfüllung des Begehrens, und Richard fuhr die Themſe hinab zur Landung am ſüdlichen Ufer. Als aber ſein Schiff dieſem ſich näherte, erhoben die Bauern ein ſo entſetzliches Geſchrei [17]), daß des jungen Königs Begleiter verzagten

15) Er war damals 15 Jahre alt.

16) Froiſſart a. a. O.

17) Ils commencèrent tous à huer et de mener un si grand cry, qu'il sembloit proprement, que tous les diables d'enfer fussent descendus en leur compaignie. *Froissart.*

und dieſen von der Landung abhielten und zur Rückfahrt bewogen. Jetzt brach, ſchwellend von Grimm, der Haufen los gen Southwark, verwüſtete hier mehre Häuſer und ließ alle Gefangenen aus den Gefängniſſen. Das niedere Volk der Hauptſtadt war ihm günſtig und am Frohnleichnamstage (es war Donnerſtag 14. Jun. 1381) zogen die Bauern von Kent über die Themſebrücke, von der andern Seite die ebenfalls nahegekommenen Scharen aus Eſſex ein in die Stadt. Auf den Jubel eines Zechgelages, wozu die Keller der Reichen geöffnet wurden, folgte bald das Geheul der Mord- und Verwüſtungswuth. Zunächſt wurde das Gefängniß Newgate erbrochen und die Gefangenen losgelaſſen. Dann wurden zerſtört Johannes von Gent Palaſt, the Savoy, damals das ſtattlichſte Gebäude in England [18]), der Tempel, wo die jungen Juriſten ihre Studien betrieben, das Haus des Johannitermeiſters ꝛc. Die Geſchwindigkeit, mit der die Aufrührer die Gebäude hinanklimmten und niederwarfen, ſchien übernatürlich [19]). Was in unſern Tagen geſchehen, daß, während das aufgeſtandene Volk in Maſſe ſeine Leidenſchaft durch Ver-

18) Knyghton 2635. Walſingham 249 mit Ausführlichkeit.

19) *Knyghton* 2636: ac si essent ratones vel spiritu aliquo vecti.

nichtung von Habe und Gut Derer, die es für ſeine Feinde hält, befriedigt, den Einzelnen nicht erlaubt ſein ſollte, für ſich zu rauben, darauf hielten auch die Verwüſter in der Hauptſtadt; Einer aus dem Haufen hatte bei der Zerſtörung des Palaſtes Savoy ein ſilbernes Gefäß entwandt und man warf ihn in die Flammen [20]). Dagegen war kein Maß und Zügel bei der Befriedigung der Trinkluſt; zwei und dreißig Menſchen tranken im Keller der Savoy ſich um ihre Beſinnung, inzwiſchen ſtürzte der Palaſt zuſammen, und ſie wurden im Keller verſchüttet; noch mehre Tage nachher hörte man ihr Jammergeſchrei [21]). Eine Genugthuung für den Freund der Geſittung iſt's, daß in dieſer Zeit der Geſetzloſigkeit brutalen Wolluſtfrevels nicht gedacht wird. Der Mordgier dagegen fielen auch in und um London unzählige Opfer. Sowie die Bauern eines Menſchen, der nicht zu den Ihrigen zu gehören ſchien, anſichtig wurden, erhoben ſie ein Geſchrei, das als Zeichen zum Mord die Maſſen herbeirief, darauf drängten ſie ſich um den ihnen Verdächtigen zuſammen und legten ihm die Frage vor: mit wem er es halte? Antwortete er nicht mit ihrer Loſung: „Mit dem Könige Richard und den Gemeinen (commons)", ſo wurde er ſogleich niedergemacht.

---

20) Knyghton. 2635.

21) Derſ. a. a. O.

Einer der Geſchichtſchreiber, die uns als Quelle dienen, berichtet, daß die Bauern überall alle ihre Schlachtopfer durch Enthauptung umgebracht hätten; von unmenſchlicher Marterung ihrer Opfer ſchweigen die Berichterſtatter [22]), die übrigens alleſammt mit höchſter Abneigung von der Sache der Bauern geſchrieben haben. Dergleichen Grauſamkeit iſt in England nie ſo heimiſch geweſen als in Frankreich. Zum Tode ſchleppte man aber mit beſonderem Eifer die Flamländer; aus allerlei Verſtecken, Kirchen und Klöſtern, wurden ſie hervorgeholt; zweiundſechzig fielen an dem Tage.

Nachdem die Aufrührer ihre Luſt in Mord und Brand gebüßt, lagerten ſie ſich in dichten Maſſen um den Tower, woſelbſt König Richard, ſeine Mutter, der Erzbiſchof von Canterbury, der Schatzmeiſter ꝛc. ſich befanden. Den Wachen, deren Zahl auf 150, aber auch auf 1200 Mann angegeben wird [23]), entfiel der Muth; der junge König mußte überall ſich ſelbſt als höchſten Wurf ins Spiel bringen. Er entbot den Aufrührern, ſie möchten ſich nach Mileend zurückziehen; dort wolle er mit ihnen mündlich verhandeln. Die Männer von Eſſex brachen faſt insgeſammt ſo-

22) Nec aliter quosquam interficiebant nisi solum capitis obtruncatione. *Knyghton* 2636.

23) Walſingham 250.

gleich auf, die Thore des Tower öffneten sich und König Richard ritt hervor, gefolgt von wenigen beherzten Getreuen. Bald befand er sich in der Mitte der wogenden Masse und hörte nun deren Begehren. Sie wollten, es solle forthin keine Leibeigenschaft bestehen, vom Acker nicht mehr als vier Pfennige jährlichen Zinses gegeben werden, dem Landmanne freistehen, auf jedem Markte zu kaufen und zu verkaufen und endlich Vergebung des Geschehenen [24]). Richard willigte ein, ließ Urkunden entsprechenden Inhalts fertigen und hieß bei deren Aushändigung die beruhigte Menge unter königlichem Banner heimziehen [25]). So geschah es.

Indessen war aber sogleich nach Richards Entfernung Wat Tyler mit etwa vierhundert der Verwegensten seines Anhangs in den Tower eingedrungen, der Erzbischof von Canterbury, der Schatzmeister Robert Hales und noch fünf Beamte des Reiches waren von ihnen umgebracht und deren Köpfe auf Piken gesteckt worden; die Rotte, der nun nichts mehr heilig war, hatte auch in die Gemächer der Mutter Richards sich eingedrängt und freventlichen Muthwillen vor deren Augen geübt, ihr Bett durchstochen und

---

24) Rymer 7, 317.

25) Froissart 128.

ſie hohnneckend zur Umarmung gerufen [26]), doch, als die Prinzeſſin ohnmächtig fortgetragen ward, ihre Perſon nicht gefährdet. Am Tage darauf (15. Jun. 1381) zog Wat Tyler, dem noch gegen 20,000 Bauern folgten, nach Smithfield zu einer Zuſammenkunft mit Richard, der daſelbſt mit etwa ſechzig Reitern ſeiner harrte. Drei Mal nacheinander ſandte der König den Aufrührern einen Freiheitsbrief des Inhaltes, wie ſie ihn begehren mochten; Wat Tyler hatte entweder kein Vertrauen zu der Zuverläſſigkeit irgend einer dem Könige durch Angſt und Noth abgezwungenen Zuſage, oder ſein Sinn ſtrebte nach mehr als Freiheit des Volkes; damals, ſcheint es, lag Ermordung oder Gefangennehmung des Königs und Aufrichtung eines Throns aus der Empörung, Vertilgung des geſammten Adels, Abſchaffung der beſtehenden Geſetze nicht außer dem Bereich der Entwürfe Wat Tylers und ſeiner vielgeltendſten Spießgeſellen [27]). Als nun zuletzt König Richard einen Ritter abſandte, Wat Tyler zu einer Unterredung einzuladen, und jener zu Roß blieb, ergrimmte Wat Tyler dergeſtalt über deſſen Weigerung, vor ihm ſich zu demüthigen, daß er ihn umzubringen ſich vermaß: der Eifer Richards, ſeinem

26) Walſingham 250.

27) Derſ. 252. Von John Ball S. 275. Dazu das Bekenntniß John Straw's bei demſ. 265.

Abgeordneten das Leben zu retten, führte ihn eilends zur Stätte, wo Wat Tyler haderte. Wat Tyler bezeigte dem Könige keine Ehrfurcht und stieß hochfahrende Reden aus [28]); doch scheint bei Richards Frage, was des Volks Begehren, dessen Foderung auf Abschaffung alles Wild- und Wasserbanns ꝛc. außer dem, was den Männern von Esser bewilligt worden war, gerichtet gewesen zu sein [29]). Wat Tylers Uebermuth und Zweideutigkeit oder ein auch ohne das rascher Diensteifer des Mayors von London, welcher dem Könige zur Seite war, zerschnitten den Faden. Wat Tyler spielte, so lautet der gewöhnliche Bericht, der von den nächsten Umgebungen des Königs ausgegangen zu sein scheint [30]), während des Gesprächs mit seinem Dolche und faßte den Zaum des königlichen Rosses: da stieß ihm der Mayor ein kurzes Schwert in die Gurgel; Standish,

---

28) Nach Froissart nichts als Polissonerien.

29) *Knyghton* 2636: ut omnes warennae tam in aquis quam in parco et boscis communes fierent omnibus, ita ut libere posset tam pauper quam dives ubicunque in regno in aquis et stagnis piscariis et boscis et forestis feras capere, in campis lepores fugare et sic haec et hujusmodi alia multa sine contradictione exercere. So schon die Bauern der Normandie.

30) Walsingham 253 weicht bedeutend von Knyghton und Froissart ab.

des Königs Stallmeiſter, verſetzte ihm darauf noch einen tödtlichen Streich. Keiner aus der Menge ſprang ſchnell herbei, den Anführer zu retten oder zu rächen; erſt nach einigem Beſinnen ſpannten die Vorderſten ihre Bogen gegen den König und ſein Gefolge. Nun aber wandte ſich Richard mit kühner Beſonnenheit und der glücklich ihm bereiten Rede des Augenblicks zu ihnen, rief ſie auf, ihm zu folgen, er werde ſie führen, und als er ſein Pferd wandte, den Platz zu verlaſſen, zogen ſie ihm nach, willenlos oder mit Jauchzen. Das iſt eine der großartigen Aeußerungen der Wunderkraft, die dem Königthum innewohnt und noch ſelten dem Muthe ſich verſagt hat. Bald nachher kamen tauſend wohlbewaffnete Bürger aus London heran zum Schutze des Königs, der tapfere Kriegsoberſt Knolles war unterwegs an ihre Spitze getreten. Kleinmuth ergriff nun die Aufrührer; ſie warfen die Waffen weg und baten um Schonung; Knolles und die andern Kriegsleute drangen in den König, er möge ſie gegen den Haufen ſenden, einige Hundert mindeſtens müßten für die begangenen Frevel mit dem Leben büßen; doch Richard wehrte dem, begnügte ſich damit, die Feldzeichen ausliefern zu laſſen, und ließ die Verzagten heimziehen; das Richtſchwert ſollte ihnen nachkommen.

Des Aufſtandes in Norfolk war indeſſen Heinrich Spenſer, Biſchof von Norwich, mächtig geworden.

Kühn und den Waffen so vertraut als dem Brevier, sammelte dieser Bewaffnete um sich, führte sie gegen die Banden Straws und Litteſters und schlug diese mit der Schärfe des Schwerts. Dem Manne der Kirche waren auch Kirchen und Altäre nicht heilig, er verfolgte die Flüchtigen bis in die geweihten Stätten und scheute sich nicht, auf dem Altare selbst Blut zu vergießen [31]).

Eben so wenig trug Richard Bedenken, das den Aufrührern Zugeſtandene zu widerrufen. Er berief die Lehnsmannen der Krone zu einem schleunigen Zuge nach den Grafſchaften Kent und Eſſex, und die während des Aufſtandes sich nicht hatten sammeln können oder mögen, waren nun schnell zur Stelle, als der König sich selbst wiedergefunden hatte. Mehre tausend (20,000?) Reiſige zogen mit Richard aus zu neuer Unterdrückung des Landvolks in Kent. Widerſtand wagte dieſes nicht; auf Richards Begehren wurden die Rädelsführer ausgeliefert, darauf der alte Zuſtand der Dinge hergeſtellt und das Weitere gerichtlicher Unterſuchung vorbehalten. Als nun auch gen Eſſex königliche Scharen ausgeſandt wurden, erging von den Gemeinden, welche Freibriefe erhalten hatten, an den König das Begehren, er möge ſie im Beſitze die-

31) Knyghton 2633.

ſer Rechte laſſen [32]); Richards Antwort war ſchnöde [33]) und regte den Zorn der Männer von Eſſex auf; als aber fünfhundert derſelben im Kampfe gefallen waren, beugten die übrigen ſich der Gewalt und lieferten die Freibriefe aus; ihnen blieb nichts übrig, als königlicher Gnade zu harren.

Richard ſetzte zum Vorſteher der Gerichte über die bei dem Aufſtande betheiligt Geweſenen den blutdürſtigen Treſilian; die Hinrichtungen häuften ſich zu Zehenden für den Tag [34]); zuerſt lautete das Urtheil auf Enthauptung, dann, größern Schreckens halber, auf den Strang, zuletzt gebot Richard, die Verurtheilten zu dauernderm Andenken mit Ketten aufzuhängen. Auch martervolle Todesarten mangelten nicht [35]). Die

---

32) *Walsingham* 268: ut essent in libertate pares dominis et quod non essent cogendi ad curias nisi tantummodo ad visum Franciplegii bis in anno.

33) Derſ. a. a. O. Rustici quidem fuistis et estis, in bondagio permanebitis, non ut hactenus, sed incomparabiliter viliori.

34) Walſingham 269. An einem Tage wurden 19 an demſelben Galgen aufgehangen.

35) Knyghton 2643 gibt die volle Wahrheit. Nicht blos, daß Treſilian praecepit, alios trahi per civitates et suspendi per quatuor partes civitatum, alios autem eviscerari visceraque concremari coram ipsis viventibus posteaque decollari et in 4 partes dividi

Zahl derer, die dem Gerichte mit dem Leben büßten, wird auf funfzehnhundert angegeben [36]). Ball und Straw waren unter ihnen.

Nach gänzlich beendetem Strafgerichte fragte Richard im Parlament, ob es die Hörigkeit des Landvolks aufzuheben gemeint sei, aber Lords und Gemeine erklärten sich dagegen [37]); das älteste Veto der englischen Volksvertretung gegen Emancipation. Im Jahre nach dem Aufstande, 1382, wurde Wycliffe für der Häresie schuldig erklärt und seine Lehrsätze verdammt; die Verfolgung der Lollharden, seiner Anhänger, unter Heinrich IV., Richards Nachfolger, steht nicht außer Zusammenhange mit den Erinnerungen desselben an den Aufstand der Bauern, die seinen Vater als Hauptgegenstand ihres Hasses bezeichnet hatten.

Die Kriege der beiden Rosen wühlten jegliche Greuel der Parteiung in England auf; auch ein neuer Aufstand der Bauern mischt sich in das Gewirr; unter Anführung eines Abenteurers aus Irland, John Cade, zogen im J. 1450 die Bauern aus Kent abermals nach Blackheath. Doch war dies weder von Grund aus reiner Bauernaufstand noch

---

etc., sondern auch, daß Tresilian nach Recht und nach Haß zum Tode schickte.

36) Froissart 134.

37) Lingard 4, 248 aus den Parlamentsverhandlungen.

galt es die Sache der Bauern; Cade gab sich für Mortimer, einen Abkömmling des Königshauses aus, und so wurde aus seinem Treiben ein Glied der Kette von Ansprüchen auf den Thron, die ein halbes Jahrhundert hindurch das Volk Englands in Waffen der Parteiung hielt.

Außer dem Bereiche dieser Darstellungen liegt die gesammte Reihe der Volksunruhen in den Niederlanden; sie haben meistentheils den Charakter städtischen Trotzes und Waffenthums; nur wo die Friesen Theil nehmen, mangelt der des Kampfes für bäuerliche Rechte und Sitten nicht ganz: jedoch mag hier nur im Vorbeigehen der Heerfahrt Königs Wilhelm, Grafen von Holland, gegen die Friesen, die ihm den Tod brachte, gedacht werden; es knüpft sich keine andere Idee als einer gewöhnlichen Fehde daran. Allein die unruhvolle Zeit der Regentschaft Maximilians von Oestreich in den Niederlanden hatte eine Bewegung, wobei das Landvolk den Reihen zu führen scheint. Im Jahre 1491, als drückende Steuern, Unfruchtbarkeit und Krieg schwer auf Holland lasteten, rottete sich das Landvolk von Nordholland zusammen, plünderte das Haus eines Steuereinnehmers und zog mit Fahnen, worin Käse und Brot abgebildet waren, gen Harlem. Man hieß dies Volk Käsebrödter

Harlem nahm Theil an dem Tumulte, der auch 1492 fortdauerte. Herzog Albrecht von Sachsen, Feldherr Maximilians, unterdrückte ihn, ohne daß eine höhere Idee, als das Begehren nach Erleichterung des Broterwerbs dabei sich entwickelt hätte, und wiederum, ohne daß der Freiheitstrotz der benachbarten Westfriesen durch den „sächsischen Roland" sich hätte einschüchtern lassen. Im J. 1499 und 1500 fochten diese, nicht für Brot, sondern für Rechte; das Glück stand ihnen nicht treu zur Seite, aber der Muth wurde nicht gebrochen.

Von hier nun fällt unser Blick auf die ihnen stammverwandten Dithmarsen, die im J. 1500 ihre Freiheit in siegreichem Kampfe gegen das Aufgebot Dänemarks und Holsteins behaupteten und auf mehr als ein halbes Jahrhundert sicherten; aber aus denselben Gründen, welche die Geschichte der eidgenössischen Kämpfe als nicht hieher gehörig zu übergehen uns bestimmten, begnügen wir uns auch hier mit dem Fingerzeige auf den Siegesruhm der Marschbewohner, die im Schlagen und Siegen das Wort Bauer frohlockend selbst von sich gebrauchten.

9. Der Bauernkrieg in Ungarn unter Georg Dosa 1514.

Der Schlußring der langen Kette unheilvoller Erscheinungen von Weh und Frevel, welche in der Geschichte des Herrenthums und Knechtthums im Mittelalter hervortreten, ist reich an Zerstörung und Greuel, geröthet von Brand und Blut. Ungarn ist der Schauplatz; der Ruf zur Kreuzfahrt nachmals der ursprüngliche Hebel des Volksaufstandes, wie zehn Jahre später in Deutschland das Wort Freiheit; die Abirrung von beiden gleich entsetzlich.

Im Jahr 889 zogen die Magyaren unter Arpad über die Karpathen ein in die herrliche Ebene, die von da sich nach der Donau hinabsenkt; die frühern Bewohner derselben, slavischen ꝛc. Stammes, wurden meistens ihre Knechte; sie selbst im Verhältniß zu diesen ein Volk von Edelleuten. Gemeinfreiheit blieb jedoch nicht gänzlich fern vom platten Lande; mehre königliche Verordnungen lauteten zu Gunsten der Freizügigkeit; auch wohnten unter den Leibeigenen freie Landsassen, die zu nichts als einem Zinse an die Grundherren oder zu Dienstleistungen an den König verpflichtet waren; wo aber Leibeigenschaft bestand, war Bedrückung und Mishandlung gewöhnlich. Die Noth des Landvolks ward nicht selten durch heimische

Parteiung und Kriege und durch Einfälle der Nachbarvölker vermehrt, und der Groll gegen seine Zwingherren genährt bei dem Blicke auf die Vorrechte, welche den Einwanderern aus Deutschland, die in Städten wohnten, zu Theil geworden waren. Die furchtbarsten äußern Feinde des Landes waren seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Osmanen; die Ungern wurden zu Vorfechtern der abendländischen Christenheit. Ihre Wackerheit ward zu wiederholten Malen durch päpstliche Bullen und Kreuzpredigten befeuert und das Band zwischen dem mächtigen hohen Klerus und dem Papstthum dadurch sehr eng geknüpft. Als der Ruf des Papstes zu Heerfahrten unter dem Banner des Kreuzes im gesammten abendländischen Europa längst schon keinen Anklang mehr fand, hatte er in Ungarn und gegen die Osmanen frische und volle Kraft.

Auf dem ungarischen Königsthron saß seit 1490 Wladislaw V., ein schlaffer, willenloser Fürst; der Staat konnte jedoch damals der Osmanen, deren Ungestüm seit Muhameds II. Tode eine Weile innehielt und darauf gen Osten einen Ableiter hatte, leichter als zuvor sich erwehren. Nun aber ward ein hochbefähigter und aus niederem Stande hochgestiegener Mann, Thomas Bakacs, Erzbischof von Gran, von unruhigem Ehrgeize bewegt zu Entwürfen, wie er Urheber und Lenker einer großen Nationalunternehmung

werden und als der Erſte im Reiche walten möge [1]). Er befand ſich als Cardinal in Rom, als Papſt Julius II. ſtarb, und war einer der vielgeltendſten der zur Wahl eines neuen Papſtes verſammelten Cardinäle. Der neue Papſt, Leo X., bewies ihm hohes Vertrauen, und leicht erlangte Bakacs von dieſem, was auf der Bahn ſeines Ehrgeizes zum Ziele führen ſollte, die Vollmacht zum Aufgebote eines Kreuzheeres gegen die Osmanen. Eben war Waffenſtillſtand mit Sultan Selim geſchloſſen worden; dies war für Bakacs ſo wenig ein Anſtoß, als dereinſt (1444) der von Wladislaw III. mit Amurath II. geſchloſſene Friede für den Cardinal Julian; beide Male hat Ungarn den Treubruch mit dem bitterſten Weh gebüßt. Bakacs

---

1) Die beiden Hauptquellen für die Geſchichte des ungariſchen Bauernkrieges ſind 1) Stephani Taurini Olomucensis Stauromachia sive cruciatorum servile bellum, libris V carmine heroico decantatum ad Georgium March. Brandeburg. MDXIX. Fol. Schwülſtig, doch nach des Verfaſſers Verſicherung ohne Erdichtungen. 2) Nicolai Isthuanfi Pannoni histor. de reb. Ungaric. lib. XXXIV. Col. Agr. MDCLXXXIV. Ein vorzügliches Buch. Der Verf. lebte unter Maximilian II. und Rudolf II. Die Geſchichte des Bauernkrieges iſt im fünften Buche enthalten. Iſthuanfi's Urtheil über Bakacs (S. 62.) lautet übrigens nicht ſo ungünſtig als das oben ausgeſprochene.

trug die Angelegenheit im Rathe des Königs vor; dieser war zwiespältig, der König blickte schweigend auf den Boden [2]), wie er pflegte; vor des Erzbischofs eifriger Rede und dem kriegerischen Sinne der magyarischen Großen schwanden die Bedenken einer geringen Zahl verständiger und gewissenhafter Mitglieder des Rathes; die Verkündigung der Kreuzbulle wurde beschlossen.

Am ersten Ostertage (16. April) des Jahres 1514 erging der Aufruf zur Kreuzfahrt unter Verheißung des Ablasses an das Volk, und wilde Aufgeregtheit ward gleich darauf bemerkbar. Wie bei frühern Kreuzfahrten, so durchkreuzte auch hier die Gesellung in Waffen die bestehenden Staatsverhältnisse; es war nicht ein regelmäßiges Aufgebot nach Gespannschaften, hier verstand sich nicht von selbst Zurückweisung der hörigen Leute; der Ruf zum Kreuze war auch der zur Lösung harter und schmählicher Bande; Tausende von hörigen und leibeigenen Landleuten strömten herbei, und mit Ungestüm wurden Scharen gesellt, Fähnlein erhoben, Hauptleute erwählt und Lagerplätze ausersehen. Der Sinn ungeregelter Gewalt ward vernehmlich genug angekündigt.

---

2) Ad ea Rex taciturnus et in humum prospectans ne verbum quidem proloquutus est. Isthuanfi a. a. O.

Keiner von den Großen des Reiches aber ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung, kein Aufgebot des Adels erfolgte; des Königs Mund ſchwieg wie zuvor im Rathe. Nun trat Bakacs hervor. Er hatte den Sturm heraufgefordert, von ihm ſollte er ſeine Richtung erhalten. Zum Anführer der Bekreuzten, Kuruczen [3]), ernannte er einen Kriegsmann aus den Szeklern in Siebenbürgen, der kurz zuvor bei der Belagerung von Belgrad ſich hervorgethan und darum eine Hauptmannsſtelle und den Adel erhalten hatte; er hieß Georg Doſa. Das Heranfluten des Landvolks mehrte ſich auf den Ruf von der Anſtellung des ſtreitbaren Mannes; aber nicht Landvolk allein ſtellte ſich zu den Kreuzfahnen; Geſindel, zu Verbrechen bereit und mit Schuld belaſtet, Abenteurer und Gauner, Misvergnügte aus den Städten und der niedern, gedrückten Prieſterſchaft, um ſo bunter gemiſcht und ſchlechter von innen geeint, je verſchiedener die Beſtandtheile der Bevölkerung Ungarns von einander waren, fanden ſich zuſammen zu Unweſen und Unthat. In weniger als vier Wochen nach Verkündigung des Aufgebotes waren in einem Lager auf dem rakoſer Felde bei Peſth gegen 40,000 Menſchen verſammelt; andere Sammelplätze waren bei Großwardein, Kolosczа, Stuhlweißenburg ꝛc.; in dieſen

3) Von crux.

insgesammt mochten sich gegen 60,000 Kuruczen befinden. Anführer waren außer Georg Dosa und von diesem abhängig sein Bruder Gregor, ein sanfter, gutartiger Mann, Laurentius und Barnabas, zwei Priester vom Lande, Ambros Szaleres, ein Bürger aus Pesth, und einige Andere. Georg Dosa ging mit Eifer ans Werk, ordnete und übte seine Mannschaft. Doch die Haltung der Bekreuzten ließ nirgends Gutes erwarten. In der Verkehrtheit, welche Bakacs angegeben und der königliche Rath zugelassen hatte, war schon zu weit vorgeschritten worden, um durch rasche Anordnungen den schwellenden Strom in sein Bett zurückzudämmen; nun aber war auch selbst der Wille dazu nicht bei der Regierung des Reiches vorhanden. Dagegen machten einzelne Edelleute sich auf, ihre entwichenen Leibeigenen zurückzuholen; mit Stricken und Fesseln jagten sie ihnen nach und wehe den Unglücklichen, die von ihren Leibherren ergriffen wurden [4]).

Auf die Kunde, daß mehre Edelleute ihre Leibeigenen von dem Zuge zum Lager der Bekreuzten zurückgeholt und barbarisch gemishandelt hätten, wurde der Zulauf zu jenem nur noch größer; in Georg Dosa's Lager aber stieg bei dem Bekanntwerden dessen, was die Edelleute gethan, ein böser Geist auf. Den

4) Crudeliter saevire coepit (nobilitas). *Isth.* 66.

ſchon genugſam ausgebildeten Grimm gegen die adeligen Gutsherren bemühte ſich insbeſondere der Prieſter Laurentius zu ſteigern [5]) und auch gegen den hohen Klerus die gährende Menge zu reizen. Es iſt nicht bekannt geworden, ob Laurentius mit den Lehren Wycliffe's oder Huſſens vertraut geweſen ſei; indeſſen bedurfte es deſſen nicht, um zu erkennen und darzuthun, daß in der Kirche Arbeit und Armuth auf der einen Seite bei den Landprieſtern, und Hoffarth und Ueppigkeit auf der andern bei den Prälaten, die beſonders in Ungarn überreich ausgeſtattet waren, zu finden ſei. Georg Doſa's Sinn wandte ſich zur Gewaltthat; umſonſt ſuchte ſein Bruder Gregor ihn zurückzuhalten. Der Sturm brach los. Plötzlich drangen mit wildem Jauchzen aus Georg Doſa's Lager

---

5) In der Rede, welche Iſthuanfi (66) ihn halten läßt, heißt es: — nobilitatem, perditissimum hominum genus, vim et contumelias miscere, nihil cupidini, nihil immanitati eorum invium aut exemptum, antea in corpora tantum exercitam crudelissimi dominatus libidinem esse, *nunc etiam saluti et felicitati animarum post hanc vitam avare et crudeliter invideri*, ne videlicet summi in terris pastoris et communis omnium parentis indulgentia uti frui permittantur. Der Anfang erinnert an Reden von Volkstribunen bei Livius, Buch 4 fg.; der Schluß iſt höchſt bedeutſam.

raub- und rachgierige Scharen in die Vorstädte von Pesth und Ofen, zogen gegen die ansehnlichen Häuser, ließen die in ihre Hände fallenden Edelleute martervollen Todes sterben und rissen ihre Wohnungen nieder. Nun erst, am 15. Mai, wurde von dem Könige und dem Cardinal-Legaten ein Ausschreiben erlassen, welches fernern Zutritt zur Kreuzmannschaft untersagte und letztere mit der Acht bedrohte, wenn sie nicht abließe von Gewaltthat. Das Wort war ohnmächtig. Georg Dosa ließ alle Schreckniſſe der Empörung los. Er ordnete die gesammte Menge in fünf Hauptscharen; die eine, unter den pesther Bürger Ambros Szaleres gestellt, sollte auf dem rakoser Felde auf dem linken Donauufer bei Pesth bleiben, eine zweite und dritte wurde unter den Priestern Laurentius und Barnabas ausgesandt, die beiden übrigen führte Georg Dosa selbst gen Szegedin. Von Czegléd aus erließ er ein Schreiben an das Landvolk, in dem der Untergang des Adels angekündigt, alles Volk zur Theilnahme gerufen, dem Daheimbleibenden aber grausamer Tod angedroht ward [6]). Die That entsprach dem Worte; ringsum rötheten die Flammen vom Brande der adeligen Schlösser den Himmel, über vierhundert Edelleute wurden umgebracht, ihre Wei-

6) B. Mailáth Gesch. d. Magyaren (3, 152. Vgl. N. S. 234), aus Katona Hist. crit. 18, 720.

ber und Töchter geſchändet, ganze Familien zu Grunde gerichtet.

Der König ſaß in Ofen zu Rathe; mehre der um ihn verſammelten Magnaten, von denen Muth und Vertrauen gewichen war, brachten in Vorſchlag, man ſollte von den Nachbarſtaaten Hülfe begehren: da erhob ſich der beherzte Johann Bornemiszſza und wies hin auf die Nothwendigkeit, die heimiſche Kraft aufzubieten, auf die vorhandenen Mittel und den wahrſcheinlichen Erfolg. Nach ſeinem Rathe wurde nun an Johann von Zapolya, Wojewoden von Siebenbürgen, eine Auffoderung zu raſcher Heerfahrt nach Ungarn geſandt; Bornemiszſza und mehre entſchloſſene Magnaten brachen aber ſogleich auf, ihre Reiter zu verſammeln und das Lager der Kuruczen bei Peſth anzugreifen. Zu ihnen geſellte ſich Fußvolk aus der Bürgerſchaft von Peſth und Ofen. Jene ſtanden auf dem rakoſer Felde bereit, dem Angriffe zu begegnen. Als ihnen Gnade angeboten wurde, unter Bedingung, die Waffen niederzulegen und heimzuziehen, ſagten der Anführer Ambros Szaleres [7]) und viele Andere ſich los von ihnen; die Uebrigen beſtanden den Kampf, und ihre Menge und wilde Entſchloſſenheit hielt ihn mehre Stunden aufrecht; doch mußten ſie den beſſer gerüſteten und geordneten Gegnern unterlie-

7) Vir haud ambitiosus aut turbulentus. *Isth.* 69.

gen. Diesen war kluge Berechnung eben so fremd als Milde und Versöhnlichkeit; ein Theil der Gefangenen wurde hingerichtet, denen aber, die man heimsandte, Nasen und Ohren abgeschnitten. Als nun die so Verstümmelten zu den Ihrigen kamen, wurde der Aufstand schlimmer denn zuvor; die an jenen geübte Grausamkeit erregte neuen Zorn, auch durch die nördlichen Gespannschaften wütheten nun Raub und Mord und Brand; mehre Städte wurden in Asche gelegt; bedenklicher ward Alles dies dadurch, daß auch ein Theil des niedern Adels, ob aus Zwang oder Misvergnügen und Parteisucht, zu den Aufrührern trat. Doch erfolgte nun ein allgemeines Aufgebot des Adels, und in mehren heißen Treffen, bei Erlau ꝛc., wurde während des Junius dort dem Aufruhr die Kraft gebrochen.

Georg Dosa war indessen vor Szegedin gelagert, aber die tapfere Bürgerschaft [8]) standhaft und glücklich in der Abwehr seiner Angriffe gewesen. Nun zog er über die Theiß zur Belagerung von Csanad. Zu dessen Rettung stellte eine von dem Bischofe des Orts, Nikolaus (oder Johann) Csaky, und dem Grafen von Temeswar, Stephan Bathory, geführte Heerschar sich ihm entgegen. Zwei Tage hindurch wurde gestritten; Dosa's Sensenträger hauptsächlich waren es,

8) Es waren allein dreitausend Fischer daselbst. Istv. 68.

die endlich den Adel zur Flucht trieben [9]). Stephan Bathory entkam, der Biſchof Cſaky fiel bald nach dem Treffen in Doſa's Hand; der Unmenſch ließ ihn lange martern, zuletzt pfählen, den wackern Schatzmeiſter Telegdy aber, der im Rathe des Königs die Verkündigung des Kreuzzugs widerrathen hatte, auf qualvolle Weiſe [10]) an einen Galgen in die Höhe winden und hier nach ihm ſchießen, bis er langſam hingemartert war. Aehnliche Barbarei wurde gegen andere Gefangene verübt; der Prieſter Laurentius war Allen voraus im Aufruf zu Greuelthaten und Uebung ſolcher. Doſa's Plan aber war nun gänzlicher Umſturz des ungariſchen Staats- und Kirchenweſens; er verkündete ſeinen Banden, daß kein König, keine Magnaten und Gutsherren, keine Ungleichheit des Ranges und Beſitzes mehr ſein ſolle, ſtatt vierzehn Bisthümern ſolle nur eins bleiben; er ſelbſt wolle nur Genoß und Gefährte des Volkes ſein und Alles nach deſſen Willen einrichten [11]). Seine Hoffnung hatte noch einigen Grund; eine neue Schar, wobei viel Reiterei, wurde ihm durch Anton Hoszſza zuge-

9) Nicht Iſthuanfi, ſondern nur Stephan Taurinius berichtet von dieſem Treffen.

10) Funibus per testes et membrum genitale in praealta furca suspensus etc. *Isth.* 70.

11) Steph. Taurinius 3, 87. fg.

führt. Dosa aber unterließ, was damals vielleicht von bedeutendem Erfolge hätte sein können, rasches Andringen gegen Ofen und Pesth, und wandte erst nach einigem Zögern sich gegen Temeswar, um durch dessen Einnahme sich einen festen Waffenplatz und Rückhalt am Gebiet der Osmanen zu gewinnen. Hier aber befand sich der heldenmüthige Stephan Bathory; zwei Monate lang mühte Dosa vergebens sich ab vor der Veste; doch war ein mächtiger Damm, durch den er das Wasser des Flusses Bega von der Stadtmauer ableiten wollte, seiner Vollendung nahe und Bathory's Lebensmittel fast aufgezehrt, die Zahl seiner Streiter durch häufige Ausfälle verringert und ihre Kräfte erschöpft, als endlich Johann von Zapolya zur Hülfe heranzog.

Dosa war beim Gelage, als die Kunde von dem Annahen des siebenbürgischen Heeres, das die Temes entlang gezogen und ohne Widerstand zu finden über den Fluß gegangen war, zu ihm gelangte. Er brach auf und stellte seine Scharen zur Schlacht. Sie kämpften mit Muth und Ausdauer, aber das Glück trat zu ihren Gegnern. Als ihre Flucht begann, sprengte Dosa in einen dicht gedrängten feindlichen Schlachthaufen und würgte, bis sein Schwert zersprang; es glückte ihm nicht, hier den Tod zu finden, lebendig ward er gefangen. Er bat um Gnade für seinen Bruder Gregor, auf dem keine Schuld

laſte, nicht für ſich. Jenen ließ Zapolya enthaupten, vierzig der Gefangenen, die zu perſönlichem Dienſte um Doſa geweſen waren, im Kerker vierzehn Tage ohne Nahrung, indeſſen einen eiſernen Thron und Krone und Scepter bereiten und nun Doſa und die noch nicht verhungerten Gefährten deſſelben, es waren neune, vorführen. Der Thron wurde glühend gemacht, Doſa darauf geſetzt, die glühende Krone ihm aufs Haupt gedrückt und das glühende Scepter in die Hand gelegt; darauf die neun Gefangenen herangetrieben und angewieſen, vom Fleiſche ihres Anführers ſich zu ſättigen; drei ſträubten ſich und wurden niedergehauen, ſechs thaten, wie ihnen geboten war. Doſa ſchalt ſie Hunde und ſtarb, nun auch noch mit glühenden Zangen zerfleiſcht, ohne Klagelaut. Wo iſt in dieſer Geſchichte, die Gräßliches im Unmaaß zuſammenhäuft, die äußerſte Barbarei?

Der Reſt der Bauern, geführt von Hoszſza und Laurentius, wurde bald darauf geſchlagen und zerſtreut; Laurentius entkam und verſchwand aus der Kunde der Menſchen. Seit dem Anfange des Aufſtandes waren vier Monate vergangen; gegen ſechzigtauſend Menſchen hatten ihr Leben verloren, unermeßlich war die Einbuße von Habe und Gut. Sühne nach dem Frevel blieb gänzlich fern. Nachdem die Aufrührer mit den Waffen bezwungen und ſchon auf der Nacheile Hunderte von ihnen gehangen oder gepfählt

worden waren [12]), bekamen die Blutgerichte zu thun; aber mehr als das: es wurden Beschlüsse über den gesammten Bauernstand gefaßt, welche diesen in tiefere und härtere Knechtschaft als zuvor stürzten. Die Leibeigenschaft wurde allgemein und auf alle Zeiten eingeführt; die Nachkommenschaft Derer, die gegen Weiber und Jungfrauen gefrevelt, für unehrlich erklärt; kein Geistlicher von bäuerlicher Abkunft sollte einer höhern Pfründe theilhaftig werden; Dienste und Steuern wurden höher und drückender als bisher angesetzt. Dies Alles wurde als Staatsgrundgesetz auf dem Landtage zu Ofen, Nov. 1514, angenommen.

12) Istv. 71.

V.

Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre.

Von

Eduard Gans.

Dritte Vorleſung.*)

Meine Herren!

Die Monarchie Ludwigs XIV, wenn ſie gleich dem theoretiſchen Gedanken wie der Durchführung nach ein Erzeugniß des franzöſiſchen Geiſtes war, blieb keineswegs eine blos Frankreich angehörende Erſcheinung. Vielmehr nahm ſie bald durch dieſelbigen Mittel, deren wir bereits Erwähnung gethan, wie durch den allgemeinen und nicht mehr abzuweiſenden Drang des ſiebzehnten Jahrhunderts einen europäiſchen Charakter an. In Spanien hatte ſchon früher die despotiſche Kraft Philipps II, was von ſeinen Vorgängern vorbereitet worden, zur factiſchen Begründung einer Einheit benutzt, die nicht ſowol auf ausgeſprochenen Principien als auf dem dunklen Hintergrunde der katholiſchen Inquiſition beruhte: Philipp III, Philipp IV und Karl II hatten die frühere Größe in dem Sarge dieſer Einheit entſchlummern laſſen, und Ludwig XIV ward am Ende ſeines Lebens die Genug-

*) Die erſte und zweite Vorleſung befinden ſich im vorigen Jahrgange dieſes Taſchenbuchs, S. 283 — 326.

thuung, seinen Enkel mit den Grundsätzen bourbonischer Alleinherrschaft auf den spanischen Thron gelangen zu sehen. Die Gedanken, welche in Frankreich einer unruhigen und sie verändernden Bewegung anheimgegeben waren, gewannen auf diesem Boden eine Stetigkeit, die sie fortdauern ließ, nachdem sie sich bereits ihrer eigentlichen Heimat entfremdet hatten, und ihnen noch spät einen Geist des Widerstands entlockte, der in seiner Form eben so heldenmüthig wie seinem Inhalte nach unvernünftig und verjährt erschien. In Portugal hatte gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Thronbesteigung des Hauses Braganza nach spanischem Vorbilde die letzten Regungen der mittelaltrigen Stände trotz mancher Zusammenberufungen zum Verschwinden gebracht und einen Absolutismus begründet, dem die lamegischen Cortes nur noch zum Gestelle dienten. Italien empfand die Wirkungen der Alleinherrschaft auf passive Weise. Spanischem und mehr noch französischem Einfluß dahingegeben, ließ es die Macht des Papstes und der Medicäer verwelken und wurde als selbständiges Land nur noch von zwei nördlichen Staaten, von Venedig und Savoyen vorgestellt. In Deutschland hatte der westfälische Friede die schon vorher so schwache Einheit allein dem Namen nach bestehen lassen, aber dagegen erstarkte in der Landeshoheit die absolut werdende Gewalt der einzelnen Fürsten, die allmälig in

einer der Unabhängigkeit ganz nah kommenden Lage ſich befanden. Die monarchiſche Geſetzgebung Ludwigs XIV fand in dem der Nachahmung ſo oft ſich überlaſſenden Deutſchland eben ſo viel Mittelpunkte, als es Fürſten gab, und gewann in dieſer Mehrheit nicht mindere Kraft als in der ſtarren Einheit der ſpaniſchen Alleinherrſchaft. In Dänemark übergab das Volk, des Adels und ſeiner Vorrechte müde, Friedrich III die unumſchränkte Gewalt und verwandelte das Wahlreich in eine Erbmonarchie. In Schweden ſuchte gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Karl XII eine Militairgewalt zu gründen, die, aller politiſchen Einſicht und jedem tiefern Zwecke fremd, nur auf der flachen Nachahmung Alexander's des Großen, auf Tapferkeit und Nüchternheit beruhte und durch ihr plötzliches Verſchwinden ihren meteoriſchen Charakter bekundete. Rußland, als eben auftauchende europäiſche Monarchie, umkleidete ſich in ſeiner Nacktheit unter Peters ſtarker Hand mit dem überall hergeholtem Gewande allſeitiger Bildung, und Preußen, deſſen eigentlicher Begründer der große Kurfürſt war, entwickelte einen geiſtigen und intelligenten Uebergangsabſolutismus, der nicht ſowol für ſich ſelbſt als für Diejenigen anſtrebte, die er zu beherrſchen ſchien. Nur England widerſetzte ſich allein dem überall ſich verbreitenden Geiſte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Seiner zu tief wurzelnden Beſonderheiten konnte hier

der sich zusammennehmende Staat nicht Meister werden, und die Stuarts, die nur ihrerseits ausführen wollten, was sonst in Europa galt, erfuhren zu ihrem Verderben, daß die Alleinherrschaft weder ewig, noch göttlich, noch von allen Zeiten und Orten sei. England aber behielt seine Freiheiten statt der Freiheit, sein Mittelalter in öffentlichen und Privatinstitutionen statt der einfacheren und weiter fortschreitenden Einrichtungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und die Beschwerden, die es heute belästigen, sind großentheils dem Umstande zuzuschreiben, daß es vor zweihundert Jahren den Absolutismus von sich wies. Dieser Einfluß, den die Gedanken Ludwigs XIV auf ganz Europa ausübten, wurde durch den Eindruck verstärkt, den die sie begleitende französische Literatur hervorbrachte. Drei Völker in Europa hatten bis zu dieser Zeit einer großen geistigen Productivität sich erfreuen dürfen, die Italiener, die Spanier und Engländer. Aber in Italien hatte sich die dichterische Hervorbringung als Lied dem Volke überwiesen und sich lediglich mit dem Nationalcharakter in Verbindung gesetzt. In Spanien hatte der einheimische Stolz, die Abgeschlossenheit der Gesinnung, und die Wegwerfung, mit der man das Ausländische betrachtete, das Auswandern der Literatur, die ohnehin keinen allgemein menschlichen Inhalt hatte, nicht begünstigen können. England konnte, wie sein Parlament,

seine Gerichtsverfassung und sein Geschwornengericht, so auch seine geistigen Schätze mit zu seinen Besonderheiten rechnen, und es mochte dem englischen Volke wenig daran gelegen sein, ob seine großen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu einem europäischen Rufe gelangten. Von allen diesen Völkern waren die Franzosen nicht allein dadurch unterschieden, daß Das, was sie hervorbrachten, leichter, beweglicher und zugänglicher war, sondern daß sie den Trieb empfanden, auch außer ihrem Lande zu gefallen, daß sie in der Literatur wie im Leben eroberungssüchtig erschienen, und daß sie nicht eher glücklich waren, bis sie bekehrt hatten und angebetet wurden. Da Alles, was solche Ansprüche macht, auch den Inhalt haben muß, ihnen zu genügen, so richtete sich die französische Sprache und Literatur um diese Zeit darauf ein, die ausgleichende Vermittlerin von Europa zu werden. Diplomatische Verhandlungen wurden, seitdem die lateinische Sprache außer Gebrauch gekommen war, französisch geführt, und hauptsächlich in Deutschland gelangten seit dem dreißigjährigen Kriege französische Worte und Wendungen dazu, sich in den fremden deutschen Geist einzunisten und eine modeartige Herrschaft zu erwerben. Dazu trat nun die wirkliche und erstaunenswürdige Bedeutung, welche die französische Literatur in der That um diese Zeit gewann. Neben dem großen Vater der französischen

Tragödie, neben dem von dieſem Standpunkte aus gedankenreichen und die ihm vergönnte Form oft mächtig zerſprengenden Aeſchyleiſchen Corneille erhob ſich der maßvollere, ausgearbeitetere und anmuthiger tönende Racine, der galliſche Sophokles, dem in weiterm Abſtande der dem Euripides vergleichbare, leichtere und in dieſer Hinſicht ungewichtigere Voltaire folgte. Eben ſo hatte es ſeit dem Ariſtophanes keinen Luſtſpieldichter gegeben, der wie Molière allen Schwächen und Lächerlichkeiten ſeiner Zeit nachzuſpüren wußte, indem er Das in Umhüllungen klug verdeckte, was offen auszuſprechen dem Jahrhundert noch nicht vergönnt war. Seine Dichtungen hatten den allgemein menſchlichen Charakter, der ſie allen Völkern eröffnete, ſein Humor war kein beſonderer und abgeſchloſſener, ſondern ein freier und zugänglicher, und wie das Luſtſpiel überhaupt mehr, als irgend eine andre Weiſe geſelliger und verbindender Art iſt, ſo gewann Molière den Franzoſen einen wahrhaftern Einfluß, als jemals die Eroberungen Ludwig's XIV gekonnt hatten. Neben dieſen Großwürdenträgern und Helden der franzöſiſchen Literatur ſtanden in faſt nicht minderer Bedeutung der kritiſche, ſcharfe und der claſſiſchen Einſeitigkeit der Zeit genügende Boileau, der liebliche, naive und kindliche La Fontaine, der ſinnreiche und epigrammatiſche La Bruyère, der aufgeklärte, freiſinnige und von ſeiner Zeit mehr als in

einer Hinsicht abgewendete Fenelon, Bossuet, der zuerst die Geschichte im theologisch-philosophischen Sinne zu erfassen suchte, und endlich Pascal, der in der Tiefe des Gedankens über die Grenze hinausstrebte, die den Franzosen gesetzt zu sein scheint. Wenn der Absolutismus sich mit so riesenhaften Begleitern, mit so allmächtigen Kräften nahte, sollte er nicht gewinnen und fesseln, sollte er nicht unwiderstehlich scheinen?

Und doch war all dieser Glanz nicht hinreichend, ihn über die Zeit hinaus dauern zu lassen, in welcher er verlaufen mußte. Es ist schon in der letzten Vorlesung gesagt worden, daß der Verfall dieser Monarchie aus dem Principe selbst hervorgegangen sei, das sie begründen half. Um diesen jetzt darzustellen, haben wir nicht etwa nöthig, die Alleinherrschaft durch eine Reihe von Königsgeschlechtern zu begleiten und ihr allmäliges Schwachwerden kund zu thun, sondern der Meister dieser Schöpfung selbst, Ludwig XIV, ertheilte ihr jene Gaben, die sie schon bei seinen Lebzeiten herunterbringen mußten, und sie zu einer zwar noch nicht gefallenen, aber doch sinkenden Größe machten. Bemerkenswerth bleibt es immer, zu betrachten, wie in denselben Mitteln, welche aufbauen und erheben, auch die weltgeschichtliche Bewegung des Vernichtens liegt, und wie die Kurzsichtigkeit auch der bedeutendsten Geister nicht über die raschen und ent-

gegengesetzten Wendungen hinausblickt, die ihr begonnenes Werk in einem von ihnen abgewendeten Sinne zu machen pflegt.

Die Monarchie war auf Ichheit gegründet, die als die gedankenvolle Spitze des Staates so erschien, daß der Staat noch ganz in derselben enthalten war. Der König war der Staat, nicht etwa, weil es durch Religion und patriarchalische Sitte begründet, nicht etwa, weil es durch Eroberung so festgestellt worden, sondern weil der Gedankengang der Zeit dahin seine Richtung nehmen mußte, die verschiedenen Particularitäten zusammenzuziehen und unter den Schutz einer Ganzheit zu geben, die in diesem Anfange wesentlich nur eine einzelne Person sein konnte. Waren es ausgesprochene Meinungen und Ansichten, die diese Monarchie hatten entstehen lassen, und die in dem Gewähren der Zeit ihre Beglaubigung fanden, so mußte nothwendig die Persönlichkeit des Königs diesen Gedanken entsprechen, er mußte die Ichheit, die der Staat war, nicht blos sein wollen, sondern auch sein. Im orientalischen Despotismus darf der Fürst unbedeutend und schwach erscheinen, denn das Recht und Ansehn desselben liegt nicht in ihm, sondern vielmehr in dem meist immer gleichen religiösen Hintergrunde, der das Substantielle seiner Macht bildet; in der römischen Kaiserherrschaft, der eine vernichtete Freiheit schon vorangegangen war, kam es bereits mehr auf

die unmittelbare Kraft, auf die Tapferkeit und Tugend des Alleinherrschers an; aber im siebzehnten Jahrhundert konnte die Monarchie, die sich als auf Gedanken begründet hinstellte, nicht bestehen, wenn nicht die Ichheit des Monarchen diesen Gedanken angemessen war: sie hing von den persönlichen Eigenschaften, von dem Glück und Talente des Königs ab, sie war mit der Geschicklichkeit zusammenhängend, immer den gehörigen Mittelpunkt der Nationalbestrebungen zu treffen und sich für denselben zu halten und auszugeben. Nun ist aber eine solche Bürgschaft für die Zukunft nicht allein nicht zu finden, sondern das Leben eines ausgezeichneten Mannes, wie Ludwigs XIV selbst, enthält der Schwankungen, der Auf- und Niedergänge so viele, daß in ihm allein schon Das oft vernichtet erscheinen mußte, was er für die Aufgabe seines Wirkens gehalten hatte. Krankheiten, die ihn noch in den Jahren seiner männlichen Kraft treffen, ein Fistelschaden, der ihn um 1682 zu quälen beginnt, lassen für den spätern Theil seiner Geschichte eine Abspannung zurück, auf die der Anfang nicht vorbereitet hatte. Dazu kommt, wie dies in einem langen Leben unvermeidlich ist, das Unglück des Krieges, das ihn zuletzt befällt, die Besetzung des französischen Gebiets durch fremde Truppen und der Haß der Vielen, deren Rechte er gekränkt hatte, welcher wie immer mit den übrigen Widerwärtigkeiten zugleich ausbrach, die ihn

erſchütterten. Rechnen wir dazu den ſtets ſich vermehrenden Familienjammer, den Tod des Dauphins, des Herzogs von Bourgogne, und die letzte Nothwendigkeit, das gegründete Reich den Händen eines Kindes, unter dem Schutze eines verhaßten Anverwandten zu überlaſſen, ſo haben wir die ganze Kehrſeite, die dieſe Ichheit trübte und den Staat, welcher ſie ſelber war, herunterbrachte. Sollte ja, wir wollen nicht von geiſtigen Fähigkeiten ſprechen, Ludwig XIV nicht einmal ſehen, daß jene ſtattliche Haltung, jene körperliche Schönheit und Würde, die von der Zeit ſeiner Regierung an faſt ein nothwendiges Erforderniß eines Königs von Frankreich ſchien, auf ſeine Erben und Nachkommen überging. Der ältere Dauphin hatte eine misgeſtaltete Naſe, der Herzog von Bourgogne eine hohe Schulter, der Herzog von Maine war lahm. Heinrich von Bourbon, der ſpäter nach dem Regenten Miniſter wurde, war einäugig, und die Natur ſchien den König ſo in den Gebrechlichkeiten ſeiner Verwandten zu demüthigen. Das Princip des Staates, als Ichheit des Königs, ging ſo auf keine Weiſe über das eine Individuum hinaus, das im Vollbewußtſein ſeiner Kräfte dieſen Satz für ſich ausgefunden, aber nicht genug auf die Perſönlichkeit beſchränkt hatte, von der er abhängig war.

Aber wenn in dem Grundgedanken dieſer Monarchie die Hinfälligkeit ſelber lag, die ſie herunter-

brachte, so waren nicht minder die Mittel, deren sie sich bediente, wie die Wege zu ihrer Befestigung, so auch die Ursachen ihres Sinkens. Die hauptsächliche Stütze, worauf sie sich berufen konnte, war das stehende Heer, in welchem diese Allgemeinheit ausgebildet war, die sie anstrebte. Aber ein solches Heer kann nur dann einen festen und entschiedenen Charakter haben, wenn die Ichheit, der es dient, auch dieselbe ist, die es befehligt, und seinen Adern jenes Leben mittheilt, das zugleich die Quelle der Liebe zum Stande wie der Erinnerung ist. So hatte Napoleon ein Heer geschaffen, das, concret gefaßt, er selber war: seine Adler waren die heiligen Penaten, das Angedenken der Großthaten der Hintergrund, auf dem es sich bewegte, und die Liebe zum Heerführer der tief liegende Trieb, der es zu einem von ihm nicht ermessenen Ende führte. Trotz dem haben spätere Begebenheiten diesen Geist aufgelöst, und es hat nicht eines Zeitraums von zwanzig Jahren bedurft, um die kriegerischen Reminiscenzen von ihrer unmittelbaren Kraft zur historischen Abschwächung herunterzubringen. Wie aber sollte Ludwig XIV, der von der Armee abwärts stand, die Mittel haben, sie sich ganz anzueignen? Obgleich er selbst einen durchaus anständigen ritterlichen Muth besitzen mochte, so zeigte er ihn eigentlich doch niemals. Die Geschichte spricht von seiner Ausdauer, aber seine Thaten werden nir-

gends gerühmt. Nie hat er sich dem Feuer ausgesetzt, niemals haben die Armeen, die er befehligte, eine Schlacht geliefert. Die Kriege, die ihn seinen Liebschaften nicht abwendig machen konnten, waren ihm als Jüngling langweilig und ermüdeten ihn als Greis. In seiner ganzen Haltung lag weder etwas Kriegerisches noch etwas Kriegslustiges. Sein politisches Talent verstand allerdings die Thaten der einzelnen Feldherren aufzunehmen und ihnen einen gewissen Mittelpunkt zu geben: er wußte zu loben, zu befördern und in seinen strategischen Schriften theoretisch wie ein Soldat zu thun; aber den beseelenden Geist, der eine Armee zu schaffen und zu erhalten weiß, besaß er nicht. Von der Ichheit des Königs losgelassen, die sie nicht durchdrang, mußte die Armee, welche keinen ganz kriegerischen Charakter mehr behaupten konnte, sich anderen Einflüssen hingeben. Dem Hofe und seiner Wirksamkeit anheimgefallen, wußten ihr die wohlgeleiteten Intriguen desselben jede selbständige Kraft zu rauben. Die Lust zum Dienste, die eben statt der sonstigen herrischen Angewöhnungen erwacht war, ließ Pagen und Günstlinge in das Heer treten, und die öffentliche Gewalt, welche einst das Kriegshandwerk ertheilt hatte, ward jetzt zu Privateigenthum. Die Käuflichkeit der Offizierstellen, die noch bis zur französischen Revolution fortdauerte, die Schwierigkeiten, die das reine Verdienst emporzukom-

men hatte, lähmten die Kraft des Heeres und erlaubten den gemeinen Soldaten, sich ihre Verbindungen und Beziehungen im Volke zu suchen, dem sie eigentlich hatten entfremdet werden sollen. So wurde das Mark dem Heere zwar langsam, aber allmälig entzogen, das tapferste Volk von Europa kam dazu, eine Weile in der Meinung der Kriegskundigen herabzusinken, und die wohlriechenden Truppen des Marschalls Soubise wurden die Nachfolger Derer, die Turenne und Catinat geführt hatten.

Ein andres Hülfsmittel der absoluten Gewalt haben wir in der Civilregierung gesehen: es bestand in der allmäligen Auflösung der particularen Mittelpunkte, in der Aufhebung des Provinzialeinflusses, und in der beginnenden Centralisation. Aber im siebzehnten Jahrhundert konnten nicht, wie am Ende des achtzehnten, jene Entwürfe durchgreifend ausgeführt werden. Es handelte sich hier nicht um eine Departementalabtheilung, wonach das Ganze, welches die Hauptstadt ist, in den Besitz der Theile kommt; es konnte vielmehr nur von einer factischen Auslöschung des hervortretenden Rechts die Rede sein, das sich aber sogleich in ein lang überlebendes Privilegium verwandelte. Die ständischen Provinzen (pays d'états) verloren nicht das Recht, ihre Steuern nach Gutdünken zu vertheilen; nur hatte dasselbe nicht mehr einen wichtigen politischen Einfluß und den Anschein gro-

ßer Selbſtändigkeit. Die Gerichtsverfaſſung, ſo wenig ſie eine reine Macht für ſich war, und ſo ſehr ſie der Einfluß des Hofes trübte, war noch ganz auf den Gedanken des Lehnweſens beruhend. Die Gutsherren hatten die niedere Gerichtsbarkeit, und es fand ſogar eine Appellation von dem untergeordneten Gerichtsherrn (bas justicier) an den höheren (seigneur haut justicier) ſtatt. Die Stellen der Richter, von den Parlementen an bis in die baillages und senechaussées herab, waren käuflich und ein Privateigenthum. Die vielen öffentlichen Gewalten, die im Mittelalter beſtanden hatten, waren zwar jetzt in eine zuſammengezogen, aber dieſe hatte dagegen ihre Hemmungen in dem von Privatrechten durchſäeten Lande. Je weniger dieſe Privatrechte eigentlich Macht hatten und begründet ſchienen, deſto eigenſinniger waren ſie, ſich zu behaupten und den Misbrauch ihrer Exiſtenz für gutes Recht zu erklären. Wie das Verſinken des römiſchen Reiches in Privatexiſtenzen die äußere Grundlage war, woran ſich die zerſtörende Gewalt des Chriſtenthums aufweiſen konnte, ſo mußte auch hier das Mittelalter in Einzelvorrechte ſich zerſplittern, damit dieſe, von dem Mittelpunkte ihrer Kraft entfernt, eine Beute der franzöſiſchen Revolution würden. In der Civilregierung Ludwigs XIV lag alle Macht und Einheit, der eine Uebergangsſtufe bedarf; ihre gründliche Wahrheit jedoch konnte nur in der

folgenden Zeit beſtehen, die ſie anſtreben und vermitteln half.

Aber ſelbſt die Regierungsmittel, deren ſich dieſe Verwaltung bediente, mußten ebenſo ihren Sturz vorbereiten, wie ſie Gründe ihrer Erhebung waren. Wir haben die Einrichtung der Polizei preiſen müſſen, weil ſie das Zeichen und Symptom des ſeines eignen Bewußtſeins Herr werdenden Staates war. Aber die moderne Polizei konnte nicht wie die des Alterthums eine blos ſtaatsmäßig gebildete, von oben her eintretende und mit den Mitteln der Allgemeinheit die Ordnung erhaltende ſein. Denn da der neuere Staat aus Subjectivitäten und Einzelnheiten hervorgegangen war, und dieſe noch immerfort ſeine Grundlage ausmachten, ſo mußte die Polizei, wollte ſie die Herrſchaft über das Ganze erlangen, in die Tiefen dieſer Subjectivitäten hinabſteigen und, weil dieſe ein verſchloſſenes Eigenthum bildeten, das ſich ſolcher Anmaßung widerſetzt hätte, geheim werden. Die Heimlichkeit der Juſtiz, wie ſie ſich theilweiſe im Mittelalter in den weſtfäliſchen Vehmgerichten zeigte und etwa heute noch in der deutſchen Actenverſendung bemerken läßt, war im Ganzen verſchwunden; aber ſo geſchmeidig waren die Particularitäten noch nicht geworden, daß ſie öffentlich beaufſichtigt werden konnten, ſo ſtark war der jugendliche Staat noch nicht, daß er ſich dieſer Aufgabe hätte unterziehen können.

Die geheime Polizei ſollte nicht blos die Laſter betrachten und hemmen, die Leidenſchaften zurückhalten, die Verbrechen hindern und abwehren, ſondern ſie ſollte ſich inmitten dieſer ſelbſt begeben und ſie von dem Standpunkte ihres eignen Thuns aus niederdrücken und beſtrafen. Dadurch wurde Das, was bisher für den Auswurf und die Peſt der Geſellſchaft gehalten war, ein Gegenſtand näherer Anſicht und gründlichen Studiums; die Verletzung des Briefgeheimniſſes wurde zum erſten Mal aufgebracht und als hohe Erfindung geprieſen. Es gab eine Claſſe von Menſchen, welche Spitzbuben werden mußten, um Spitzbuben zu beobachten, und die Staatsmacht, welche die Polizei war, befleckte ſich durch das Hinabſteigen in die unterſten Dunſtkreiſe der Geſellſchaft, mit Demjenigen, was ſie, blos um Kenntniß davon zu erhalten, aufgeſucht hatte. Das Angeben wurde gehäſſiger, je näher man dem Verbrechen ſelber geſtanden hatte; die Polizei wurde jetzt gefürchtet, aber nicht mehr geachtet, und dieſes Mittel, deſſen ſich der Staat mit ſo vielem Glück bedient hatte, um ein Bewußtſein über ſich zu erhalten, war andrerſeits eben ſo geeignet, um die Ehrfurcht vor aller Regierung zu vermindern, die die ſchmuzigſten Wege nicht ſcheute, um zu einem oft ganz unwichtigen Ziele zu gelangen. Doch haben die Franzoſen während der letzten funfzig Jahre unter allen noch ſo veränderten Regierungs-

formen und bei allem Widerſpruch, der dagegen vorgebracht wurde, jener abnormen Bildungsweiſe der Polizei nicht entgehen können, die jetzt im Sinne politiſcher Parteien Verbrechen eben ſo gut zu ſchaffen wie zu verhindern weiß.

Wir haben ebenſo in der frühern Vorleſung die grade jetzt aufkommende Finanzkunſt als ein Hülfsmittel dieſer Regierung kennen gelernt. Colbert, der geiſtreiche Schöpfer dieſer neuern Richtung, verlieh dadurch Frankreich einen größeren Flor, als vor ihm geahnt oder von ſeinen ungeſchickten Nachfolgern verdorben werden konnte. Aber ſo, wie der Gedanke erwacht, die Kräfte des Staates allgemein zu benutzen und den Staat dadurch ernähren zu laſſen, mußte darin auch zugleich ein ungemeſſener Reiz liegen, der zu einem noch nicht ſichtbaren, aber tiefen Verderben führte. Die Theile des Staates, die die Laſt der Erhaltung trugen, waren noch nicht identiſch mit denen, die davon leben ſollten, und wurden mehr als eine neuentdeckte unverſiegende Quelle der Benutzung, der Bereicherung und des Gewinnes angeſehen, als daß man für ſie ſelbſt von dem Geſichtspunkte des Staates aus, und weil ſie dazu gehörten, hätte Sorge tragen ſollen. Wie in der neueren Zeit häufig behauptet worden iſt, daß die Schulden zu dem poſitiven Reichthum des Staates gehören, woraus denn folgte, daß Das, was man braucht, ſelbſt

eine Vermehrung des Vermögens iſt, ſo mußten damals noch vielmehr die Ausgaben als eine Wohlthat und als etwas durchweg Nützliches angeſehen werden. Das furchtbare Wort Ludwigs XIV: „ein König gibt Almoſen, indem er viel verſchwendet", iſt das Motto für dieſe Anſicht, wie das Wort: „der Staat bin ich", die Grundlage ſeiner Monarchie war. Bedenkt man, daß die Kriege, die der König führte, über 3800 Millionen koſteten; rechnet man den Aufwand für ſeine Gebäude dazu, die faſt an orientaliſche Pracht erinnerten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Bedrückungen der Steuern und Anleihen Alles übertrafen, was irgend eine vorangegangene Zeit geſehen hatte. Der Stempel, das Tabacksmonopol, die Kopfſteuer vereinigten ſich mit der Auflage der Einregiſtrirung (enrégistrement), um das Volk, über dem dieſe Steuern wie ein Verhängniß ſchwebten, zur Verzweiflung zu bringen und zu den größten Ausſchweifungen zu verleiten. Als Geburts- und Heirathsprotokolle endlich auch der Beſteuerung unterworfen wurden, gingen Viele in den Naturſtand zurück, heiratheten und tauften ohne weitere Formalitäten und zeigten, wie der Staat eine gewiſſe Grenze niemals überſchreiten darf. Die Finanzkunſt als Staatskraft ging, wie die Armee, die Civilregierung und die Polizei, in ihr Andres und Entgegengeſetztes über und bereitete jenen erſten und abſoluten Ban-

kerott vor, den wir in der Zeit der Regenz zu betrachten haben.

Wenn nun aber auch die Regierung Ludwigs XIV den Gedanken der Alleinherrſchaft in die einzelnen Körperſchaften und Stände, die ſich vorfanden, einzuarbeiten und ihnen anzupaſſen ſuchte, ſo muß zunächſt unterſucht werden, welche moraliſche Kraft dieſe ſelbſt hatten, um dafür ſtehen zu können, daß er in ihnen hafte. Es war für die Alleinherrſchaft nicht hinreichend, die verſchiedenen Seiten des Staates zu ergreifen; ſondern ſie ſelber hätten dazu kommen müſſen, ſeine Theile und Momente zu werden. Dies aber iſt es, worin der heutige Staat von dem des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ſich unterſcheidet.

Die Geiſtlichkeit hatte ſich ſo eng mit dem Hofe verbunden und durch ein weiches und ſchwaches Eingehen in ſeine Zwecke ſo ſehr alles Gefühl von Selbſtändigkeit verloren, daß ſie nicht mehr als eine Macht, worauf der Hof ſich ſtützen durfte, angeſehen werden konnte, ſondern vielmehr als ein Beiwerk und Ornament deſſelben, das ſeine Exiſtenz dieſem allein zu verdanken ſich brüſten mußte. Der Hof machte jetzt die Geiſtlichkeit, und wenn ſonſt ein Mann aus den unterſten Ständen der Geſellſchaft zu den höchſten Würden der katholiſchen Kirche emporſteigen konnte, ſo erhoben jetzt dazu nur politiſche Gründe, ſchlechte

Intriguen und sonstige Rücksichten, die mit dem Wohle der Kirche nicht die geringste Gemeinschaft hatten. So zum Mittel herabgestellt, sollte gleichsam die durch die dünn gewordene Geistlichkeit durchscheinende königliche Macht die göttliche ersetzen, und das Verbrechen des irdischen Hochverraths eine Bedeutung erlangen, die das der Blasphemie und Gottesleugnung verlor. Aber die Geistlichkeit wurde dadurch selber verweltlicht und hörte auf, eine Hülfe oder ein Mittel zu sein. Während sie Hirtenbriefe erließ, um die Regierung von den Unternehmungen der Contrebandiers zu befreien, bezeugen Schriften, welche unter der Regierung Ludwigs XIV gedruckt sind, daß sie selbst dem Verbrechen der Schmuggelei nicht fremd war und durch ihre bischöflichen Brüder in andern Ländern Einkäufe machte, die, mit dem unbescholtenen geistlichen Siegel versehen, an die französischen Mitglieder gelangten. Die Habsucht, der Geiz und der weltliche Sinn des Klerus werden vielfältig beschrieben. Mit ihnen mußte die Achtung und Ehrfurcht schwinden, welche die religiöse Kraft der Geistlichkeit sonst erwerben konnte, und dadurch auch eine Kluft zwischen der hohen und niedern Geistlichkeit begründet werden, die sich furchtbarer herausstellte, als es zuerst den Anschein hatte. Während die Häupter der Kirche durch den Verlust aller Selbständigkeit nichts Andres als Hofbediente im geistlichen Rocke waren,

wurden die niedern Kleriker, die Pfarrer der Städte und Dörfer, durch ihren armseligen, ja bettelhaften Gehalt den Interessen der Kirche vollkommen entfremdet. Mit dem Volke und der vom Hofgewühl abliegenden Gesellschaft verbunden, sogen sie ihre Meinungen, Ansichten und Vorurtheile ein, umgaben sie mit dem wissenschaftlichen Kleide, das ihnen zu Gebote stand, und traten im achtzehnten Jahrhundert nicht selten als Vorfechter neuer Gedanken und freisinniger Fortschritte auf. Der eine Theil der Geistlichkeit ging freiwillig durch die Hofluft, die er einathmete, unter; der andre nothwendig durch die Dürftigkeit, die ihn dazu führte, den gewöhnlichen Stand zu vergessen und mit seinen Wünschen in die allgemeine Gesellschaft zurückzutreten.

Dadurch, daß der Adel in der Selbständigkeit seiner Besitzungen und Schlösser vernichtet und dem Hofe von Paris unterworfen worden war, lag einerseits ein aufgehobenes Hinderniß der Regierung, dann aber wieder eine nicht mindere Beschwerde. Der Adel war nicht in seinem Sein, sondern nur in seinem Gelten zerstört. Vielmehr darin, daß er nicht selber galt, lag die Verbindlichkeit des Hofes, ihn zu erheben und mit dem Glanze, den er selbst missen konnte, zu schmücken. Aber wie hätte der Hof am Ende jenem Haufen sich immer mehr zeigender Abenteurer genügen können, oder wie hätten die Stellen in der

Armee und im Civildienſte hingereicht, um eine Claſſe von Menſchen zu erhalten, die der Hof um ſo eher vermehren zu können glaubte, als die Zahl ſeiner Geſchöpfe dadurch wuchs? Es mußten Mittel und Wege erfunden werden, um ſo außerordentlichen Anfoderungen, die eben in dem Aufheben der Selbſtändigkeit gerechtfertigt waren, begegnen zu können. Hochbetitelte Adelige, Herzoge und Pairs von Frankreich ließen ſich brevets d'affaires ausſtellen, wodurch ihnen geſtattet wurde, ſich mit Partiſanen zu verbinden und an ihren Geſchäften Antheil zu nehmen. Andere machten darauf aufmerkſam, daß Vergehen ungeahndet geblieben waren; ſie ſpielten die Rolle von Angebern der Verbrechen und gewannen ſo einen Theil der eingezogenen Strafe. Oft wurden dieſe Wege gegen Unſchuldige oder nur ſcheinbar Schuldige eingeſchlagen, und die Macht und das Anſehn des Denuncianten hatte wenigſtens die Wirkung, bedeutende Erpreſſungen herbeizuführen. Wenn dieſes aber die Mittel der Erhaltung waren, ſo konnte keine größere Tugend in der Bewahrung des ſo Erworbenen herrſchen. Die Spielwuth, die vom Könige anfing und bis in die unterſten Glieder des Adels fuhr, der Ruhm, der einen hohen, und mehr noch einen glücklichen Spieler begleitete, die Ehre, die darein geſetzt wurde, ſich zu verſchulden, der Ruf, den Jemand erlangte, wenn er ſeine Gläubiger gefoppt hatte, zei-

gen eine Versunkenheit, welcher nur der dünne Schleier des Namens und die noch nicht herangebildete Selbstständigkeit der unteren Stände zur Bemäntelung dienten. Was man, wie schon gesagt worden ist, für einen Gewinn des Staates hielt, denselben mit Anleihen und Schulden zu belasten, wurde auch von Privatpersonen gern eines flüchtigen Interesses wegen ergriffen, und die Lehre ward allgemein, daß hohe und altadelige Familien einer Täuschung bedürften, die am Besten mit denen vorgenommen werden konnte, welche sich nicht beklagen konnten, als sie dieselbe gewahr wurden. Der Adel der Gesinnung, die Ehrlichkeit, das Selbstbewußtsein schwanden zunächst aus den höhern Classen, und selbst die Ausdrücke dafür gewannen einen Nebengeschmack des Lächerlichen und Verächtlichen, der sie während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts begleitete. Wie hätte der Adel, seiner Tugenden beraubt, seiner Selbstständigkeit verlustig, und dem Spiele des Zufalls, der Abenteuerlichkeit und der Hofgunst preisgegeben, irgend eine andere Stelle und Bedeutung als die Geistlichkeit einnehmen sollen, der er nur dadurch zuvorkam, daß sein Stand nicht einmal den Schein eines substantiellen Inhalts, wie die Religion war, aufzuweisen hatte?

Die Parlamente waren unter Ludwig XIV gefügig geworden und hatten ihre politische Bedeutung verloren, aber dieser Verlust war kein gänzlicher, wie

er nach revolutionnairen Bewegungen durch eine Umwendung aller Verhältnisse einzutreten pflegt. Es war nur ein Verlust der Ausübung, nicht der Erinnerung, weder des Stolzes, den sie erregt, noch der Hoffnungen, die sie gibt. In kirchlichen Dingen, und diese hatten gerade damals die größte politische Wichtigkeit, benahmen sich die Parlamente sogar unter Ludwig XIV mit Festigkeit und Kraft. Die meisten ließen in ihre Register die vier Propositionen der gallicanischen Kirche von 1682 eintragen, während Ludwig, den die Unordnungen des Lebens frühzeitig herabbrachten, bei Papst Innocenz XII die Annahme und Publication derselben zu entschuldigen suchte. Wenn das pariser Parlament und einige andere Höfe auch die Bulle „Unigenitus" eintrugen, so geschah dies doch nur unter solchen Beschränkungen, die einem Widerstreben ähnlich sahen. Endlich zeigt nichts klarer und deutlicher, wie wenig die Parlamente vernichtet, sondern wie sie höchstens eingelullt waren, als das Erwachen nach dem Tode Ludwigs XIV. Daß man es sogleich wagte, nicht allein sein Testament zu cassiren, sondern auch ein Edict registrirte, welches Alles, was der König für seine natürlichen Kinder gethan hatte, vernichtete, beweist, wie wenig die Anmaßung, die Generalstände auf kleinem Fuße darzustellen, beseitigt war. Wenn die Geistlichkeit und der Adel sich dem Hofe angeschmiegt hatten und so zu

ihm selber geworden waren, so blieb in den Parlamenten ein starres zurückgesetztes und widerhakiges Element bestehen, das jede Gelegenheit ergriff, um frühere Rechte sich zuzulegen, das im Genusse der Opposition und des Beifalls, den sie sich erwarb, gern verharrte und endlich eben so verwundert als erschrocken war, eine Aufregung bewirkt zu haben, die nur bis zu der Grenze befriedigter Eitelkeit sich erstrecken sollte.

Zuletzt war es der dritte Stand, den die Regierung Ludwigs XIV zwar nicht berücksichtigt, aber doch hervorgebildet hatte, und der durch das Nichtanerkanntsein nicht minder als durch das stille Ausbilden aller seiner Kräfte einen Gegensatz vorbereitete, an dem die Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts zerschellen mußte. Sprach es gleich erst Sieyes vor dem Beginn der französischen Revolution aus, daß der dritte Stand die Nation sei, so war er es doch schon ein Jahrhundert vorher, nicht bloß der Anlage und Möglichkeit, sondern dem wirklichen Einflusse nach. Die neue Finanzkunst hatte es einsehen lassen, daß der Staat, um besser und reicher zu bestehen, industrielle Unternehmungen befördern müsse. Da der Adel wol den Erwerb durch die Verbindung mit Partisanen und durch Spiel, nicht aber durch die einfältigen und niedrigen Bemühungen des Handels und des Geschäftsfleißes liebte, so mußten Bürgerliche,

Juden und Italiener dazu verwandt werden. Dadurch setzte sich hier nicht allein ein gewisser Reichthum und ein Bewußtsein, das aus diesem zu kommen pflegt, fest, sondern auch ein selbständiges Gefühl von Freiheit, das der absoluten Gewalt widerstrebte. Bis zu einem gewissen Grade ist der Handelsstand genöthigt, freisinnigen Gedanken zu huldigen, wenn er auch eine feste Grenze hierin nicht zu überschreiten pflegt. Ihm kann nichts mehr entgegen sein als eine despotische Macht, die das seiner Natur nach Veränderliche nach unveränderlichen Gesetzen zu behandeln strebt. Nur der geschlossene, dichte, langsame und unbewegliche Caravanenhandel mag in despotischen Ländern oder vielmehr in der Wüste gedeihen. Im siebzehnten Jahrhundert mußte der Handel, welcher als Organ dienen sollte, bald eine selbständige Macht werden, die in ihren Anfoderungen die Regierung bedrängte und nach und nach mehr Freiheit verlangte, als man ihr gewähren zu können geglaubt hatte. Dem frei herumschweifenden Handelsgeiste schlossen sich, um den dritten Stand zu heben, Wissenschaft und Kunst, die Kenntnisse der untern Geistlichkeit und der Parlamentsmännet an. Diese Masse in der Entfernung und Dunkelheit gebildeter Kräfte zermalmte im Stillen während des achtzehnten Jahrhunderts Alles, was noch im siebzehnten Autorität, zuerkannte Rechte und den sie begleitenden Nimbus besessen hatte, und

zerſägte jenen Wald mittelaltriger Geſtalten ſo ſehr an ſeiner Wurzel, daß er, dem überraſchten Auge zur Verwunderung, auf den erſten Wink der franzöſiſchen Revolution einſtürzte, und den Raum anfüllte, ohne ſich je wieder erheben zu können. Der dritte Stand ſprach aus, daß er die Nation ſei, und Geiſtlichkeit, Adel und Parlamente ſchwanden wie gebannte Geiſter, die zwar noch erſcheinen, aber nicht mehr leben können.

Das Reich Ludwigs XIV ſank, weil es eine Durchgangsherrſchaft war, lediglich durch die Mittel, die es gebildet hatten. Der Gedanke der Ichheit foderte einen geiſtvollen Herrſcher, der nicht immer in der Folge der Geſchlechter zum Vorſchein kommt; die Armee konnte nur durch die Kraft dieſer Ichheit ſelber erhalten werden und mußte herabkommen, als dieſe ihr fehlte; die Civilregierung hatte die ſtaatsrechtlichen Beſonderheiten enthauptet, aber private Verſchiedenheiten, die ſie dafür gewonnen hatte, zu bekämpfen; die Polizei mußte nothwendig eine geheime werden und fiel dadurch in Verachtung; die Finanzkunſt artete in Verſchwendung aus und zerſtörte den Credit, den ſie gebildet hatte. Endlich waren die Geiſtlichkeit durch ihre Entwurzelung, der Adel durch den Verluſt alles Edeln, die Parlamente durch ihre ſtarren und eiteln Reminiſcenzen, der dritte Stand durch ſeine freie und vom Hofe abliegende Bildung

wenig geeignet, den Gedanken dieſer Monarchie durch ſich ziehen zu laſſen und zu den Momenten ihrer Einheit zu werden.

Wenn dieſe Monarchie troz dem noch ein Jahrhundert, nachdem ſie ſchon zu fallen begonnen hatte, lebte, ſo liegt der Grund dieſer Erſcheinung in der Verſunkenheit der Sitten und in den privatrechtlichen Formen, welche ſchwer zu bannen oder zu beſeitigen ſind. Das private und kaiſerliche Rom entwickelte während eines halben Jahrtauſends die Zuſtände ſeiner Beſonderheiten und ließ ſie nur nach einer mehrhundertjährigen Agonie vergehen. Ebenſo mußten hier, freilich in ſchnellerer Weiſe, alle Geſtalten der Lüderlichkeit durchgemacht werden, bis zu ihrem körperlichen und geiſtigen Ende. Unter Ludwig XIV. war die von Anna von Oeſtreich aus Spanien herübergebrachte Etikette noch eine Schranke zwiſchen der Sittenloſigkeit der Nation und dem ſie befördernden Hofe. Die verlezte oder wenig geachtete eheliche Treue, die Laſter, die aus derſelben hervorgehen, die Luſt, ein ſchnelles und abenteuerliches Glück zu machen, die Freigeiſterei, die die Religion herunterſezt, ohne bei der Bekämpfung ihrer Misbräuche ſtehen zu bleiben, waren alle ſchon in vollem Maße während der Regierung des Königs vorhanden; aber ſie waren nur noch die Umgebungen des anderweitigen geiſtigen und innerlichen Kerns; ſie waren ſelbſt noch

nicht der Inhalt und Gedankengang des Staates, das herrschende und leitende Princip seiner Bewegungen. Die Finanzkunst als Bankerott, die Ausschweifung als Inwendiges und Zweck sind erst die weitere Bedeutung der Regentschaft des Herzogs von Orleans, zu der wir in der nächsten Vorlesung gelangen werden.

Vierte Vorlesung.

Meine Herren!

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans ist am Ende der vorigen Stunde, ihrem Gedanken nach, von mir als die des sonstigen Inhalts ledige Sittenlosigkeit geschildert worden, die, von ihren etikettenmäßigen Schranken befreit, an das helle Tageslicht des achtzehnten Jahrhunderts tritt.

Zuvörderst fehlt es nach dem Tode Ludwigs XIV dem französischen Reiche an jener Spitze und Ichheit, die ihm im siebzehnten Säculum die einzige noch übriggebliebene Kraft und Bedeutung gegeben hatte. Das königliche Kind konnte nur dem Namen nach und in den öffentlichen Schaugepränge auftreten,

und die Regentſchaft ſelbſt, die nur durch die eigenmächtigen Beſchlüſſe des Parlaments ihre feſtere Begründung hatte, ſah ſich von außen durch die Anſprüche Philipps V, und von innen durch die Partei der Baſtarde Ludwigs XIV angefochten und einer durchaus ſicheren Grundlage beraubt. Hätte der Regent, den entſchiedenen Charakter Richelieus oder Cromwells gehabt, ſo würde das fehlende königliche Ich einen Erſatz in der Selbſtändigkeit des ſich dafür ſetzenden Wollens gewonnen haben; aber er war gerade die Kehrſeite davon und, wie der Herzog von Saint Simon von ihm ſagt, ſo ſehr gewohnt, außer ſich zu leben, daß es ihm unmöglich war, in ſich zurückzukehren. Nicht als wenn dem Herzoge von Orleans bedeutende Eigenſchaften gefehlt hätten; er war, was man in der Zeit ritterlich und tapfer nannte, ein Sinn für großartigen Edelmuth läßt ſich demſelben nicht abſtreiten, er pflegte die Wiſſenſchaften, namentlich die Chemie, nicht ohne Erfolge und erbat ſich ſchon unter ſeiner Regentſchaft vom Könige die künftige Leitung der Akademie der Wiſſenſchaften; Malerei und ſogar Muſik waren ihm befreundete Künſte, in ſeinem Weſen vereinten ſich Ueberblick, Beredſamkeit und eine damit verbundene hinreißende Liebenswürdigkeit: aber alle dieſe Eigenſchaften waren nicht von einem innern und kernigen Mittelpunkte ausgehend; ſie waren nicht der Wiederſchein eines

festen und sie erzeugenden Charakters, sondern vielmehr von außen her aufgenommen, zufällig und ohne innern Zusammenhang mit einander. Deswegen schlug die Tapferkeit oft in Kleinmuth und Feigherzigkeit, der Edelsinn oft in jähzornige Wildheit, die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten in gedankenlose Schwelgerei, und die Liebenswürdigkeit in ein unbesonnenes und unsittliches Betragen um. Weder hatte der Herzog von Orleans die Kraft, dem von ihm Ausgehenden das Gepräge seines Geistes mitzutheilen, noch auch das Talent, wie Ludwig XIV, das von Fremden Gemachte an sich zu ziehen und demselben eine von ihm kommende Einheit zu verleihen.

Diese Schwachheit des königlichen Princips in Frankreich gab sich zunächst in den äußern Angelegenheiten kund. Jener Wunsch, es nicht zu Extremen und zum Ausbruch von Kraftäußerungen kommen zu lassen, jene Hoffnung, Alles endlich zu vermitteln, auszugleichen und durch das diplomatische Maklergeschäft zur Abspannung und zur definitiven Langeweile überzuführen, welche auch den heutigen glücklichern Schicksalen des Hauses Orleans nicht gefehlt haben, thaten sich schon in der Zeit jener ersten Regentschaft hervor. Sie duldete es, daß England dem französischen Könige den Titel eines Königs von Frankreich versagte und ihn bloß mit dem eines allerchristlichsten Königs begrüßte. Sie verbot, um den

Spaniern zu gefallen, bei Todesſtrafe, daß kein Franzoſe in der Südſee erſcheinen ſolle, und ſie konnte weder mit der Tripel- noch mit der Quadrupelallianz ſich eine Achtung verſchaffen, welche oft dem alleinſtehenden Frankreich nicht gefehlt hat. Die politiſchen und diplomatiſchen Verhandlungen, die jetzt, meiſt von ihrer frühern Förmlichkeit befreit, unter der Leitung von Dubois beweglich und künſtlich geführt wurden, ergriffen die Nation nicht, die keinen Antheil daran hatte, und der bedeutungsloſe und bald beendigte ſpaniſche Krieg konnte dem militairiſchen Geiſte des Volkes weder Nahrung gewähren, noch den Ruf der Schlaffheit abwenden, der ſich über die Regierung des Regenten verbreitet hatte. Selbſt Czar Peter bewunderte bei ſeinem Aufenthalte in Paris nur den Cardinal von Richelieu in dem ihm gebauten Mauſoleum und wandte ſich von dem jetzigen franzöſiſchen Geiſte zu einer Vergangenheit ab, die ihn durch ihre Kraft allein anzuziehen vermochte. Nicht mehr konnte in den innern Angelegenheiten des Reiches die ſchon ihrem Principe nach kraftloſe Verwaltung eine neue Grundlage feſtſtellen. Vielmehr mußte Alles, was unter Ludwig XIV ſchon vorhanden war, ertragen und fortgeſchleppt werden. Bisweilen kam der Regierung der Gedanke, die Grundſätze des verſtorbenen Königs in ihrer Energie feſtzuhalten, aber er ſcheiterte daran, daß jene Perſönlichkeit verſchwunden war, von der ſie

allein ausgehen konnten. Der Herzog von Orleans war vollkommen gleichgültig in theologiſchen Dingen. Die Streitigkeiten der Janſeniſten und Moliniſten, die ſich unter der Regentſchaft fortſetzten, hatten jene erſte Bedeutung und Würde verloren, die ihnen die großen Männer des Port Royal verleihen durften, aber der Eigenſinn des Kampfes vermehrte ſich mit der wachſenden Unbedeutendheit der Gegenſtände und mit der Indifferenz des Volkes für dieſelbe. Dazu kommt der damals für ſehr wichtig gehaltene Streit zwiſchen dem Parlamente und den Pairs. Dürfen dieſe ihre Meinung ausſprechen, ohne ihre Kopfbedeckung abzunehmen? Muß der Präſident ſie begrüßen, wenn er ihre Stimmen fodert? Soll ihre Gegenwart in allen Urtheilen mit den Worten „les pairs y seants“ bezeichnet werden, oder darf man dieſe Gegenwart übergehen? Dieſes waren die wichtigen Fragen, die der Regent bejahend entſchied, um ſie nach wenigen Tagen wieder zu verneinen. Die Schwäche dieſer Regierung, der unbedeutende Inhalt, um den ſie ſich bewegte, und der gleichſam nur in abzumachenden Reſten einer vergangenen Zeit beſtand, konnte nur durch die Noth einer natürlichen Seuche wieder zu einiger Lebhaftigkeit geſteigert werden. Die Peſt, welche 1720 und 1721 in Marſeille und in der Provence ſich verbreitete, war, wenn auch weniger verheerend, als in ihrer orientaliſchen Heimat, doch

moralisch angreifender, weil sie unerwartet in ein gebildetes Land fiel. Wie ein wildes Thier, das unter Menschen, die ihm fremd stehen, losgelassen ist, einen größern Schrecken verbreitet als da, wo man seiner gewohnt wäre, so zerriß die Pest alle Bande der Gesellschaft. Verwandtschaft, Ehe und Freundesverhältnisse wurden gering, oder gar nicht geachtet, die Furcht erschuf einen kranken und auf sich stehenden Egoismus; die Gefahr, der das Leben ausgesetzt war, ließ auch die besten Kräfte desselben muthwillig verschwenden, und die aus ihren Schlupfwinkeln losgelassenen und nun entfesselten Leidenschaften wütheten verheerender als die Krankheit selbst, die sie erzeugt hatte. Wie wenig auch die französische Regierung der damaligen Zeit einer solchen Seuche Abhülfe zu bringen geeignet war, so sehr war die Krankheit doch dazu gemacht, die sinkenden Kräfte des Staates zu heben, indem sie ihnen eine Richtung ertheilte, die von den nichtigen Gegenständen ablag, die früher den Inhalt ihrer Beschäftigung ausgemacht hatten.

Was die Periode der Regentschaft auszeichnet, ist somit weder ein Einfluß und eine Gewalt nach außen zu, die dem Bewußtsein der Nation genügt, noch eine Veränderung im Innern, die die Grundlagen der Regierung Ludwigs XIV umgestellt hätten, sondern vielmehr eine Wandlung in den Sitten, die ihre steifen Formen verloren, ein Verschwinden des

noch übriggebliebenen ſtaatsrechtlichen Geiſtes in einen vollkommenen Privatſinn, und die demſelben entſprechende Geld- und Finanzwuth, die alle Kreiſe der Geſellſchaft ergriff. Wir wollen mit der letztern beginnen, weil ſie das Erſtere auslegt und einen klaren Blick in die von ihr abhängigen Verhältniſſe werfen läßt.

Die Finanzkunſt war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich noch kaum in ihrem Entſtehen. Die Banken, welche ſchon in Schweden, in Holland, in Genua und Venedig vortreffliche Dienſte geleiſtet hatten und die Beſtätigung ihrer heilbringenden Nützlichkeit durch die größere Ausdehnung, die man ihnen in England gab, fanden, waren in Frankreich wenig bekannt. Die ungeheuern Schulden, die Ludwig XIV hinterlaſſen hatte, das Deficit, in welches die Regentſchaft ſelbſt verfiel, machten allerdings eine neue Wendung in den Finanzen nothwendig; aber weil man ſelbſt noch in der Kunſt, ſie zu handhaben, roh war, ſo wurden anſcheinende Erfolge mit rückſichtsloſer Begeiſterung aufgenommen, ſowie jedes Unglück dann ſpäter wieder zum Verbrechen ausgelegt wurde. Law, ein Schotte, der ſo tief in die Lehre vom Staatscredit eingegangen war, daß er der damaligen Zeit myſteriös und räthſelhaft vorkam, heute aber Manches, was er lehrte, als überall verbreitetes Gemeingut erkennen würde, ein Mann,

der mit raſchen Combinationen und ungewöhnlichem Scharfblick auch Leichtſinn und übergroßes Selbſtvertrauen verband, übernahm es, das Privatvermögen und den Staatsreichthum, die bis dahin noch getrennte Gegenſätze waren, ſo in Verbindung zu bringen, daß durch den Wachsthum des einen die Spannkraft des andern vermehrt würde. Seine Bank ſollte ein Papiergeld erſchaffen, das leicht jedem Bedürfniſſe abhelfen konnte und deſſen Nothwendigkeit durch die Chikanen erhöht wurde, welche die Geſetzgebung beſtändig anwandte, um Gold- und Silbermünzen in Miscredit zu bringen und mit Hülfe des ſtarken Finanzglaubens gegen Papier herabzuſetzen. Eine weitere Ausſicht bot alsdann die indiſche Compagnie, die der Erwartung des Gewinns, der Speculationsſucht und dem Bedürfniſſe, Capitalien anzulegen, neue Bahnen eröffnete. Nicht allein die Hoffnungen, die man auf die Coloniſation von Louiſiana gründete, ſondern nähere Unternehmungen, als Manufacturen, Fiſchereien, Tabacksmonopole, Pachtungen und Generaleinnahmen wurden in den Kreis der Geſellſchaft gezogen. Sie trat nicht etwa bloß ermunternd für den Handel der Privaten auf, ſondern ſie riß ihn einzig und allein an ſich und gewährte dieſen nur in der Eigenſchaft von Actionnairen daran Theil zu nehmen. Niemals iſt wol eine Concurrenz größer, der Andrang zu den Geſchäften einer Geſell-

ſchaft bedeutender geweſen als hier in dieſer Zeit. Aber ſie ſelbſt beförderte wieder andrerſeits das davon abhängige Spiel, die Agiotage, und jene Gleichheit, die von den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft abſieht, um ſie nur nach dem Geldwerthe zu beurtheilen: Edelleute und Juden, Biſchöfe und Aebte, Janſeniſten und Moliniſten, Hofdamen und öffentliche Mädchen, Herren und Bediente, Franzoſen und Fremde ſtanden in den engen Räumen der Straße Quincampoix, theils um ſelbſt an den Geſchäften Theil zu nehmen, theils um die plötzlichen Schwankungen derſelben zu beobachten. Der Staat war dadurch in den Beſitz ſo vieler Geldmittel gekommen, daß er alle ſeine alten Creditoren befriedigen und dieſe durch die Capitalien, die ihnen zurückgegeben wurden, anfeuern konnte, dem vielverſprechenden und unberechenbaren Gewinne zu vertrauen, der das Reſultat von Unternehmungen ſein ſollte, die ſelbſt, um zu beſtehen, einen feſten und unerſchütterlichen Credit verlangten. Da kein Volk leichtgläubiger, hingebender und enthuſiaſtiſcher iſt als die Franzoſen, freilich um bald wieder in das andere Extrem des Mistrauens, des Verzweifelns und der Wuth zu verfallen, ſo war der erſte Erfolg ein ſo bedeutender, daß er alle Erwartungen übertraf. Ganz Europa intereſſirte ſich für die Geſchäfte der Bank und indiſchen Geſellſchaft wie ſpäterhin für die Geſchäfte der fran-

zösischen Revolution; Souveraine baten um Actien und erhielten sie mit einigem Widerstreben, kurz alle Gedanken und Richtungen des Staates ruhten einen Augenblick, um der neuen und unerwarteren Finanzbewegung Platz zu machen.

Aber das System des Schotten Law war nicht in seiner Wahrheit, sondern nur in seinen zuerst wunderbaren Erfolgen aufgefaßt und ergriffen worden. Die negativen Seiten, die es eben als Creditsystem haben mußte, waren niemals hervorgehoben, sondern mit positiven Hoffnungen und Versprechungen verdeckt worden. Law hatte selbst dieses ungeheuere Resultat nicht gewollt und mußte sehen, daß sein Gebäude wankte, weil es Maß und Plan überschritten hatte. Einige Capitalisten und Actionnaire, die ihr eignes ungeheueres Glück in Schrecken setzte, wollten ganz im Stillen etwas von dem Gewonnenen realisiren. Um nun solchem Abfalle zu begegnen, kam Law auf den Entschluß, die Bank und die indische Gesellschaft, welche bis dahin ganz getrennte Institute waren, mit einander zu vereinigen und die ganz verschiedenen Papiere gegeneinander auszutauschen. Nun aber selbst zur Agiotage genöthigt, was früher als eine unabwendbare Folge Andern überlassen werden konnte, unterstützten die härtesten Aushülfgesetze die Geschäfte der Bank. Der Besitz von Gold und Silber wurde mit Confiscation der Güter bestraft, die Privatagiotage

der Straße Quincampoix wurde verboten, und als alle diese Maßregeln nichts helfen wollten, der Werth der Bankbillets und der Actien auf die Hälfte herabgesetzt. Zwar wurde dieser Befehl zurückgenommen, zwar schlug die gegen Law verhängte Untersuchung zu seinem Vortheil und Ruhm aus, aber das Vertrauen war gebrochen, und als die in der Provence ausgebrochene Pest die Schäden der Gesellschaft vermehrte und ihren Credit erschütterte, als das Parlament, mürrisch und rachsüchtig wie immer, die Registrirung einiger Edicte verweigerte, verschwand plötzlich der erkünstelte Zauber, der bis dahin noch vorgehalten hatte. Die Bankbillets und Actien sanken wie späterhin die Assignaten, und Law mußte froh sein, arm und im Dunkel Frankreich zu verlassen, das er einen Augenblick wie ein vorübergehendes Gestirn beleuchtet hatte.

Diese erste Finanzkrise, welche Frankreich erlebte, hatte die Stände so durcheinandergewälzt, daß in den Sitten, Gebräuchen und Unterscheidungen große Veränderungen, gegen das Zeitalter Ludwigs XIV gehalten, eintreten mußten. Schon der Umstand, daß während der Minderjährigkeit Ludwigs XV fast kein Hof gehalten wurde, machte, daß auch nach oben zu ein vollkommenes Privatleben herrschte, und der Name roués, den der Regent seinen Umgebungen gab, zeigt etwa die Etikette, der sich ihre Zusammenkünfte zu rühmen hatten. Der Adel, der noch un-

ter der vorigen Regierung eine Abneigung gegen Handelsgeschäfte gehabt hatte, und den auch die Anstrengungen Colberts nicht dazu hatten vermögen können, wurde durch die Actien der indischen Compagnie, die in seine Hände kamen, zu kaufmännischen Speculationen verleitet, die, weil sie mehr die Natur des Spiels hatten, sich ihm erfreulicher und zugänglicher machten. Der Kaufmannsstand, welcher in dem Systeme von Law eine solche Wichtigkeit erlangte, konnte die einmal gewonnene auch nach dem Falle desselben nicht verlieren, und die Finanziers kamen immer mehr dem Staate gegenüber in die Lage, welche in den Zeiten des Mittelalters die Kirche allein einzunehmen berechtigt war. Die Börse von Paris, welche sich jetzt gründete, gab der Stadt eine Bedeutung für die mittlern Klassen, wie sie der Hof für die höhern und die Kirche für die Geistlichkeit hatte, und indem sie die Gewinnsucht der Provinzen und Derer, welche ihr Glück zu machen wünschten, anzog, trug sie mehr als alles Andre dazu bei, hier jenen Mittelpunkt zu erschaffen, von dem allein aus die französische Revolution möglich geworden ist. Die Ausdehnung, welche der Handel gewann, mußte ebenso einen günstigen Einfluß auf die Wege und Landstraßen ausüben, die noch unter Ludwigs XIV Regierung der natürlichen Wildheit überlassen waren, und die erst unter der Regentschaft gebahnt und geebnet wurden.

Alle dieſe veränderten Beziehungen mußten auf die Sitten bedeutend einwirken. Der Militairſtand, auf den eine um ſo kleinlichere Aufmerkſamkeit verwandt wurde, je weniger Gelegenheit vorhanden war, ihn zu gebrauchen, nahm die Eitelkeit, Aeußerlichkeit und Wichtigkeit einer Friedensarmee an und verlor durch den Mangel an Ausübung bis auf die Erinnerung früherer Tapferkeit. Die Religioſität, welche die Zügelung und Leitung der Welt verloren hatte, wurde immer mehr durch die äußerlichen Beſtrebungen untergraben, die ſich überall kundthaten, und ſelbſt nur noch als Aeußerliches dem Scheine nach hochgehalten. Lüderlichkeit und Bigotterie gingen, wie häufig Extreme, in einander über und begegneten ſich in denſelben Perſonen. An die Stelle des Glaubens trat ein Aberglaube, der Kartenlegerei und Wahrſagungen begünſtigte, und die Liebe zur Myſtik und zu Geheimniſſen aller Art führte um die damalige Zeit in Frankreich die der Leichtigkeit der Nation wenig anpaſſenden Freimaurerlogen ein. Das von öffentlichen Dingen, vom Kriege und von Allem, was ſonſt erhebt, abgehaltene Volk wandte ſich namentlich in den höheren Klaſſen dem Spiele zu, welchem es nicht mehr wie in der Zeit Ludwigs XIV in Privatkreiſen allein ſich ergab, ſondern dem öffentliche Häuſer oder, wie man ſie ſonſt nannte, Akademien errichtet wurden. Die Spielbanken, die noch

heute in Frankreich gefunden werden und durch die Abgaben, die sie bezahlen, ein Gegenstand auch des Staatsinteresses geworden sind, schreiben sich aus der Zeit der Regentschaft her. Zum Spiel gesellte sich die Sucht nach Vergnügungen anderer Art, und eine wahrhafte Wuth des Luxus, welche das System von Law erschaffen hatte. Die Maskenbälle, die jetzt aufkamen und einen noch größern Riß in das schon gebrochene eheliche Verhältniß machten; die Schlupfwinkel des Vergnügens, in welchen sich der Adel der Formen entledigte, die er bei sich noch bewahren zu müssen glaubte; die Lust, durch viele Bediente zu prangen, wie man ehemals mit zahlreichen Vasallen geglänzt hatte; die Trunkenheit, die ein beliebtes Laster wurde und der sich auch das zartere Geschlecht ergab; die Kaffeehäuser, die, jetzt angelegt, gleich in ungeheuerer Anzahl hervortraten und von der Stille und Einsamkeit des häuslichen Kreises abzogen: alle diese theils schädlichen, theils unschädlichen Veränderungen erzeugten eine Bewegung, eine gesellschaftliche Gemeinsamkeit und ein Ineinandergreifen der verschiedenen Secten, in deren Verfolge eine öffentliche Meinung und ein Bewußtsein später hervortreten konnte. Die Trachten selbst verloren jenen steifen und etikettenmäßigen Charakter, den sie zu Ludwigs XIV Zeit bewahrt hatten, und gingen mehr in das Leichtere und Veränderliche über. Auch von der Literatur

kann daſſelbe geſagt werden. Wenn gleich die alte Claſſicität der vorigen Periode verſchwunden war, wenn auch Fontenelle mit ſeiner affectirten Grazie der Geſchmacksrichter des Jahrhunderts wurde, ſo vermehrten ſich doch im Ganzen die Beſtrebungen in Wiſſenſchaft und Literatur, die franzöſiſche Proſa gewann einen Gehalt, wie ihn früher die Poeſie allein gehabt hatte, und Montesquieu und Voltaire zeigten in den Vorarbeiten ihrer Jugend, was das künftige Zeitalter von ihnen zu erwarten habe.

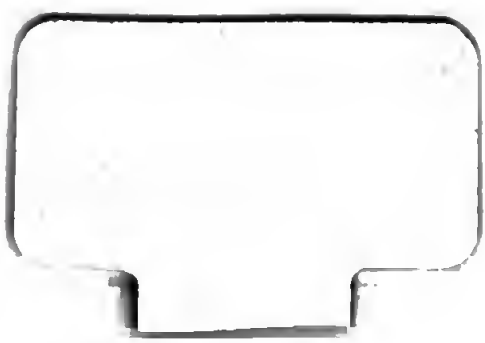
Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans iſt weder durch ihre Thätigkeit in äußern Verhältniſſen, noch durch ihre innere Kraft, wohl aber durch die Veränderungen bemerkenswerth, die während ihrer zehnjährigen Dauer in der Geſittung der Nation vorgingen. Das Privatleben löſte ſich von ſeiner öffentlichen Umhüllung und wurde der Inhalt der Zeit. Bis zu ſeinen unterſten Hefen haben es erſt Ludwig XV und ſeine Umgebungen ausgekoſtet; aber hier erhebt ſich ſchon, wie wir in der folgenden Vorleſung ſehen werden, die ſeiner überdrüſſige und nach andern Richtungen hinſtrebende Geiſtigkeit, deren plötzliches Auftreten nach langer Sammlung die franzöſiſche Revolution iſt.

Druckfehler.

Seite 151 Zeile 2, 3, 9, 14 von oben ließ Twardowski, statt Wardowski
— 214 — Z 15 v. o. l. aufgehobenen, st. aufgeschobenen
— 248 — 11 v. unten l. einem, st. einen
— 250 — 13 v. o. l. den, st. dem
— 266 — 4 v. u. l. Erstände, st. Entstände
— 267 — 15 v. o. l. Gerücht, st. Gericht.
— 274 — 1 v. u. l. entschiedener.
— 277 — 13 v. u. l. dem, st. den.

APR 22 1887
DEC 21 1888
JAN 3 1889

NOV 11 '60 H



Widener Library
3 2044 098 617 731

Digitized by Google